

**EINFÜHRUNG
PHILOSOPHIE**

Uwe Meixner

Einführung in die Ontologie

2. Auflage

WBG 
Wissen verbindet

Uwe Meixner
Einführung in die Ontologie

Uwe Meixner

Einführung in die Ontologie

2. Auflage

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

2., unveränderte Auflage 2011

© 2004 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt

Die Herausgabe des Werkes wurde durch
die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Einbandgestaltung: schreiberVIS, Seeheim

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-534-24306-8

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-534-71887-0

eBook (epub): 978-3-534-71888-7

Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung	9
1. Was ist Ontologie?	9
2. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen	16
II. Kategorien – eine erste Annäherung	18
1. Der Begriff der ontologischen Kategorie	18
2. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen	20
III. Transzendentalien – eine erste Annäherung	22
1. Der Begriff der Transzendentalie	22
2. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen	29
IV. Sprachliche Grundstrukturen	30
1. Namen, Prädikate, Sätze	30
2. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen	33
V. Individuen	35
1. Was sind Individuen?	35
2. Physische und nichtphysische Individuen, abhängige und unabhängige	37
a) Eigenschaftsindividuen und Tropen	41
3. Individuum und Teil	44
a) Individuen mit zeitlichen Teilen	49
4. Individuen und Individuale	51
5. Individuen, Individuale und Aktualität	60
6. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen	66
VI. Funktionen	68
1. Der Begriff der Funktion und die Kategorisierung von Funktionen	68
2. Individuenfunktionen und Sachverhaltsfunktionen	70
3. Individueneigenschaften, Sachverhaltseigenschaften und andere Eigenschaften	72
a) Ontologische Unterscheidungen bei Individueneigenschaften	77
4. Individuenrelationen, Sachverhaltsrelationen und andere Relationen	80
5. Prädikative und nichtprädikative Universalien und Exemplifikation	83
a) Das Universalienproblem und der Nominalismus	86
b) Universalien und Aktualität	96
6. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen	100
VII. Sachverhalte	102
1. Der ontologische Charakter der Sachverhalte und der sprachliche Zugriff auf sie	102

2.	Die auf Instantiierungssachverhalten beruhende Exemplifikationstheorie und andere Theorien der Exemplifikation	103
3.	Endlichlange diskrete Folgen, grobe und feine (Instantiierungs-)Sachverhalte und Propositionen	108
4.	Wie viele und welche Sachverhalte sind anzunehmen?	117
5.	Die Aktualität von Sachverhalten und der Aktualitätsrelativismus	127
a)	Eine ontologische Analogie: Aktualität und Gegenwärtigkeit	140
6.	Die Möglichkeit von Sachverhalten und abermals der Aktualitätsrelativismus	141
7.	Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen	146
VIII.	Normaluniversalien und Sachverhalte – Begriffe und Propositionen	149
1.	Der Zusammenhang zwischen dem Differenzierungsgrad von Sachverhalten und dem Differenzierungsgrad von Normaluniversalien	149
2.	Begriffe	151
3.	Ein Problem ontologischer Reduktion	154
4.	Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen	155
IX.	Sprachsinn, Sprachinhalt, Intension	156
1.	Die drei Stufen des Ausdrückens	156
2.	Was von Namen neben ihrem Sinn ausgedrückt wird: Singularisierungen	156
3.	Intensionen und Sprachinhalte	160
4.	Gleichförmige Semantik des dreistufigen Ausdrückens – und die Rolle des Referierens von Namen	161
a)	Das Paradox der Analyse	163
5.	Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen	165
X.	Kategorial heimatlose Entitäten	166
1.	Die Idee eines ontologischen Kategoriensystems	166
2.	Ereignisse, Zahlen, Mengen	167
a)	Ereignisse	167
b)	Zahlen	169
c)	Mengen	178
3.	Kann kategoriale Heimatlosigkeit überwunden werden?	185
4.	Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen	186
XI.	Ontologische Systeme	188
1.	Das Desiderat des systematischen Ansatzes in der Ontologie	188
2.	Ein regionales System von Kategorien	188
3.	Zwei Systeme des rekonstruktiven Nominalismus	189
4.	Mereologische Systeme	194
5.	Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen	197

XII. Ontologischer Vorrang?	199
1. Ontologische Bevorzugung und ontologischer Vorrang	199
2. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen	205
Danksagung	206
Literatur	207
Namenregister	213
Sachregister	214

I. Einleitung

In diesem Kapitel wird beschrieben, was Gegenstand und Methode der Wissenschaft der Ontologie oder Allgemeinen Metaphysik ist. Zwei erkenntnistheoretisch mögliche Deutungen von Gegenstand und Methode der Ontologie werden aufgewiesen. Die Frage des Erkenntnisanspruchs, den Ontologie erheben kann, ihrer Wissenschaftlichkeit und ihres Nutzens wird diskutiert, wobei Ontologie mit anderen Wissenschaften innerhalb und außerhalb der Philosophie verglichen wird.

1. Was ist Ontologie?

Das Thema dieses Einführungsbuches ist die Allgemeine Metaphysik oder Ontologie. Daneben gibt es die Spezielle Metaphysik, die jedoch nicht Thema dieser Einführung ist. In der Allgemeinen Metaphysik geht es, grob gesagt, um die Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen auf einer ganz allgemeinen Ebene, d. h. um die allgemeinsten Strukturen und Unterscheidungen im Wirklichen und Nichtwirklichen.

Gegenstand
der Allgemeinen
Metaphysik
oder Ontologie

Die Allgemeine Metaphysik hat dabei rein beschreibenden Charakter: Die Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen werden beschrieben, aber sie werden nicht erklärt. Wenn man nach Erklärungen sucht, dann ist das vielmehr ein Thema für die Spezielle Metaphysik. In der Speziellen Metaphysik geht es um Welt und Mensch, und dabei rücken dann auch gewisse kontingente Gegebenheiten dieser wirklichen Welt in den Mittelpunkt. Es wird gefragt: *Warum* bestehen diese kontingenten Gegebenheiten, wo sie doch als kontingente Gegebenheiten nicht bestehen *müssen*? Aber die Spezielle Metaphysik ist, wie gesagt, nicht das Thema dieser Einführung.

Gegenstand
der Speziellen
Metaphysik

Ihr Thema ist die Allgemeine Metaphysik, die Ontologie, deren Thema die Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen sind. Wenn man Wirkliches und Nichtwirkliches in einem Begriff zusammenfassen will, dann könnte man sagen: Es geht in der Ontologie um die Grundstrukturen des *Seienden* (daher der Name „Ontologie“, vom griechischen Wort „on“ – „seiend“). Wenn man so sprechen will, dann darf man freilich unter dem Seienden nicht eo ipso bloß das Wirkliche verstehen, sondern muss auch das rein Mögliche und das Unmögliche, wenn dergleichen vorhanden ist, als Seiendes gelten lassen. Etwas, das nicht wirklich ist, aber immerhin möglich – auch das muss als etwas Seiendes gelten können, und ebenso Unmögliches. Ansonsten würde man dem Anspruch der Ontologie nicht gerecht, eine allgemeinste Wissenschaft *von allem überhaupt* zu sein.

Es geht in der Ontologie nur um die Grundstrukturen, also die allgemeinsten Charakteristika des Wirklichen und Nichtwirklichen. Wenn man etwas Spezielleres ins Auge fasst, dann ist das schon nicht mehr ein Thema der Ontologie, sondern gegebenenfalls ein Thema der Speziellen Metaphysik, z. B. diese Welt und der Mensch in ihr: Was ist das Verhältnis von Welt und Mensch? Wie ist der Mensch in die Welt eingeordnet und auf sie bezogen? Warum gibt es eine Welt? Warum ist sie ausgerechnet *diese* da:

diese Welt, mit der wir konfrontiert sind? Alle diese Fragen zeigen Themen der Speziellen Metaphysik an. Wie ersichtlich wird in der Speziellen Metaphysik nicht nur auf Spezielleres eingegangen, sondern es werden auch Warum-Fragen gestellt, die man in einem kausalen Sinn, aber auch in einem finalen verstehen kann. So gelangt man zu der Frage nach der ersten Ursache und dem letzten Zweck der Welt und des Menschen in ihr. All dies – und vieles mehr – ist Thema der Speziellen Metaphysik.

Die Allgemeine Metaphysik, die Ontologie hat demgegenüber, wie erwähnt, rein beschreibenden Charakter. Es geht in ihr um eine Beschreibung der Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen.

Methode
der Ontologie

So weit zur Charakterisierung des Themas dieser Wissenschaft – denn das soll die Ontologie ja sein: eine Wissenschaft. Bei einer Wissenschaft wird nun nicht nur nach dem Gegenstandsbereich gefragt, nach dem Gebiet, mit dem sie sich befasst, sondern auch nach ihrer Methode. Wie kommt die Ontologie zu ihren Erkenntnissen? Sie soll uns ja Erkenntnisse vermitteln. Wie gewinnen wir also Einsicht in die Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen?

Dies kann im Wesentlichen auf zweierlei Weise geschehen. Wir könnten, zum einen, unsere Erfahrung betrachten, Erfahrung von der Welt, und daraufhin untersuchen, was denn ihre Grundzüge, ihre Grundcharakteristika sind, insbesondere die Fundamentalcharakteristika der Objekte, die uns in der Erfahrung begegnen, in all ihrer Mannigfaltigkeit. Dies ist der direkte Zugang zu den Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen.

Ontologie
und Sprache

Aber tatsächlich wird dieser direkte Zugang meistens nicht gewählt, sondern es wird ein Umweg über die Sprache gemacht (schon der erste Ontologe, Aristoteles, tat dies, wie seine Kategorienschrift zeigt). Die Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen werden betrachtet, insoweit sie sich in der Sprache niedergeschlagen haben. Also, um an die Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen erkenntnismäßig heranzukommen, betrachten wir die Grundstrukturen der Sprache, mit der wir über das Wirkliche und Nichtwirkliche sprechen. Dieser indirekte Zugang hat gegenüber dem schon beschriebenen direkten Zugang den Vorteil, dass die Strukturen der Sprache viel greifbarer für uns sind als unmittelbar die Strukturen der Erfahrung. Die Erfahrung ist ja im Fluss, und was in ihr allgemein und allgemeinst ist, das ist, unmittelbar genommen, ziemlich schwer auszumachen. Doch glücklicherweise hat sich das, was im Fluss der Erfahrung allgemeinst-strukturell ist, immer schon in der Sprache niedergeschlagen, hat sich dort quasi versteinert und ist somit konstant vor unseren Augen: in den Strukturen der Sprache, wobei die Strukturen der Sprache nicht etwa schon mit ihrer reinen Syntax oder Grammatik gegeben sind, sondern ihre semantischen Strukturen mitumfassen: Die Sprache ist sozusagen das Instrument, das uns die Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen enthüllt. Nicht durch direktes Hinschauen nehmen wir, in der Regel, Kenntnis von ihnen, sondern indem wir über Wirkliches und Nichtwirkliches sprechen, es in der intersubjektiven Sprache repräsentieren, die sich in Jahrhunderten herausgebildet hat, haben wir die Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen in der Sprache abgebildet und können von diesen, in der Reflexion auf die Sprache, Kenntnis nehmen.

Bezüglich der Wissenschaft der Ontologie gibt es zwei grundlegend verschiedene erkenntnistheoretische Ansätze, die zu zwei verschiedenen Deutungen des sprachlichen Zugangs zu den Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen – oder des Seienden – führen. Der eine Ansatz ist der *realistische* (oder, wenn man auf historische Ursprünge anspielen will, der *aristotelische*); den anderen Ansatz könnte man als *konstruktivistischen* (oder *kantianischen*) bezeichnen.

Der realistische Ansatz ist dieser: Die Grundstrukturen des Seienden sind, wie dieses insgesamt, an sich gegeben und spiegeln sich, durch die Erfahrung hindurch, in den Grundstrukturen der Sprache. Sie sind an sich da, werden abgebildet in der Sprache – wenn auch mit gewissen Verzerrungen –, und an der Sprache können wir sie mehr oder weniger wirklickeitsgetreu ablesen. Das ist die eine Deutung unseres erkenntnismäßigen Zugangs zu den Grundstrukturen des Seienden mittels der Grundstrukturen der Sprache.

Der realistische
Ansatz
in der Ontologie

Der konstruktivistische Ansatz ist ein anderer: Nach ihm sind die Grundstrukturen des Seienden, wie dieses insgesamt, nicht an sich gegeben, sondern jene Strukturen sind Projektionen der Grundstrukturen der Sprache in die Erfahrung. Beim konstruktivistischen Ansatz wird also das Projektionsverhältnis zwischen Sprache und Seiendem gewissermaßen umgekehrt zur realistischen Auffassung gesehen. Beim realistischen Ansatz prägen die Grundstrukturen des Seienden die Grundstrukturen der Sprache; beim konstruktivistischen Ansatz dagegen „prägen“ die Grundstrukturen der Sprache die Grundstrukturen des Seienden – „prägen“ zunächst in Anführungsstrichen, denn am Seienden, sofern es als *an sich gegeben* gilt, können die Grundstrukturen der Sprache natürlich nichts ändern. Auf das Seiende allerdings, sofern es als *erfahrungsabhängig* gilt, können sie sehr wohl einen Einfluss ausüben. Nach konstruktivistischer Auffassung sind die Grundstrukturen des – erfahrungsabhängig aufgefassten – Seienden nicht an sich gegeben, sondern was wir meinen, von Grundstrukturen des Seienden an sich gegeben einfach vorzufinden, das ist in Wahrheit eine Projektion unserer Sprache, eine Art Licht-und-Schatten-Muster, das die Sprache auf unsere Erfahrung wirft.

Der konstruktivistische
Ansatz

Wie auch immer man das Projektionsverhältnis zwischen Sprache und Seiendem deutet, ob realistisch oder konstruktivistisch, ob mit „Seiendes“ Seiendes an sich gemeint ist oder vielmehr erfahrungsabhängig Seiendes, es ist wichtig zu sehen, dass *der Inhalt* der Ontologie völlig gleich bleiben kann. Wir können – als realistische oder als konstruktivistische Ontologen – auf dieselben Grundstrukturen des Seienden, *das wir kennen*, geführt werden (und über Seiendes, das wir nicht kennen, können wir keine Aussagen machen); nur, als realistische Ontologen verstehen wir diese Grundstrukturen so, dass sie im an sich Seienden gegeben sind und sich in der Sprache spiegeln; und als konstruktivistische Ontologen verstehen wir sie so, dass sie im erfahrungsabhängig Seienden dadurch gegeben sind, dass sie auf unsere Erfahrung durch die Sprache projiziert werden. Denkbar ist auch, dass Konstruktivismus und Realismus in der Ontologie beide *in Totalität genommen* falsch, aber *partiell* richtig sind, wobei wiederum ganz verschiedene Aufteilungsverhältnisse zwischen beiden Positionen denkbar sind – ohne dass wir das Geringste davon feststellen könnten. Zentrales Er-

kenntnisinstrument der Ontologie ist jedenfalls die Sprache, sowohl bei realistischer als auch bei konstruktivistischer Auffassung des Seienden und seiner Grundstrukturen.

Linguistische
Relativität
der Ontologie?

Es wird manchmal behauptet, verschiedene Sprachen implizierten verschiedene Ontologien (das ist die so genannte *linguistische Relativitätstheorie*; siehe dazu [1-1], Kap. 4) – was, falls wahr, ein Beleg dafür wäre, dass der Konstruktivismus wenigstens partiell richtig ist. Doch kann diese These nicht als hinreichend gut begründet gelten. Zum Beispiel sind die angeführten angeblichen ontologischen Unterschiede zwischen Sprachen zu speziell, um als ontologische Unterschiede gelten zu können. (Man könnte somit eher von einer Sprachrelativität der Speziellen Metaphysik sprechen.)

Der konstruktivistische Ansatz in der Ontologie ist ein idealistischer. Die Sprache hängt vom Menschen ab, ist Menschenwerk; deshalb wird, wenn der konstruktivistische Ansatz richtig ist, die Grundstruktur des ohnehin schon als erfahrungsabhängig geltenden Seienden ebenfalls zu Menschenwerk: als eine Projektion der Sprache. Gäbe es uns nicht und keine Sprache, dann gäbe es auch keine Grundstrukturen des erfahrungsabhängig Seienden, wie es ja auch dieses selbst nicht gäbe. Es ist zwar logisch möglich, dass es dennoch irgendwelche Grundstrukturen des *an sich* Seienden gäbe; aber gemäß dem konstruktivistischen Ansatz gilt jedenfalls, dass wir keinerlei Vorstellung davon haben können, welche diese Grundstrukturen wären. Nach realistischem Ansatz hingegen gilt: Wenn es keine Sprache und uns nicht gäbe, so wären die Grundstrukturen des Seienden dennoch genau die, die wir kennen und von denen wir uns doch recht genaue Vorstellungen machen können; denn diese Grundstrukturen sind unabhängig von uns und unserer Sprache (wenngleich sie sich in ihr spiegeln).

So viel sei zum realistischen und zum konstruktivistischen Ansatz in der Ontologie gesagt. Für den Inhalt der Ontologie ist es, wie gesagt, unerheblich, welcher der beiden Ansätze der richtige ist. Nicht unerheblich ist diese Frage hingegen für den Erkenntnisanspruch, der mit dem Betreiben von Ontologie verbunden wird. Der Erkenntnisanspruch der Ontologie wird uns allerdings in den folgenden Kapiteln nicht weiter interessieren, sondern vielmehr *der Inhalt* der Ontologie, der es in jedem Fall wert ist, zur Kenntnis genommen zu werden, gleichgültig welcher erkenntnistheoretische Anspruch damit verbunden wird.

Frage des
Erkenntnisanspruchs
der Ontologie

Ich will aber an dieser Stelle der epistemologischen Frage des Erkenntnisanspruchs der Ontologie noch ein wenig nachgehen. Ein Erkenntnisanspruch kann sich auf zweierlei beziehen: auf die Objektivität der Erkenntnisse und auf ihre Begründungssicherheit. Bezüglich der Objektivität der ontologischen Erkenntnisse erheben gänzlich realistisch ausgerichtete Ontologen hohe Ansprüche. Diese Ansprüche werden tiefer gehängt, je weiter man sich vom realistischen Paradigma der Ontologie in Richtung des konstruktivistischen entfernt. Ein gänzlich konstruktivistisch ausgerichteter Ontologe kann keinerlei Anspruch auf Objektivität erheben, sondern nur auf Intersubjektivität (die er aber „Objektivität“ nennen mag, so wie er schlechthin vom „Seienden“ spricht, wo er nur erfahrungsabhängig Seiendes meint).

Sowohl realistisch wie konstruktivistisch ausgerichtete Ontologen sind sich aber heutzutage darüber im Klaren, dass bezüglich der Begründungs-

sicherheit ontologischer Erkenntnisse keine hohen Ansprüche erhoben werden können. Der erkennende Blick auf die Grundstrukturen des Seienden, ob sie konstruktivistisch oder realistisch gedeutet werden, ist ein wesentlich unsicherer. Die Geschichte und die Gegenwart der ontologischen Wissenschaft bestätigen diese wesentliche Unsicherheit ontologischer Erkenntnis, die ihren natürlichen Ursprung schlicht in der Globalität und Allgemeinheit der ontologischen Aussagen haben dürfte. Angesichts der vielen andauernden ontologischen Kontroversen kann man nur konstatieren: Ein großes Ausmaß an intersubjektiv verbindlicher Begründungssicherheit dürfte in der Ontologie nicht zu gewinnen sein. Die meisten ontologischen Phänomene, so wie sie sich in den Strukturen der Sprache zeigen, kann man offenbar fast immer *so-aber-auch-anders* sehen, also darüber ganz unterschiedliche und unvereinbare Theorien entwickeln. Die Strukturen der Sprache sind also keineswegs derart, dass sich die Grundstrukturen des Seienden einfach an ihnen ablesen ließen. Die Sprache ist für den Ontologen kein offenes, in eindeutiger Weise entzifferbares Buch. Insbesondere würde ein *naiver* semantischer Realismus, der jede sprachliche Erscheinung ontologisiert, ebenso wie ein *naiver* erkenntnistheoretischer Realismus, der alle Erscheinungen der Erfahrung so nimmt, wie sie sich eben darbieten, zu Widersprüchlichkeiten führen. (Widersprüche treten bereits auf, wenn hinter jedem Prädikat eine Universalie gesehen würde; siehe dazu Kap. VI.5.a.)

Die Erscheinung der theoretischen Mehrdeutigkeit der Phänomene kennt man freilich auch aus dem Bereich der Naturwissenschaften; aber dort ist sie keine Erscheinung, bei der stehen geblieben wird. Hingegen, wenn die Auffassungen von kompetenten Philosophen, die über ontologische Themen gearbeitet haben, sich diametral gegenüberstehen, dann bleibt es gewöhnlich dabei. Wir werden die großen ontologischen Kontroversen näher kennen lernen, die allesamt von solcher Art sind, dass ihre Entscheidung oder Auflösung alles andere als in Sicht ist.

Es ist also festzustellen, dass sich in der Ontologie keine Erkenntnisse gewinnen lassen, die von einer vergleichbaren intersubjektiven Sicherheit wären wie die Erkenntnisse der Logik oder Mathematik, aber auch keine Erkenntnisse, die von einer vergleichbaren Sicherheit wären wie geschichts- oder naturwissenschaftliche. Der Grund hierfür dürfte, wie gesagt, die Allgemeinheit und Globalität ontologischer Aussagen sein.

Hinzu kommt, dass Ontologie in hohem Maße *holistisch* ist. Dies bedeutet, man kann eine einzelne ontologische These gar nicht recht guten Gewissens für sich genommen entscheiden und sagen „Das ist richtig“ oder „Das ist falsch“, sondern man müsste eigentlich in erster Linie ganze Systeme von ontologischen Aussagen vergleichen und im Anschluss daran etwa so urteilen: „Dieses System steht – insgesamt gesehen, was seine Reichweite angeht und seine Übereinstimmung mit den Grundstrukturen des Seienden, so wie sich in der Sprache zeigen – am besten da.“ Für eine einzelne ontologische These kann man daran anschließend möglicherweise die folgende Schlussfolgerung ziehen: „Diese These ist richtig, weil sie, und nicht ihr Gegenteil, sich in dieses größere System einordnen lässt, das insgesamt am besten dasteht.“ Das Problem ist nur: Gut ausgearbeitete ontologische Systeme liegen kaum vor. Somit bleibt es denn doch in der

Holismus
der Ontologie

ontologischen Praxis bei lokalen Entscheidungen über einzelne ontologische Thesen (mit all der Kurzsichtigkeit, die in solchen Entscheidungen liegen kann) – obwohl es in der Ontologie eigentlich keine lokale Entscheidbarkeit gibt. (Es ist aber klar, dass man beim Systemaufbau jedenfalls provisorisch lokale Entscheidungen fällen muss.)

Doch selbst wenn man das Systemganze zur Verfügung und unentwegt im Blick hätte (was man nicht hat), so ist gar nicht ausgeschlossen, dass man auf das folgende Phänomen stieße: dass es ontologische Gesamtsysteme gibt, die sich widersprechen, aber die insgesamt gesehen im Hinblick auf die Daten gleich gut dastehen. Die Begründung des einen Systems ist so gut wie die Begründung des anderen Systems, und dennoch widersprechen die beiden sich. Da hätten wir dann also zwei echt alternative ontologische Theorien, zwei Beschreibungen der Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen, ohne dass wir in begründeter Weise entscheiden könnten, welche die bessere, d. h. wahrheitsgemäßere ist.

Somit: Einzelne ontologische Thesen lassen sich lokal ohnehin nicht gut entscheiden; man muss den Blick auf das Ganze werfen, auf die Gesamtsysteme, in die sie einordenbar sind (oder auch nicht). Aber abgesehen davon, dass ontologische Gesamtsysteme kaum vorliegen (jedenfalls kaum in solchen Formen vorliegen, die modernen logischen Ansprüchen genügen), kann es sein, dass, lägen sie denn optimal ausgearbeitet vor, sich kein ontologisches Gesamtsystem als das beste, bestbegründete, auszeichnen ließe.

Begründungsmäßige
Unterbestimmtheit
von Theorien

Die Erscheinung der begründungsmäßigen Unterbestimmtheit von Theorien ist nun freilich nichts, was der Ontologie allein eigentümlich wäre; sie kommt auch in anderen Wissenschaften, auch in den Naturwissenschaften vor. Aber es besteht doch dem Grad nach ein erheblicher Unterschied zwischen Naturwissenschaften und Ontologie hinsichtlich begründungsmäßiger Unterbestimmtheit. Zudem ist es bei den Wissenschaften außerhalb der Philosophie stets so, dass sich trotz prinzipiell vorhandener begründungsmäßiger Unterbestimmtheit in einer Situation der Konkurrenz von Theorien stets in relativ kurzer Zeit *eine* Theorie als die allgemein akzeptierte durchsetzt. Das ist nun zwar einfach eine Tatsache der Soziologie der Wissenschaften, deren erkenntnistheoretische Bedeutung man nicht überbewerten darf. Doch ist andererseits nicht zu bezweifeln, dass das Sprechen mit einer Stimme der Autorität einer Wissenschaft sehr förderlich ist, ein Durcheinander von Meinungen hingegen abträglich.

Das Sprechen mit einer Stimme hat es nun nicht nur in der Ontologie, sondern auch in der Philosophie insgesamt niemals gegeben. Eine disharmonische Polyphonie ist der Philosophie offenbar wesentlich. Dies ist oftmals beklagt worden, hinsichtlich der Metaphysik, ob der Allgemeinen oder der Speziellen, insbesondere von Kant (siehe [1-2], Vorrede zur zweiten Auflage, S. 24, und [1-3], S. 113). Und viele (inklusive Kant; siehe wiederum [1-2] und [1-3]) haben den Misstand, den dies nach ihrer Meinung darstellt, zu beseitigen versucht – ohne Erfolg (natürlich).

Warum aber sollte man sich mit einer Wissenschaft abgeben, die weder hinreichend begründungssicher ist, noch es zustande bringt, eindeutige Ergebnisse vorzulegen, so dass man sagen könnte: „Die Ontologie lehrt uns ...“ (so wie man sagen kann: „Die Physik lehrt uns ...“)? Kann man dergleichen überhaupt als Wissenschaft ansehen?

Für Wissenschaftlichkeit ist es jedoch hinreichend, dass hinreichend klare Begriffe im Hinblick auf die systematische wahrheitsgemäße Beschreibung eines Gegenstandsbereichs in intersubjektiv verständlicher Weise argumentativ eingesetzt werden. Die intersubjektive Eindeutigkeit und Sicherheit der erlangten Ergebnisse sind demgegenüber für Wissenschaftlichkeit nicht notwendig. So gesehen, kann die Ontologie eine Wissenschaft sein.

Wissenschaftlichkeit
der Ontologie

Zudem: Obwohl wir wohl nicht mit intersubjektiver Gewissheit zu dem richtigen ontologischen System vordringen können, bleibt es doch dabei, dass wir uns durch die Beschäftigung mit Ontologie auf jeden Fall Klarheit über die ontologischen Alternativen verschaffen können. Was sind überhaupt die Optionen in der Beschreibung der Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen? Darüber kann Ontologie in jedem Fall verlässliche Auskunft erteilen.

Der alternativistische Charakter der Ontologie wird mich freilich nicht hindern, neben dem Beschreiben von Optionen und Alternativen im Folgenden auch eindeutige, begründete ontologische Behauptungen aufzustellen. Leser und Leserin können aber getrost davon ausgehen, dass wie in der Philosophie insgesamt, so auch in der Ontologie im Besonderen keine Meinung unwidersprochen bleibt.

Ein eindeutig ausgezeichnetes ontologisches System, von dem wir definitiv wissen, dass es richtig ist, wird sich schwerlich finden lassen. Aber Klarheit über die ontologischen Alternativen – das können wir sehr wohl gewinnen. Der wissenschaftliche Fortschritt in der Ontologie, der Allgemeinen Metaphysik, muss sich auf die immer klarere, immer systematischere und immer umfassendere Herausarbeitung der Alternativen in der Beschreibung der Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen beziehen. In dieser Hinsicht bleibt noch vieles zu erringen.

Wissenschaftlicher
Fortschritt
in der Ontologie

Es ist auch nicht ganz ausgeschlossen, dass, wenn man umfassende ontologische Systeme wirklich einmal ausgearbeitet vor sich hätte, vollständig ausgearbeitet, dass sich dann doch eines von ihnen als das erkenntnismäßig beste erwiese. Aber umfassende ontologische Systeme liegen eben noch nicht ausgearbeitet vor – in Formen, die modernen logischen Ansprüchen genügen –, wenn auch zweifellos mehr oder minder weit reichende Ansätze zu solchen vorhanden sind (siehe etwa [1-4]).

Noch einige Worte mehr zum Nutzen der Ontologie, der angesichts der Begründungsunsicherheit der Ontologie dahingestellt erscheinen mag, sind sicherlich angebracht:

Nutzen
der Ontologie

Wie jede Wissenschaft hat die Ontologie den Nutzen, dass sie Erkenntnisse über ihren Gegenstandsbereich – im Falle der Ontologie: über die Grundstrukturen des Seienden – erarbeitet und systematisch darstellt (mag dies bei der Ontologie auch nur in Alternativen aufweisender und klärender Weise geschehen). Diese Erkenntnisse sind ihrerseits nützlich für die Philosophie, die in ihren Reflexionen unausgesetzt auf ontologische Begriffe angewiesen ist. In der Philosophie des Geistes, beispielsweise, ist ständig von mentalen Eigenschaften, Ereignissen, Sachverhalten, Zuständen usw. die Rede (siehe hierzu etwa [1-5]). Häufig geht es darum, wann Entitäten gleicher Art, z. B. Eigenschaften, miteinander identisch sind und wann nicht, und die Antworten, die gegeben werden, sind oft mehr oder

weniger über den Daumen gepeilt, ohne eingehende systematische Überlegungen ad hoc an den Haaren herbeigezogen. Zur richtigen Einschätzung des theoretischen Wertes von dergleichen kann es von Nutzen sein, über Kenntnisse in der zuständigen Wissenschaft zu verfügen, oder besser noch: selbst aktiv in ihr gearbeitet zu haben.

Ontologie kann auch für die Einzelwissenschaften hilfreich sein, denn Grundstrukturen des Seienden werden in ihnen beständig implizit thematisiert. Nicht immer kann es bei dieser Anonymität des Ontologischen bleiben, da gelegentlich zentrale Entscheidungen, die die Interpretation von Theorien angehen, von Antworten auf ontologische Fragen abhängen. Was z. B. ist der ontologische Charakter quantenphysikalischer Entitäten? Sind das noch Individuen? Gibt es denn eine Alternative dazu, sie als Individuen aufzufassen?

In Wissenschaft und Leben sind die Annahmen, die auf der ontologischen Ebene gemacht werden, wegen ihrer Allgemeinheit zum einen unauffällig, zum anderen aber eben wegen ihrer Allgemeinheit in sehr weitreichender Weise für Denken und Handeln bestimmend. Es ist daher vernünftig, sich selbst über jene Annahmen Rechenschaft abzulegen, mit anderen Worten: Ontologie zu betreiben.

Nachdem wir über den Erkenntnisweg der Ontologie gesprochen haben, also darüber, wie man an die Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen erkenntnismäßig herankommt, und über zwei Deutungen dieses Erkenntnisweges, die realistische Deutung und die konstruktivistische, sowie über die (bescheidenen) Erkenntnisansprüche, die man als Ontologe erheben kann, und den Nutzen, den Ontologie dennoch hat, seien im nächsten Kapitel erstmals die Grundstrukturen des Seienden selbst thematisiert, die den Gegenstand, das Thema der Ontologie ausmachen. Was gehört zu diesen?

2. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen

Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde die Allgemeine Metaphysik oder Ontologie bestimmt als die rein beschreibende Wissenschaft von den Grundstrukturen des Seienden. Diese lassen sich an den Strukturen der Sprache ablesen, wobei offen bleiben kann, ob sie an sich gegeben sind und sich in der Sprache spiegeln (realistischer Ansatz) oder von der Sprache auf das erfahrungsabhängig Seiende projiziert sind (konstruktivistischer Ansatz). Wegen der Globalität und Allgemeinheit ontologischer Aussagen bei gleichzeitiger Unterbestimmtheit durch die Daten ist die Begründungssicherheit ontologischer Behauptungen eine geringe – insbesondere dann, wenn sie nicht im Rahmen eines umfassenden ontologischen Systems aufgestellt werden. In der Abwesenheit definitiver ontologischer Erkenntnis besteht die wissenschaftliche Aufgabe der Ontologie in der umfassenden Herausarbeitung ontologischer Alternativen.

Lektürehinweise

Zur historischen und systematischen Orientierung sei verwiesen auf die mit Einleitungen versehenen Textsammlungen [1-6] und [1-7] zur Ontologie und zur Speziellen Metaphysik. Auskunft darüber, was Ontologie ist und soll, gibt in übersichts-

mäßiger Form [1-8]. Sehr hilfreich für viele Themen, die im Folgenden zur Sprache kommen, und zur Orientierung bezüglich Metaphysik und Ontologie überhaupt sind die Lexika [1-9] und [1-10]. Empfehlenswert ist diesbezüglich, und insbesondere im Hinblick auf die in diesem Buch zur Sprache kommenden Themen, auch die englischsprachige Textsammlung [1-11]. [1-12] schließlich ist ein neueres deutschsprachiges Einführungswerk zur Ontologie.

Fragen und Übungen

Versuchen Sie, aufgrund der Vorgaben dieses Kapitels einige Beispiele für ontologische Aussagen zu finden, am besten sowohl offensichtlich wahre als auch offensichtlich falsche, als auch kontroverse ontologische Aussagen.

II. Kategorien – eine erste Annäherung

In diesem Kapitel wird gesagt, was unter einer ontologischen Kategorie im strengen und im weiteren Sinn zu verstehen ist.

1. Der Begriff der ontologischen Kategorie

Einen wesentlichen Aspekt der Grundstruktur des Seienden betreffen die *ontologischen Kategorien*. In dieser Einführung in die Ontologie wird die Behandlung der ontologischen Kategorien einen großen Raum einnehmen: welche Begriffe ontologische Kategorien sind, in welchen Beziehungen sie zueinander stehen, welche sicher erfüllt sind und bei welchen die Erfüllung eher zweifelhaft ist. Aber um eine erste Vorstellung davon zu vermitteln, was denn ontologische Kategorien sind, seien einige Beispiele für Begriffe angeführt, die *im weiten Sinn* ontologische Kategorien sind und als ontologische Kategorien *im strengen Sinn* jedenfalls zunächst in Frage kommen: *Individuum, Eigenschaft, Sachverhalt, Ereignis*.

Im weiteren Verlauf dieses Buches wird sich zeigen, dass es theoretische Vorteile hat, den Begriff der Eigenschaft nicht als ontologische Kategorie im unten beschriebenen strengen Sinn zu verwenden, und beim Begriff des Ereignisses erweist es sich sogar, dass eine solche Verwendung nicht sinnvoll wäre. Aber einstweilen brauchen wir darauf noch keine Rücksicht zu nehmen, und ich werde den Begriff der Eigenschaft (gelegentlich auch den des Ereignisses) bis auf weiteres (also vorübergehend) als eine Kategorie im strengen Sinn gelten lassen, wie Individuum und Sachverhalt.

Ontologische
Kategorien
als allgemeinste
Einteilungsbegriffe

Aus den angeführten Beispielen ist ersichtlich: Ontologische Kategorien sind ganz allgemeine Einteilungsbegriffe für Seiendes überhaupt. Zu betonen ist: Es handelt sich bei ihnen um *ganz allgemeine* Einteilungsbegriffe. Ein Begriff wie *Mensch* hingegen, oder *Tier* oder *Lebewesen*, wäre viel zu speziell, um als ontologische Kategorie gelten zu können. Die Unterscheidungen, die die letztgenannten Begriffe ermöglichen, sind schon zu partikular, um Thema der Ontologie zu sein. Sie gehören woanders hin, nämlich in die Biologie, in der es nicht um die Grundstrukturen des Seienden geht, sondern darum, was in einem gewissen Teilbereich des Seienden, in einer speziellen Region von ihm, der Fall ist. Selbstverständlich ist die Unterscheidung zwischen Mensch und Pflanze, z. B., ebenfalls eine Unterscheidung im Bereich des Seienden, aber doch schon eine relativ spezielle – zu speziell für die Ontologie.

Entität ist ein
allumfassender
ontologischer Begriff

Ontologische Kategorien könnte man auch als „ontologische Arten“ (in Analogie zu „biologische Arten“) bezeichnen, und manche von ihnen dann als „oberste Seinsarten“ – „oberste“ deshalb, weil sie die erste Größeneinteilung des Begriffs *von allem überhaupt* bilden. Der Begriff von allem überhaupt ist der Begriff *Entität* (nach dem scholastischen Kunstwort „entitas“, das von „ens“ – „seiend“ – abgeleitet ist, wobei „ens“ als Partizip Präsens zu „esse“, das ursprünglich kein Partizip Präsens hatte, ebenfalls eine scholastische Neuprägung ist). Wir alle sind Entitäten. Zahlen sind aber auch Entitäten. Eigenschaften sind Entitäten – und was nicht sonst noch alles ebenfalls. Alles überhaupt ist eine Entität.

Obwohl der Begriff der Entität keine Unterscheidungen ermöglicht, ist es dennoch sehr nützlich, das Kunstwort „Entität“ zur Verfügung zu haben. Man verwendet es, um ganz allgemein über Seiendes – sei es wirklich, bloß möglich oder gar unmöglich – zu sprechen. Der Begriff der Entität ist jedoch klarerweise keine Kategorie, denn er ist kein Einteilungsbegriff, trägt er doch zu keinerlei Einteilung bei. (Weiteres zum Begriff *Entität* findet sich im nächsten Kapitel.)

Die obersten Seinsarten, die obersten ontologischen Kategorien, generieren die erste Großeinteilung des Begriffs der Entität, d. h.: sie bedingen die erste vollständige Aufteilung aller Entitäten in separate Großklassen. (Solche Großklassen werden wie die sie bestimmenden Begriffe, denen sie umkehrbar eindeutig zugeordnet sind, ebenfalls oft als „(ontologische) Kategorien“ bezeichnet; auch ich werde das hier gelegentlich tun, etwa wenn ich von den Entitäten „in einer (ontologischen) Kategorie“ spreche.)

Wir werden jedoch auch ontologische Kategorien betrachten, die ihrerseits Großeinteilungen der obersten Seinsarten bedingen (wobei offen gelassen werden kann, ob jede der Einteilungsklassen ein Element hat oder nicht), oder gar Großeinteilungen bedingen, die noch tiefer in der Einteilungshierarchie angesiedelt sind. Beispielsweise gibt es ein gewisses sehr umfassendes ontologisches Gebiet, nämlich dasjenige, das unter die Kategorie *Objekt* (eine der obersten Seinsarten) fällt. Nun können nur Objekte Individuen sein, und manche Objekte sind tatsächlich Individuen; andere Objekte sind jedoch keine Individuen, sondern fallen unter eine andere Kategorie von Objekten. Bei dem Begriff *Individuum* haben wir es offensichtlich nicht mit einer obersten Seinsart zu tun, aber immerhin bedingt dieser Begriff zusammen mit anderen Begriffen eine Großeinteilung einer gewissen obersten Seinsart (nämlich der Kategorie *Objekt*), und das macht den Begriff *Individuum* zu einer ontologischen Kategorie: zu einer solchen zweiter Ordnung, während die obersten Seinsarten selbst ontologische Kategorien erster Ordnung sind.

Die Einteilungsbegriffe, die in der beschriebenen Weise als „Bausteine“ im vom Theoretiker gewählten hierarchischen Klassifikationssystem auf sehr allgemeinem Niveau Klassifikationen für den Gesamtbereich des Seienden induzieren, bilden die ontologischen Kategorien *im strengen Sinn*. Sie sind die ontologischen Kategorien, die *das Kategoriensystem* ausmachen. In einem weiteren Sinn kann jeder sehr allgemeine Einteilungsbegriff als „ontologische Kategorie“ bezeichnet werden, auch dann, wenn er nicht dem gewählten Klassifikationssystem oder gar überhaupt keinem erwogenen Klassifikationssystem angehört. Da in diesem Buch ausschließlich von ontologischen Kategorien die Rede ist, sage ich oft einfach „Kategorie(n)“ statt „ontologische Kategorie(n)“.

Ich lasse es offen, bis zu welcher Unterteilungsstufe hinab die Einteilungsbegriffe eines Klassifikationssystems für alles überhaupt ontologische Kategorien, ontologische Arten bleiben. An irgendeinem Punkt der Besonderung wird die Grenze erreicht, wo es mit den ontologischen Unterscheidungen ein Ende hat, wo man also die Grundstrukturen des Seienden verlässt, weil die Einteilungen zu fein werden, zu speziell. Die Grenze kann aber nicht scharf gezogen werden. Wo bewegt man sich noch im Rahmen

Objekt ist eine oberste Kategorie

Individuum ist eine niedrigere Kategorie

Ontologische Kategorien im strengen und im weiten Sinn

der Allgemeinen Metaphysik, wo ist man schon zur Speziellen Metaphysik oder gar zu einer gewissen Einzelwissenschaft übergegangen? Das lässt sich nicht eindeutig ohne Willkür entscheiden. Der Grund hierfür ist dieser: Eine Formulierung wie „Grundstrukturen des Seienden“ ist durchaus vage. Wann kann man noch sagen, „das ist eine Grundunterscheidung, eine Grundstruktur“, und wann müsste man schon sagen, „das ist eher etwas Spezielles, nicht so Grundlegendes, nicht so Allgemeines“? Die Differenzierung ist sicherlich fließend – und verfließend. Doch gibt es andererseits auch ganz eindeutige Fälle von Begriffen, die als Kategorien in Frage kommen, sowie ganz eindeutige Fälle von Begriffen, die das nicht tun. Ich habe oben einige Beispiele angegeben.

Kategorien kennen
keine Kontingenzen

Auf eine allgemeine modale Eigentümlichkeit von Kategorien ist an dieser Stelle hinzuweisen: Alles, was unter eine Kategorie fällt, fällt mit begrifflicher Notwendigkeit unter diese, und alles, was *nicht* unter eine Kategorie fällt, fällt mit begrifflicher Notwendigkeit *nicht* unter diese. Wenn z. B. x ein Individuum ist, dann ist x begrifflich (oder logisch) notwendigerweise ein Individuum, und wenn x *kein* Individuum ist, dann ist x begrifflich notwendigerweise *kein* Individuum. In der Anwendung der ontologischen Kategorien gibt es keine Kontingenzen (also keinen Fall von: es ist zwar so, aber es könnte auch anders sein). Aber die Abwesenheit von Kontingenzen in der Anwendung der Kategorien richtet selbstverständlich nichts aus in der Beantwortung der manchmal überaus schwierigen Frage, ob gewisse Entitäten unter eine gewisse Kategorie K fallen oder aber unter eine andere. (Wir werden auf derartige Fragen stoßen; siehe Kap. X.) Es ist übrigens nicht so, dass *alle* ontologischen Begriffe Kontingenzen ausschließen; gewisse nichtkategoriale ontologische Begriffe – siehe das nächste Kapitel – tun das offenbar nicht.

Ein wesentlicher Teilbereich der Ontologie ist die Lehre von den Kategorien, von den ontologischen Arten. Sie wird ein Hauptthema dieser Einführung sein. (Die erste systematische Abhandlung hierzu ist Aristoteles' Kategorienschrift, [2-1].) Aber eben nicht alle ontologischen Begriffe sind Kategorien, sondern es gibt auch kategorienübergreifende ontologische Begriffe; mit solchen Begriffen werde ich mich als Nächstes allgemein befassen. Der Inhalt der Ontologie ist wesentlich bestimmt durch das Zusammenspiel der Kategorien und der kategorienübergreifenden ontologischen Begriffe, wie an seinem Ort in diesem Buch mit einiger Detailliertheit ersichtlich werden wird.

2. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen

Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurden ontologische Kategorien im weiten Sinn bestimmt als allgemeinste Einteilungsbegriffe. Ontologische Kategorien im strengen Sinn sind hingegen allgemeinste Einteilungsbegriffe, die einem Klassifikationssystem aller Entitäten (einer möglicherweise mehrstufigen Einteilung des Begriffs der Entität) angehören. Ontologische Kategorien treffen mit Notwendigkeit zu, wo sie zutreffen, und treffen mit Notwendigkeit nicht zu, wo sie nicht zutreffen.

Lektürehinweise

Um ein gut ausgearbeitetes mehrstufiges Klassifikationssystem vor Augen zu haben, werde etwa das zoologische Klassifikationssystem betrachtet, dessen Stufen oder Einteilungsebenen mit ihren üblichen Bezeichnungen in [2-2], S. 406, vollständig angegeben sind (samt einem Klassifikationsbeispiel). Um ein Gefühl für die Sache der kategorialen Klassifikation im weiteren ontologischen Kontext zu bekommen, sei verwiesen auf [2-1] und – in moderner Perspektive – auf [2-3].

Fragen und Übungen

Wählen Sie sich einen bestimmten Bereich (z. B. die Einwohner Ihrer Heimatstadt zu einem bestimmten Zeitpunkt) und geben Sie ein *sinnvolles* zweistufiges Klassifikationssystem für diesen Bereich an. Geben Sie für denselben Bereich auch ein mindestens zweistufiges *nicht sinnvolles* Klassifikationssystem an. Was genau ist der Grund dafür, dass das eine Klassifikationssystem sinnvoll ist und das andere nicht?

III. Transzendentalien – eine erste Annäherung

In diesem Kapitel wird in Anknüpfung an den mittelalterlichen Transzendentalienbegriff gesagt, was unter einer Transzendentalie zu verstehen ist. Transzendentalien werden einzeln vorgestellt und in Gruppen zusammengestellt.

1. Der Begriff der Transzendentalie

Kategorienübergreifende ontologische Begriffe einer bestimmten Art nenne ich, in Anspielung auf die ontologische Tradition (siehe dazu [3-1], S. 1360f., und vgl. auch [3-2]), *Transzendentalien*, weil sie *alle* Kategorien (hier stets: alle Kategorien *des (gewählten) Kategoriensystems*) übergreifen, sie alle transzendieren. Sie sind nicht speziell auf die eine oder andere Kategorie bezogen, sondern können auf Seiende (Entitäten) aller Kategorien angewendet werden. Transzendentalien bedingen gewöhnlich (aber nicht immer) eine Unterscheidung im Bereich des Seienden: Es gibt gewöhnlich Entitäten, auf die sie zutreffen, und andere Entitäten, auf die sie nicht zutreffen. Transzendentalien müssen also nicht auf alles überhaupt zutreffen. Aber in jedem Fall muss von einer Transzendentalie gelten, dass sie in jeder Kategorie, die nicht leer ist, auf eine Entität zutrifft.

Transzendentalien
als allgemeinste
Charakterisierungsbegriffe

Obwohl sie gewöhnlich Unterscheidungen im Bereich des Seienden wiedergeben, handelt es sich bei Transzendentalien nicht um Einteilungsbegriffe wie bei den Kategorien. Der Zweck der Transzendentalien ist nicht allgemeinste Einteilung, sondern vielmehr allgemeinste Charakterisierung. (Eine nichtontologische Analogie hierzu: Der Zweck des Begriffes *Mensch* ist Einteilung; er ist ein Einteilungsbegriff. Der Zweck des Begriffes *Federlos* ist hingegen nicht Einteilung – obwohl man ihn auch zur Einteilung verwenden kann –, sondern Charakterisierung.)

Eine der Transzendentalien haben wir im vorausgehenden Kapitel schon angesprochen: *Entität (Seiendes, Etwas)*. Sachverhalte sind Entitäten, Individuen sind Entitäten, Eigenschaften sind Entitäten. Auf alles und jedes ist dieser Begriff wahrheitsgemäß anwendbar. Der Begriff der Entität ist somit sicherlich (sozusagen trivialerweise) *transzendental*: alle Kategorien übergreifend.

Die traditionellen
Transzendentalien

Das ist im Sinn der mittelalterlichen Transzendentalienlehre, wonach auch der Begriff *verum (veritas) – Wahrheit* – einer der *transcendentia* ist, ebenso wie *unum (unitas) – Einheit* – und *bonum (bonitas) – Gutheit*. Und zwar galten die Begriffe *ens, verum, unum, bonum* genau deshalb als Transzendentalien, weil man sie als auf alles überhaupt zutreffend ansah (darum waren sie alle mit *ens (entitas)* „vertauschbar“; beispielsweise lautete eine scholastische Sentenz: *ens et bonum convertuntur*). Die Universalität des Zutreffens ist für Einheit – wenn auch nicht eben für Wahrheit – ebenso unmittelbar ersichtlich wie für den Begriff der Entität: Alles hat Einheit, wie auch alles Sein hat; alles ist ein Eines (wenn auch nicht unbedingt ein teilloses Eines), wie auch alles ein Seiendes ist. Ob nun die Universalität des Zutreffens auch von der Gutheit gilt oder nicht (im Fall der Gutheit kann das moderne Bewusstsein, das den mittelalterlichen Seinsoptimismus nicht mehr recht teilt, das Urteil des universellen Zutreffens bestenfalls mit Mühe

nachvollziehen), so bleibt es doch dabei, dass es sich auch bei Gutheit um eine Transzendentalie im oben definierten Sinn handelt: Sie ist ein ontologischer (also allgemeinsten) Charakterisierungsbegriff, der sämtliche Kategorien übergreifend anwendbar ist – entweder weil er ohnehin auf alles zutrifft, oder aber weil er, obwohl er nicht auf alles zutrifft, wenigstens in jeder nichtleeren Kategorie auf eine Entität zutrifft.

Oder sollte etwa Gutheit als ontologischer Begriff von vornherein ausgeklammert werden? Muss, mit anderen Worten, Ontologie *wertfrei* sein? Sie muss es sein, wenn es keine valuativen Grundstrukturen des Wirklichen und Nichtwirklichen gibt. Sie kann es sein, wenn man unter Ontologie eine rein deskriptive Disziplin verstehen will (hier nun *deskriptiv* nicht im Kontrast zu *explanatorisch*, sondern zu *normativ*), wie das tatsächlich seit Anbruch der Neuzeit immer mehr zum Standard geworden ist. Ich lasse die beiden aufgeworfenen Fragen auf sich beruhen; im Folgenden wird aber Ontologie in erster Linie insoweit thematisiert werden, als sie ohne die Verwendung von Wertbegriffen auskommt. Dabei müssen wir uns bewusst bleiben, dass dieses Vorgehen gegenüber der älteren Geschichte der Ontologie eine erhebliche Beschränkung bedeutet: In der Antike und im Mittelalter war Ontologie immer auch valuativ und daher implizit normativ. Beim – aus geistesgeschichtlicher Sicht – wichtigen Thema der ontologischen Bevorzugung (siehe Kap. XII) werden wir uns freilich mit der Berechtigung einer Art von impliziten ontologischen Werturteilen befassen müssen.

Hinstellung
normativer
Ontologie

Welche Transzendentalien außer den schon genannten gibt es sonst noch? Noch einige mehr, und damit verlassen wir den engen Kreis der von mittelalterlichen Ontologen stets als – dem Begriff nach – universell geltend vorausgesetzten Transzendentalien.

Die nächste zu betrachtende Transzendentalie ist *Wirklichkeit* oder *Aktualität*. Wir haben wirkliche (oder aktuelle) Individuen (z. B. U. M.), wirkliche (oder aktuelle) Sachverhalte (z. B., dass Regensburg im Jahre 2002 n. Chr. an der Donau liegt), wirkliche (oder aktuelle) Eigenschaften (z. B. die Eigenschaft, ein Löwe zu sein), usw. In jeder nichtleeren Kategorie kommt Wirkliches vor, in keiner nichtleeren Kategorie kommt nur Nichtwirkliches vor. Manche Philosophen sind sogar der Meinung, dass alles wirklich ist. (Diese Auffassung bezeichnet man als *Aktualismus*, worüber zu sprechen sein wird.) In jedem Fall ist klar, dass es sich beim Begriff der Aktualität (der Wirklichkeit) um eine Transzendentalie handelt.

Aktualität
und Aktualismus

Das Prädikat „x existiert“ wird häufig als ein Synonym für die Prädikate „x ist aktual“ und „x ist wirklich“ verwendet. (Berühmt ist Kants angebliche Behauptung, Sein, Existenz, Wirklichkeit – für Kant besagen die drei Wörter genau dasselbe – sei *kein* Prädikat. Sieht man genauer hin – siehe [3-3], S. 533 f. –, so will Kant eigentlich nur sagen, dass Existenz kein Prädikat sei, das zur näheren Bestimmung des Begriffs eines Dinges etwas beitragen könnte – was freilich ebenfalls durchaus fraglich ist.) Um auszudrücken, dass etwas Wirklichkeit hat, sagt man oft auch, es habe Existenz. Trotz dieser weitverbreiteten Erscheinung ontologischen Sprachgebrauchs empfiehlt es sich, Existenz und Wirklichkeit nicht vorschnell zu identifizieren. Es erscheint nämlich durchaus nicht als begriffliche Selbstverständlichkeit, dass alles, was existiert, wirklich ist (während es in der Tat selbstverständlich ist, dass alles, was wirklich ist, existiert). Aber jedenfalls ist auch

Existenz
kein Prädikat?

Existenz ein alle Kategorien übergreifender ontologischer Begriff, eine Transzendentalie.

Entität, Aktualität
und Existenz
verhalten sich wie
zueinander?

Vielleicht ist der Begriff der Existenz derselbe Begriff wie der der Entität, zu existieren dasselbe wie eine Entität zu sein. Vielleicht ist aber auch der Begriff der Existenz derselbe Begriff wie der der Aktualität, zu existieren dasselbe wie wirklich zu sein. Klar scheint das Folgende: Die drei Transzendentalien Entität, Aktualität und Existenz treffen entweder alle drei begrifflich notwendigerweise genau auf dasselbe zu (nämlich auf alles), oder es besteht die begriffliche Möglichkeit, dass sich Aktualität und Entität insofern unterscheiden, dass zwar alles eine Entität ist, aber nicht alles aktual. In diesem letzteren Fall besteht jedoch wiederum kein Raum für ein eigenes Zutreffensverhalten von Existenz: entweder der Begriff Existenz koinzidiert dann seinem Zutreffen nach begrifflich notwendigerweise mit dem Begriff Entität (Seiendes), oder aber mit dem Begriff Aktualität.

Die verbleibenden, den Begriff der Existenz betreffenden Unklarheiten treten in der Unklarheit der Wendung „es gibt“ zu Tage, die das umgangssprachliche Synonym zu „(es) existiert“ bzw. „(es) existieren“ ist: „Es gibt Eldorado“ [„Eldorado existiert“] – das kann heißen (1) „Eldorado ist eine Entität“ und (2) „Eldorado ist eine wirkliche Entität“; „Es gibt Schönes“ [„Schönes existiert“, „Es existiert Schönes“] – das kann heißen (1') „Manche Entität ist schön“ und (2') „Manche aktuelle Entität ist schön“; „Es gibt fliegende Fische“ [„Fliegende Fische existieren“, „Es existieren fliegende Fische“] – das kann heißen: (1'') „Manche Entitäten sind fliegende Fische“, und (2'') „Manche aktuellen Entitäten sind fliegende Fische“. Es steht einstweilen dahin, ob (1) und (2), (1') und (2') sowie (1'') und (2'') notwendigerweise äquivalent sind oder nicht, und wenn sie es nicht sind, für welche Bedeutung von „es gibt“, verbunden mit Wörtern im Singular bzw. Plural, man sich dann entscheiden sollte.

Möglichkeit
ist eine modale
Transzendentalie

Eine weitere Transzendentalie ist die modale Transzendentalie *Möglichkeit*. Mögliche Individuen, mögliche Eigenschaften, mögliche Sachverhalte, usf.: In jeder nichtleeren Kategorie kommt Mögliches vor. Ist gar überhaupt alles möglich, wenn man nur „möglich“ im weitestmöglichen Sinn versteht (wie es ja ein Ontologe tun wird)? Lassen wir diese Frage einstweilen auf sich beruhen.

Da Möglichkeit eine Transzendentalie ist, ist es eine nahe liegende Frage, ob auch *Notwendigkeit* eine solche ist. Doch ist die Antwort auf diese Frage keineswegs eindeutig positiv. Denn erstens scheint nicht alles notwendig zu sein, und zweitens ist keineswegs klar, dass in jeder nichtleeren Kategorie Notwendiges vorkommt (wenn wir etwa an die Kategorie Individuum denken).

Ontologischer
Begriff, aber weder
Transzendentalie
noch Kategorie

Sollte Notwendigkeit keine Transzendentalie sein, so stellt dieser Begriff ein Beispiel für einen ontologischen Begriff dar, der weder eine Transzendentalie noch eine Kategorie ist. Von solchen ontologischen Begriffen gibt es viele, wie wir sehen werden. Eine interessante theoretische Frage ist es, ob sich alle ontologischen Begriffe, die weder Transzendentalien noch Kategorien sind, doch jedenfalls durch Transzendentalien und Kategorien definieren lassen. Oder muss man vielmehr ontologische *Grundbegriffe* annehmen, die weder Transzendentalien noch Kategorien sind? Ich werde auf diese Frage weiter unten in diesem Kapitel zurückkommen.

Man kann Transzendentalien auf vorfindliche Entitäten in allen Kategorien anwenden. Sofern eine beliebige Kategorie nichtleer ist, wird eine gegebene Transzendentalie jedenfalls auf mindestens ein Exemplar der Kategorie zutreffen. Doch wenn man eine Transzendentalie in den verschiedenen Kategorien anwendet, so ist man in der Regel mit dem Phänomen konfrontiert, dass sie offenbar nicht immer denselben begrifflichen Gehalt hat. Individuen sind doch wohl in einer anderen Weise möglich, als es Sachverhalte sind, und Eigenschaften wiederum in einer anderen Weise als Individuen und Sachverhalte. Wenn man sagt, eine Eigenschaft sei möglich, dann verbindet man mit „möglich“ nicht genau dasselbe, wie wenn man sagt, ein Sachverhalt sei möglich. Bei Aktualität verhält es sich ebenso. Wenn man sagt, ein Individuum sei aktual (wirklich), dann *füllt* man das Wort „aktual“ nicht in genau derselben Weise, wie wenn man sagt, ein Sachverhalt sei aktual. Offenbar verhält es sich so, dass Transzendentalien zwar sämtliche Kategorien übergreifende Begriffe sind, aber in der Regel in ihrer Anwendung in verschiedenen Kategorien nicht immer denselben Gehalt haben. (Die Transzendentalie Entität scheint eine Ausnahme zur Regel zu sein, es sei denn, man deutete die Kategorien selbst als die Gehalte, die diese Transzendentalie in ihrer Anwendung in den verschiedenen Kategorien annimmt – ein durchaus aristotelischer Gedanke; siehe [3-4], 1003b4–b10.) Jedoch stehen die verschiedenen Gehalte, die die Transzendentalien von Kategorie zu Kategorie annehmen, in einem systematischen Zusammenhang: einer Verwandtschaft, die man als *ontologische Analogie* bezeichnet. (Der Gedanke der ontologischen Analogie geht auf Aristoteles zurück; siehe [3-4], IV, 2.) Es wird sich Gelegenheit ergeben, die ontologische Analogie am Beispiel des Begriffs der Aktualität aufzuweisen.

Die ontologische
Analogie bei
Transzendentalien

Die Transzendentalien, die bisher zur Sprache kamen, könnte man als *eigenschaftliche Transzendentalien* bezeichnen. Mit deren Zuschreibung schreibt man den Entitäten auch gewisse ontologische Eigenschaften zu (aber wesentlich andere als durch Zuschreibung von Kategorien zugeschrieben werden, da Transzendentalien im Unterschied zu Kategorien keine Einteilungsbegriffe sind): die Eigenschaft, eine Entität zu sein, bzw. wirklich zu sein, bzw. möglich zu sein. Es gibt aber auch nichteigenschaftliche, *relationale Transzendentalien*.

Ein Beispiel für eine relationale Transzendentalie ist der *Teil-Ganzes-Begriff* (ausgedrückt durch das Prädikat „x ist Teil von y“). Der Teil-Ganzes-Begriff ist eine Transzendentalie, denn er ist in jeder nichtleeren Kategorie anwendbar: In jeder nichtleeren Kategorie finden sich Entitäten x und y, so dass gilt: x ist Teil von y. Man kann davon sprechen, dass ein Individuum Teil eines anderen Individuums ist (mein Arm, beispielsweise, ist Teil von mir), dass ein Ereignis ein anderes als Teil hat (Beispiel?). Man kann aber auch davon sprechen, dass eine Eigenschaft Teil einer anderen Eigenschaft ist (die Eigenschaft, rund zu sein, ist Teil der Eigenschaft, ein Ball zu sein), dass ein Sachverhalt Teil eines anderen Sachverhaltes ist (was ist nach dem eben zu Eigenschaften Gesagten das nahe liegende Beispiel?), usw. Der Teil-Ganzes-Begriff ist also eindeutig eine Transzendentalie, aber keine eigenschaftliche, sondern eine relationale; denn es wird ja immer eine Beziehung ausgesagt, wenn man eine Teil-Ganzes-Aussage macht.

Teil-Ganzes
ist eine relationale
Transzendentalie

Konstituente, Identität, Verschiedenheit sind relationale Transzendentalien

Vom Teil-Ganzes-Begriff ist der *Konstituentenbegriff* zu unterscheiden, der durch das Prädikat „x ist Konstituente von y“ ausgedrückt wird. Während beim Teil-Ganzes-Begriff die Entitäten, die unter diesen Begriff fallen, stets derselben Kategorie angehören, kommt es beim Konstituentenbegriff vor, dass sie kategorial verschieden sind (z. B. kommt es häufig vor, dass ein Individuum Konstituente eines – es betreffenden – Sachverhalts ist). Es ist zweckmäßig, den Konstituentenbegriff als eine Verallgemeinerung des Teil-Ganzes-Begriffs aufzufassen (so dass also immer, wenn x Teil von y ist, x auch automatisch Konstituente von y ist); dies hat zur Folge, dass auch der Konstituentenbegriff zur Transzendentalie wird, weil ja der Teil-Ganzes-Begriff eine Transzendentalie ist.

Die prominenteste relationale Transzendentalie ist nun zweifellos der Begriff der *Identität*. Die Negation von Identität ist *Verschiedenheit*, und auch der Begriff der Verschiedenheit ist eine relationale Transzendentalie. (Es folgt hieraus, dass jede nichtleere Kategorie mindestens zwei Elemente hat; da jede Kategorie als eine Großklasse ausschneidend intendiert ist – siehe Kap. II.1 –, kommt hierin eine plausible Restriktion für den Kategorienbegriff zum Ausdruck. Angesichts der ontologischen Kontroversen ist es aber nicht ratsam, von Kategorien zu fordern, dass sie alle nichtleer sein sollen.) Individuen sind voneinander verschieden und miteinander identisch (nämlich jedes mit sich selbst), Eigenschaften sind es auch, ebenso Sachverhalte, usw. In jeder nichtleeren Kategorie ist miteinander Identisches und voneinander Verschiedenes. Doch wie der Teil-Ganzes-Begriff und andere Transzendentalien beinhalten Identität und Verschiedenheit in ihrer Anwendung auf Entitäten in der Kategorie X offenbar anderes als in ihrer Anwendung auf Entitäten in der von X verschiedenen Kategorie Y (jedenfalls für manche Kategorien X und Y): Individuen sind offenbar in einer spezifisch anderen Weise voneinander verschieden und miteinander identisch, als es Eigenschaften sind. Und Sachverhalte sind wieder in einer spezifisch anderen Weise voneinander verschieden und miteinander identisch.

Identität für verschiedene Kategorien wie zu bestimmen?

Hiermit ist ein Thema der Ontologie angesprochen, das große Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, nämlich die *Frage nach den Identitätsbedingungen* für die Entitäten der verschiedenen Kategorien. Bei dieser Frage handelt es sich bezüglich jeder Kategorie X um die Frage, wann genau Exemplare A und B von X miteinander identisch bzw. voneinander verschieden sein müssen; unter Erfüllung welcher begrifflich zwingenden hinreichenden und notwendigen Bedingung sind sie das eine, oder aber das andere?

Zweifelsohne ist dies eine wichtige Frage. Manche Ontologen gehen sogar so weit, dass sie erst dann anerkennen, man wüsste hinreichend, was mit einem bestimmten Kategorialeausdruck gemeint ist, wenn man die Identitätsbedingung für die Exemplare der mit dem Kategorialeausdruck angeblich gemeinten Kategorie angeben kann. Kann man dies nicht, dann gilt ihnen der vorgeschlagene Kategorialeausdruck als unverständlich und darum als ein Kandidat für Eliminierung; denn auch in der Ontologie sollten keine unverständlichen Ausdrücke verwendet werden.

In genau diese Richtung zielt die zu ontologischem Gemeingut gewordene berühmte methodologische Maxime von Willard Van Orman Quine:

„No entity without identity“. (Zu finden in [3-5], S. 102.) Keine Entität ohne Identität. Mit anderen Worten: Wenn man irgendeine Art von Entität annimmt (also z. B. eine Kategorie als nichtleer behauptet), dann muss man auch immer sagen können, genau wann Exemplare dieser Art miteinander identisch sein müssen. Zum Beispiel wenn man behauptet: „Manche Entitäten sind Eigenschaften“, dann muss man gemäß der Maxime „Keine Entität ohne Identität“ sagen können, genau wann beliebige Eigenschaften identisch sein müssen. Kann man dies nicht, dann gilt der vorgeschlagene Kategorialeausdruck „Eigenschaft“ als unverständlich. Unversehens wird dann auch noch oft die weitere, aber logisch ungerechtfertigte Schlussfolgerung gezogen, dass eben keine Entität eine Eigenschaft ist (mit anderen Worten, dass der Kategorialeausdruck „Eigenschaft“ auf nichts zutrifft; aber über einen Ausdruck, den man – angeblich – nicht versteht, kann man auch nicht das Urteil fällen, dass er auf nichts zutrifft).

So wichtig die Frage nach der Identitätsbedingung für eine Kategorie ist, man sollte nicht allzu weit gehende Schlussfolgerungen aus ihrer Nichtbeantwortung ziehen. Schließlich ist jede Entität in jeder Kategorie mit sich selbst identisch, und mit nichts sonst. Es kann nicht anders sein. So gesehen erscheint es als nicht sonderlich erheblich, was denn die begrifflich zwingende hinreichende und notwendige Bedingung für die Identität der Entitäten in einer Kategorie sein mag.

Viel Aufmerksamkeit ist, wie gesagt, der Frage nach den Identitätsbedingungen für die Entitäten der verschiedenen Kategorien gewidmet worden. (Bei der Diskussion einzelner Kategorien werde ich auf die Frage nach ihrer jeweiligen Identitätsbedingung näherhin zu sprechen kommen.) Doch hat das Thema der kategorienbezogenen Identitätsbedingungen eher zufällig eine gewisse Berühmtheit erlangt. Auch für andere Transzendentalien als der Identität stellt sich nämlich die – sicherlich nicht weniger wichtige – Frage nach ihren genauen Anwendungsbedingungen bezüglich einer beliebigen Kategorie X. Beispielsweise: Was ist begrifflich zwingend hinreichend und notwendig dafür, dass ein beliebiges Exemplar von X *möglich* bzw. *wirklich* ist? Was ist begrifflich zwingend hinreichend und notwendig dafür, dass von beliebigen Exemplaren y und z von X gilt: y ist Teil von z?

Eng verwandt mit den Transzendentalien Identität und Verschiedenheit sind die *graduellen* relationalen Transzendentalien *Ähnlichkeit* und *Unähnlichkeit*, weil Identität als maximale Ähnlichkeit aufgefasst werden kann und Verschiedenheit als wenigstens minimale Unähnlichkeit. Diese leibnizianische Identitätsauffassung ist allerdings dem Einwand ausgesetzt, dass selbst maximale Ähnlichkeit für Identität nicht begrifflich hinreichend zu sein scheint, sondern dass es offenbar so etwas geben könnte wie „nackte Verschiedenheit“, also eine Verschiedenheit ohne eine auch nur minimale Unähnlichkeit zwischen den Verschiedenen (das klassische Gedankenexperiment dazu steht in [3-6]). Jedoch scheint der Einwand auf der Nichtberücksichtigung dessen zu beruhen, dass der Grad der Ähnlichkeit zwischen Ähnlichen nicht nur auf Aspekten beruht, die ihnen *intrinsisch* sind (Leibniz allerdings nahm tatsächlich an, dass er nur auf intrinsischen Aspekten beruht; vgl. [3-7]), sondern auch auf *extrinsischen* relationalen Aspekten. Beispielsweise ist es für die Bestimmung des *Grades der Ähn-*

Ähnlichkeit
und Unähnlichkeit
sind graduelle
relationale
Transzendentalien

lichkeit zwischen materiellen Individuen A und B – und nicht nur des Grades der *intrinsic* Ähnlichkeit – nicht allein erheblich, ob sie dieselbe Form usw. haben, sondern auch, ob sie von diesem oder jenem materiellen Individuum C gleich weit entfernt sind.

Sind Abstraktheit
und Konkretheit
eigenschaftliche
Transzendentalien?

Zum Abschluss des Reigens der Transzendentalien seien noch zwei etwas unsichere Kandidaten für eigenschaftliche Transzendentalien erwähnt: *Abstraktheit* und *Konkretheit*, wobei Konkretheit natürlich die Negation von Abstraktheit ist. Es sieht auf den ersten Blick so aus, als wären die beiden ontologischen Begriffe ganz unproblematische Transzendentalien. Haben wir nicht konkrete Individuen und abstrakte Individuen, konkrete Eigenschaften und abstrakte Eigenschaften, konkrete Sachverhalte und abstrakte Sachverhalte, konkrete Ereignisse und abstrakte Ereignisse, usw.? Doch nehmen manche Ontologen die Ereignisse von der Abstraktheit aus, mit anderen Worten: sie nehmen an, dass jedes Ereignis konkret und deshalb nicht abstrakt ist. Wenn das richtig ist (aber ist nicht das pure Verlaufen der Zeit zwischen 12:00 und 18:00 Uhr am 15. 10. 02 ein hinreichend abstraktes Ereignis?) und der Begriff Ereignis eine Kategorie ist, so bedeutet dies, dass die Abstraktheit keine Transzendentalie ist, weil sie dann nämlich in einer gewissen nichtleeren Kategorie – der der Ereignisse – auf nichts zutrifft. Allerdings habe ich im vorausgehenden Kapitel schon angedeutet, dass der Ereignisbegriff als Kategorie im strengen Sinn – als Kategorie im Kategoriensystem – letztlich nicht in Frage kommt (die Begründung hierfür muss freilich bis zum Kapitel X warten). So weit kann also Abstraktheit noch als Transzendentalie gelten.

Jede Eigenschaft
abstrakt?

Andere Ontologen wiederum nehmen die Eigenschaften von der Konkretheit aus, mit anderen Worten: sie nehmen an, dass jede Eigenschaft abstrakt und deshalb nicht konkret ist. Wenn das richtig ist und der Begriff Eigenschaft eine Kategorie ist, so hat das die Konsequenz, dass Konkretheit keine Transzendentalie ist: weil sie in einer gewissen nichtleeren Kategorie – der der Eigenschaften – auf nichts zutrifft. Aber zum einen erscheint eine Eigenschaft wie die Eigenschaft, aus Eisen zu sein, als hinreichend konkret, und zum anderen kann der Begriff Eigenschaft zwar als Kategorie des Kategoriensystems fungieren – er muss dies aber nicht und wird dies auch nicht (wie ich im vorausgehenden Kapitel ebenfalls schon angedeutet habe). So weit kann also auch Konkretheit noch als Transzendentalie gelten.

Wie man sich aber in der Frage, ob Abstraktheit und Konkretheit Transzendentalien sind, *letztlich* zu stellen hat, ist unklar. Solange man nicht weiß, von welchen Kategorien (im strengen Sinn) insgesamt auszugehen ist, ist nicht definitiv auszuschließen, dass es rein abstrakte und rein konkrete Kategorien gibt. Es könnte sich ein Kategoriensystem nahe legen, das über eine rein abstrakte und/oder eine rein konkrete Kategorie verfügt.

Falls Konkretheit und/oder Abstraktheit keine Transzendentalien sein sollten (Konkretheit wird sich tatsächlich definitiv als Nichttranszendentalie *relativ* zum gewählten Kategoriensystem erweisen: die Kategorie der Propositionen, beispielsweise, ist rein abstrakt), so handelt es sich aber doch bei ihnen zweifelsohne um ontologische Begriffe (allerdings auch um durchaus unklare) – um solche, die zudem sicherlich keine Kategorien sind (nicht einmal im weiten Sinn). Es sieht nicht danach aus, dass sich Ab-

straktheit oder Konkretheit durch irgendwelche anderen ontologischen Begriffe definieren ließen. Sollte also mindestens einer von beiden Begriffen keine Transzendentalie sein, so hätten wir mithin einen ontologischen Begriff vorliegen, der weder Transzendentalie noch Kategorie ist und der auch nicht durch Transzendentalien und Kategorien definiert werden kann.

In diesem Kapitel haben wir einen Überblick über die verschiedenen Transzendentalien gewonnen. Vieles musste dabei offen bleiben. Voll entwickeln lässt sich die Ontologie der Transzendentalien erst im Zusammenspiel mit der Kategorienlehre. Wenn wir z. B. klären wollen, was es heißt, dass ein Sachverhalt aktual ist, dann müssen wir uns zunächst einen Begriff davon machen, was denn Sachverhalte sind. Danach können wir zusehen, was es heißt, dass ein Sachverhalt aktual ist; danach können wir klären, was die Anwendung der Transzendentalie Aktualität, oder Wirklichkeit, auf Sachverhalte genau beinhaltet. Die nächste Aufgabe, die sich stellt, ist also die Betrachtung der Kategorien im Einzelnen.

2. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen

Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurden diejenigen ontologischen Begriffe beschrieben, die Transzendentalien sind, d. h. die Begriffe, die der allgemeinsten Charakterisierung von Seiendem dienen und in jeder nichtleeren Kategorie (des Kategoriensystems) auf etwas zutreffen. Universelle (auf alles zutreffende) Transzendentalien sind *Entität* und *Einheit*. Andere eigenschaftliche Transzendentalien sind *Wirklichkeit* (Aktualität) und *Möglichkeit*, wobei einstweilen dahinsteht, ob es sich bei diesen beiden Transzendentalien ebenfalls um universelle handelt. Relationale Transzendentalien sind *Teil* (und allgemeiner: *Konstituente*), *Identität* und *Verschiedenheit*, ferner *Ähnlichkeit* und *Unähnlichkeit*, die zu Identität und Verschiedenheit in enger Beziehung stehen. Die Entwicklung der Transzendentalienlehre ist an die Entwicklung der Kategorienlehre gebunden, und somit auch der Aufweis der *ontologischen Analogie*: der Verwandtschaft zwischen den Gehalten, die eine Transzendentalie in Anwendung auf die verschiedenen Kategorien annimmt.

Lektürehinweise

Zu einzelnen Transzendentalien gibt es ganze Monographien: Zur Existenz siehe [3-8], zur Abstraktheit siehe [3-9], zum Teilbegriff siehe [3-10]. Zur Identität liegt die umfangreiche Aufsatzsammlung [3-11] vor, zum Aktualitäts- und Möglichkeitsbegriff [3-12]. Empfehlenswert zur Erstorientierung ist aber eher das Nachlesen der entsprechenden Artikel in den Lexika, die in den Lektürehinweisen zu Kap. I schon benannt wurden.

Fragen und Übungen

Muss mit einer Transzendentalie stets auch ihre Negation eine Transzendentalie sein?

Versuchen Sie, ein plausibles Beispiel dafür zu finden, dass Existenz *im Sinne von Aktualität* wahrheitsgemäß von etwas ausgesagt wird, sowie auch ein plausibles Beispiel dafür, dass Existenz *nicht im Sinne von Aktualität* wahrheitsgemäß von etwas ausgesagt wird.

Versuchen Sie, die Vieldeutigkeit von „ist Teil von“ darzulegen.

IV. Sprachliche Grundstrukturen

In diesem Kapitel werden als Vorbereitung für die Betrachtung der Kategorien die ontologisch relevanten Grundstrukturen der Sprache aufgewiesen.

1. Namen, Prädikate, Sätze

Bei den einleitenden Überlegungen zur ontologischen Methodologie (siehe Kap. I) wurde ausgeführt, dass die Ontologie auf dem Weg zu ihren Erkenntnissen bei der Sprache ansetzt. Die Grundstrukturen der Sprache sollen uns hinführen zu den Grundstrukturen des Seienden, sei es wirklich oder nichtwirklich. Deshalb sind nun an diesem Punkt – einleitend zur Betrachtung der Kategorien – einige Ausführungen notwendig über die Grundstrukturen der Sprache.

An der Sprache lassen sich viele Strukturen unterscheiden. Aber ontologisch relevant sind insbesondere die Strukturen, die mit der Unterscheidung zwischen *Namen*, *Prädikaten* und *Sätzen* angesprochen sind. Es ist zu betonen, dass diese sprachlichen Strukturen nicht rein syntaktischer Art sind, sondern einen unhintergehbaren semantischen Aspekt aufweisen. Deshalb lassen sie sich auch nicht rein syntaktisch charakterisieren; primär für ihre Charakterisierung ist vielmehr der Aufweis semantischer Rollen.

Die semantischen
Rollen von Namen,
Prädikaten, Sätzen

Namen haben eine bestimmte semantische Rolle: Sie werden verwendet, um auf etwas Bezug zu nehmen. Ein Name wird immer gebraucht, um auf etwas Bezug zu nehmen, um dann von diesem etwas auszusagen, und dieses, was ausgesagt wird, wird von einem Prädikat ausgedrückt. Denn Prädikate dienen zum Ausdruck dessen, was von etwas ausgesagt werden kann. Sätze schließlich sind häufig das Ergebnis dessen, dass etwas von etwas anderem ausgesagt wird. Nicht jeder Satz resultiert so, auch nicht jeder Aussagesatz (was in diesem Buch mit „Satz“ stets gemeint ist), aber es gilt doch für sehr viele Sätze.

Prädikate
als Satzreste
nach Streichung
von Namen

Wenn wir einen Satz betrachten, der mindestens einen Namen enthält, dann ist alles ein Prädikat, was aus dem Satz hervorgeht, wenn ein Name oder mehrere Namen aus dem Satz entfernt und die entstehende(n) Lücke(n) (einer festen Regel folgend) markiert werden. Betrachten wir ein Beispiel: „Anna liebt Fritz“. Das ist ein Satz, und zwar einer, in dem etwas von etwas ausgesagt wird. Es kommen in ihm zwei Namen vor: zwei Ausdrücke, die dazu dienen (sollen), auf etwas Bezug zu nehmen, um davon etwas auszusagen, „Anna“ und „Fritz“. Nun können wir die Namen aus dem Satz entfernen, beide zusammen oder auch nur einen von beiden. Dann erhalten wir z. B. das Prädikat: „x liebt Fritz“. Dieser Ausdruck drückt etwas aus, was von etwas ausgesagt werden kann und im Satz „Anna liebt Fritz“ von etwas ausgesagt wird, nämlich von Anna: von Anna wird ausgesagt, dass sie Fritz liebt. Wir können aber den Namen „Anna“ auch stehen lassen und an seiner Stelle den Namen „Fritz“ aus dem Satz entfernen: „Anna liebt x“ ist dann ein anderes Prädikat; es dient im Satz „Anna liebt Fritz“ dazu, von Fritz auszusagen, dass er von Anna geliebt wird. Wir können auch beide Namen aus dem Satz „Anna liebt Fritz“ herausnehmen. Dann erhalten wir, wenn wir die entstehenden Lücken verschieden mar-

kieren, das Prädikat „x liebt y“, das zwei offene Stellen hat und dazu dienen kann, zum Ausdruck zu bringen, dass etwas etwas liebt oder dass etwas von etwas geliebt wird. Wenn wir die Lücken hingegen in gleicher Weise markieren, so erhalten wir das Prädikat „x liebt x“, das wegen der uniformen Markierung tatsächlich nur eine offene Stelle hat und dazu dienen kann, von etwas auszusagen, dass es sich selbst liebt.

Prädikate erhält man aus Sätzen, die mindestens einen Namen enthalten, wenn man einen oder mehrere Namen aus ihnen entfernt. Der hiermit angesprochene Sinn des Wortes „Prädikat“ ist nicht der vertraute grammatische Sinn, sondern ist ein logischer Sinn. Ähnlich verhält es sich mit dem Sinn des Wortes „Satz“ hier. Mit diesem Wort sind, wie gesagt, nur Aussagesätze gemeint, d. h. Ausdrücke, von denen es möglich ist, dass sie wahr sind oder falsch. Damit ist ein logischer Sinn von „Satz“ angesprochen, nicht der vertraute grammatische Sinn (wonach es ja auch Fragesätze, Wunschsätze, Nebensätze usw. gibt). Schließlich hat auch das Wort „Name“ hier einen logischen Sinn, der vom vertrauten Sinn abweicht: Der Ausdruck „dass Regensburg an der Donau liegt“ ist im hier verwendeten Sinn ein Name (gemäß der vertrauten Grammatik würde man ihn hingegen als einen Nebensatz bezeichnen); denn er wird dazu verwendet, um auf etwas Bezug zu nehmen, um davon etwas auszusagen. Zum Beispiel wird im Satz „Anna ist überzeugt, dass Regensburg an der Donau liegt“ davon, dass Regensburg an der Donau liegt, ausgesagt, dass Anna davon überzeugt ist. (Manche Ausdrücke sehen zwar aus wie Namen, sind aber keine, z. B. „nichts“. Würde nämlich „nichts“ tatsächlich verwendet, um auf etwas Bezug zu nehmen, um davon etwas auszusagen, so würde aus „N. N. hat nichts in der Tasche“ logisch folgen „N. N. hat etwas in der Tasche“, und folglich würde der Satz „N. N. hat nichts in der Tasche“ aus logischen Gründen falsch sein – was er natürlich nicht ist.)

Mit der Unterscheidung zwischen Namen, Sätzen und Prädikaten – im angegebenen logischen Sinn – sind drei Grundstrukturen der Sprache angesprochen, die ontologisch bedeutsam sind. Was verraten uns diese Grundstrukturen der Sprache über die Grundstrukturen des Seienden?

Lenken wir unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die Namen. Namen dienen der semantischen Intention nach zur Bezugnahme auf etwas, also zur Bezugnahme auf eine Entität. Und an den Namen, die in einer Sprache auftreten, können wir dementsprechend ablesen, welche Entitäten der Sprache – jedenfalls der Absicht nach – zu Grunde liegen (über was mit ihr gesprochen werden soll); denn am Namen sieht man (er sagt es uns), auf was er Bezug nehmen soll. Die zwei Namen, die oben beispielhaft erwähnt wurden, „Anna“ und „Fritz“, sind Namen von Individuen. Es gibt aber noch ganz andere Namen. Den Namen „dass Regensburg an der Donau liegt“ habe ich ebenfalls schon erwähnt; bei ihm handelt es sich um einen Namen für eine sachverhaltsartige Entität. Doch auch der folgende Ausdruck ist ein Name: „quadratisch zu sein“. Wie andere Namen, dient dieser Ausdruck der Bezugnahme auf etwas, um davon etwas auszusagen (was etwa in dem folgenden Satz geschieht: „Quadratisch zu sein kommt häufig vor“). Der Name „quadratisch zu sein“ ist aber nun kein Name für ein Individuum oder eine sachverhaltsartige Entität, sondern ein Name für eine Eigenschaft. Statt „quadratisch zu sein“ kann man ja das explizitere Synonym „die Eigenschaft, quadratisch zu sein“ gebrauchen.

Logischer, nicht grammatischer Sinn von Prädikat, Satz, Namen

Namen zeigen Entitäten an

An den Namen können wir ablesen, mit welchen Entitäten die Sprache sozusagen „rechnet“, von welchen sie ausgeht. Wenn die Sprache Ausdrücke enthält, um auf etwas, d. h. auf gewisse Entitäten Bezug zu nehmen, um von ihnen etwas auszusagen, dann können wir anhand dieser Ausdrücke ersehen, welche Entitäten die Sprache – oder besser gesagt: jeder, der die Sprache spricht – voraussetzt. Wenn man einen Namen *für etwas* gebraucht, so ist nämlich in der Regel davon auszugehen, dass man auch dieses Etwas akzeptiert und nicht bloß den Namen dafür.

Namen
zeigen Entitäten
nicht sicher an

Doch ist eben bei diesem durch den Namen hindurch erfolgenden Akzeptieren eine gewisse Vorsicht am Platze. Namen sind nämlich nur *gewisse* Indikatoren für Entitäten. Wenn wir einen Namen für etwas haben, dann können wir nicht mit völliger Sicherheit daraus schließen, dass wir in gewissem Sinne auch dieses Etwas „haben“, nämlich dass wir mittels des Namens *erfolgreich* auf es Bezug nehmen. Es könnte sein, dass wir bloß den Namen haben, ohne das Etwas.

Freilich wäre dies eine Situation, die nicht regelgerecht ist; denn läge sie vor, so würden wir einen Ausdruck verwenden, der eigentlich – der Sprachnorm nach – der Bezugnahme auf etwas dienen soll, der aber diese Rolle gar nicht erfüllt, sondern bloß so aussieht, als ob er sie erfüllte. Der gewöhnlichen Erfüllung der Sprachnorm vertrauend, sind wir *zunächst und bis auf weiteres* berechtigt, bei jedem Namen anzunehmen: Wo ein Name, da auch die entsprechende Entität. Von dieser Annahme sollten wir nur abgehen, wenn gute Gründe dafür sprechen, und das müssen weiter reichende Gründe sein als die bloße Selbstverständlichkeit, dass kein logischer Schluss von „Fido“ auf Fido gilt (wie man so sagt).

Sonst – wenn den Namen hinsichtlich der Erfüllung ihrer Bezugsrolle immer und überall grundsätzlich misstraut würde – verlöre die Sprache einen Großteil ihrer ontologischen Relevanz, und die Konsequenz wäre keine andere, als dass Ontologie der Erkenntniskepsis zum Opfer fiel – wie übrigens auch jede andere Wissenschaft (denn alle Wissenschaften sind auf die im Großen und Ganzen wohlfunktionierende singuläre sprachliche Bezugnahme angewiesen). Es wird aber nicht überraschen, dass sich an der Frage, welche Namen *letztlich* ontologisch ernst zu nehmen sind und welche nicht, die ontologischen Kontroversen entzünden.

Bezugslose Namen

Denn natürlich kann es – und wird es – vorkommen, dass ein Name vorliegt, ohne dass eine Entität dahinter steht. Oft erwähnte Beispiele sind die Kennzeichnungsnamen, bei denen die Beschreibung des intendierten Bezugs nicht erfüllt ist, etwa: „der im Jahr 2000 regierende König von Frankreich“. Ein syntaktisch perfekter Name, und augenscheinlich ein Ausdruck, der der Bezugnahme auf etwas dient, um davon etwas auszusagen, z. B. in „Der im Jahr 2000 regierende König von Frankreich fährt gerne Fahrrad“. In diesem Satz wird augenscheinlich von dem im Jahr 2000 regierenden König von Frankreich ausgesagt, dass er gerne Fahrrad fährt. Doch leider ist dies alles nur schöner Schein. Der angegebene Name scheint der Bezugnahme auf etwas zu dienen, aber er erfüllt diese Rolle tatsächlich nicht. Warum? Weil kein im Jahr 2000 regierender König von Frankreich vorhanden ist. Unter den Entitäten ist keine, die die im Kennzeichnungsnamen verwendete Beschreibung „ist König von Frankreich und regiert im Jahre 2000“ erfüllt – jedenfalls, wenn man dieses Prädikat im normalen Sinn ver-

steht (so dass „regieren“ „existieren“ im Sinne von „wirklich sein“ einschließt) und auch den semantischen Terminus „erfüllen“ im normalen (unabgeschwächten) Sinn versteht. (Vgl. aber in Kap. V.5 die Aussagen zum starken und schwachen Haben von Eigenschaften.)

Dennoch bleibt es dabei: Hat man einen Namen für etwas, so hat man prima facie (zunächst und bis auf weiteres) guten Grund anzunehmen, hinter dem Namen stehe eine (seinem Sinn gemäß durch ihn bezeichnete) Entität. Es gibt allerdings Ausnahmen zu der Regel „Wo ein Name, da auch die entsprechende Entität“, aber es sind eben nur Ausnahmen (darin besteht jedenfalls das ontologische Urvertrauen). Deshalb können wir davon ausgehen, dass die Namen einer Sprache uns im Großen und Ganzen durchaus etwas darüber verraten, welche Entitäten anzunehmen sind, mithin auch darüber, mit welchen nichtleeren ontologischen Arten – Kategorien – gerechnet werden muss.

Die völlig entsprechenden Ausführungen gelten auch von Prädikaten und Sätzen, nur dass die semantische Rolle, die diese Ausdrücke haben, eine andere ist als die von Namen. Sie sollen nicht der *Bezugnahme auf etwas* dienen (und können dies auch nicht), sondern dem *Ausdrücken von etwas*. Die Erfüllung dieser Rolle mag im Einzelfall ausbleiben (und bleibt auch aus), es besteht aber kein Grund zu der Annahme, dass sie in jedem Fall ausbleibt. Vielmehr kann man in der Regel darauf vertrauen, dass gilt: Wo ein Prädikat bzw. Satz, da auch eine entsprechende (nun nicht benannte, sondern ausgedrückte) Entität.

Namen nehmen
Bezug, Sätze
und Prädikate
drücken aus

Es darf in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, dass einer der einflussreichsten Philosophen des letzten Jahrhunderts, Ludwig Wittgenstein (1889–1951), das eben gezeichnete Bild der Sprache, das man auch als *semantischen Realismus* bezeichnet (ein Realismus, der sowohl mit dem erkenntnistheoretischen Realismus als auch mit dem ontologischen Idealismus verträglich ist), in [4-1] einer grundlegenden Kritik unterzogen hat – mit letztlich skeptizistischer Intention und ohne tiefere Berechtigung, wie ich meine.

2. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen

Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde beschrieben, an welchen Grundstrukturen der Sprache die Ontologie ansetzt, um – unter Voraussetzung eines semantischen Realismus – Grundstrukturen des Seienden offen zu legen. Es sind dies die Strukturen, die mit der syntaktisch-semantischen grundlegenden Unterscheidung zwischen Namen, Prädikaten und Sätzen angesprochen sind.

Lektürehinweise

Zur realistischen Semantik (mit anderen Worten: zum semantischen Realismus) und zu Alternativen siehe [4-2], Kap. 2.

Fragen und Übungen

Geben Sie Sätze an, die dadurch resultieren, dass etwas von etwas anderem ausgesagt wird, und benennen Sie jeweils das, was ausgesagt wird, und das, von dem es

ausgesagt wird. (Beachten Sie: Wenn von Anna ausgesagt wird, dass sie Fritz liebt, und von Hans ausgesagt wird, dass er Fritz liebt, dann wird von beiden *dasselbe* ausgesagt, nämlich: Fritz zu lieben.) Geben Sie Sätze (d. h. Aussagesätze) an, die nicht in der Weise resultieren, dass etwas von etwas ausgesagt wird.

Geben Sie 15 Namen verschiedenster Art an, einfache und komplexe, Namen für Personen und Namen für Nichtpersonen, Namen, die nach Ihrer Meinung sicher etwas benennen, und Namen, die das nach Ihrer Meinung nicht tun.

V. Individuen

Zentrales Thema dieses Kapitels ist die wichtige Kategorie der Individuen. Mehrere Arten von Individuen werden unterschieden, wobei sich auch die Gelegenheit ergibt, die Kategorien Objekt und Funktion einzuführen. Des Weiteren wird betrachtet, in welcher Weise die Transzendentalien Teil und Aktualität auf Individuen anwendbar sind. Unter dem Titel „Individuen“ werden auch individuenähnliche Entitäten diskutiert, die keine Individuen sind, sondern eine eigene Kategorie bilden: die Individuale.

1. Was sind Individuen?

Die erste ontologische Kategorie, die einer näheren Betrachtung unterzogen werden soll, ist die prominente Kategorie *Individuum*. Sie ist sozusagen die uns vertrauteste Kategorie – was kein Zufall ist, denn wir Menschen sind alle Individuen. *Individuum* ist die Kategorie, unter die jede und jeder von uns fällt (aber natürlich außerdem noch einiges mehr); sie ist sozusagen unser Ort im Raum des Seienden.

Die erste Art von Namen, die uns folglich interessiert, ist die der Namen für Individuen. (Später werden wir uns dann besonders den Namen für Universalien und den Namen für Sachverhalte zuwenden.)

Im vorausgehenden Kapitel habe ich zwei Beispiele für Individuennamen angegeben: „Anna“ und „Fritz“ (und zwecks Kontrast auch zwei Namen für jeweils etwas kategorial anderes, als es ein Individuum ist: „dass Regensburg an der Donau liegt“ und „quadratisch zu sein“). Das Vorhandensein von Individuennamen – und insbesondere deren Auftreten in wahren negationsfreien Sätzen – indiziert, dass manche Entitäten Individuen sind (wenngleich keineswegs jeder Individuenname tatsächlich auf ein entsprechendes Individuum Bezug nimmt; siehe „der im Jahr 2000 regierende König von Frankreich“). Tatsächlich ist das Vorhandensein von Individuen niemals in der Geschichte der Ontologie ernsthaft bezweifelt worden. Die Kategorie Individuum ist die einzige Kategorie, deren Erfülltheit unbestritten ist, die allgemein als nichtleer angenommen wurde und wird.

Aber was ist ein Individuum? Es empfiehlt sich, die Kategorie Individuum als einen ontologischen Grundbegriff zu behandeln, also als einen ontologischen Begriff, der nicht durch andere ontologische Begriffe definiert ist. Von undefinierten Grundbegriffen muss man bei jeder Theorie ausgehen (man kann ebenso wenig alles definieren, wie man alles erklären kann), und der Begriff des Individuums empfiehlt sich als Grundbegriff durch seine Vertrautheit. Aber einen Grundbegriff kann man eben im gewählten Begriffssystem nicht definieren, sondern nur *erläutern*: man kann einige (möglichst gehaltvolle) Hinweise geben, wie man ihn zu verwenden gedenkt.

Die Erläuterung der Kategorie Individuum geschieht dadurch, dass sie mit anderen Kategorien kontrastiert wird und einige grundlegende allgemeine Merkmale von Individuen angegeben werden.

Was sind Individuen? Hier sind drei partielle Antworten:

– *Erster Punkt*: Individuen haben Charakteristika, sie sind aber keine Charakteristika. Von Individuen sagt man etwas aus, wodurch man sie cha-

Individuum ist ein Grundbegriff

Individuen keine Charakteristika

rakterisiert; aber Individuen selbst sagt man von nichts aus; man verwendet sie nicht zur Charakterisierung von irgendetwas. Salzburg kann ich charakterisieren, mich selber kann ich auch charakterisieren, aber weder ich noch Salzburg sind selbst Charakteristika. In bündiger Weise lassen sich diese ontologischen Verhältnisse wie folgt ausdrücken: Individuen haben keinen prädikativen Charakter.

Individuen
der Bilokation
unfähig

– *Zweiter Punkt:* Von Individuen gilt, dass sie nicht als Ganze an verschiedenen Orten zur selben Zeit sein können. Denn erstens gilt klarerweise von räumlichen Individuen, dass sie nicht als Ganze an verschiedenen Orten zur selben Zeit sein können; und zweitens gilt trivialerweise auch von nichträumlichen Individuen, dass sie nicht als Ganze an verschiedenen Orten zur selben Zeit sein können, da es nichträumlichen Individuen überhaupt unmöglich ist, irgendwann irgendwo zu sein. Die entscheidende Frage ist aber diese: Kann überhaupt *irgendetwas* zur selben Zeit als ein Ganzes an verschiedenen Orten sein? Denn nur, wenn die Antwort auf diese Frage „Ja“ ist, trägt das in diesem Absatz angegebene Merkmal von Individuen etwas zur näheren Charakterisierung derselben bei.

Aber die gestellte Frage muss in der Tat bejaht werden: Eigenschaften (und andere Universalien) *sind oft* als Ganze an verschiedenen Orten zur selben Zeit. Zum Beispiel: Wenn dort ein Stuhl steht und in einer gewissen Richtung zehn Meter davon entfernt ein anderer Stuhl, dann befindet sich die Eigenschaft, ein Stuhl zu sein, zur selben Zeit als Ganze an zwei verschiedenen Orten. Und viele andere Eigenschaften (wenn auch nicht eben *alle* Eigenschaften) haben ebenfalls die Fähigkeit der *Bilokation* (oder allgemeiner gesagt: der *Multilokation*). Kein Individuum hingegen ist der Bilokation fähig.

Individuen
sind Objekte

– *Dritter Punkt:* Individuen sind so genannte „gesättigte Entitäten“, oder mit einem Wort: *Objekte*. Gottlob Frege (1848–1925), der die Rede von gesättigten und ungesättigten Entitäten in die Welt gesetzt hat (siehe [5-1] und [5-2]), verwendet anstelle des Wortes „Objekt“ das Wort „Gegenstand“ – mit eben derselben Bedeutung: der Bedeutung von „gesättigte Entität“. Ich halte es für günstiger, das Wort „Gegenstand“ (ontologisch aufgefasst, und nicht in der ganz unspezifischen relationalen Bedeutung von beispielsweise „Gegenstand dieser Untersuchung“) für die Verwendung in einem engeren Sinn aufzubewahren (und zwar im Sinn von „Körper“).

Der Begriff Objekt ist wie der Begriff Individuum eine Kategorie im strengen Sinn, also: ein zum ontologischen Kategoriensystem gehörender Einteilungsbegriff. In der Tat ist die Kategorie Objekt die nächste Oberkategorie zur Kategorie Individuum. Was aber sind Objekte, „gesättigte Entitäten“?

Es sind Entitäten, die keine intrinsische Ergänzungsbedürftigkeit aufweisen, die in sich abgeschlossen sind. Von mehr oder minder metaphorischen Wendungen kommt man an dieser Stelle aber am besten weg, wenn man einfach definierend sagt: Objekte – oder synonym: gesättigte Entitäten – sind die Entitäten, die *keine Funktionen* sind – womit, da die Unterscheidung *gesättigt-ungesättigt* als logische Dichotomie (Zweischneidung) aller Entitäten gemeint ist (also „ungesättigt“ dasselbe meinen soll wie „nicht gesättigt“), aus rein logischen Gründen klar ist, dass die ungesättigten Entitäten die Funktionen sind.

Die Dichotomie von
Objekt und Funktion

Der Begriff *Funktion* wiederum ist wie der Begriff *Individuum* eine Grundkategorie, über die zu sprechen sein wird und die an ihrem Ort ihre Erläuterung erfahren wird (siehe das nächste Kapitel). Einstweilen kann die im dritten Punkt der obigen Zählung vorgenommene Charakterisierung von Individuen auch wie folgt ausgedrückt werden: Individuen sind keine Funktionen.

Drei zentrale Gesichtspunkte zur Erläuterung des Begriffs *Individuum* sind nunmehr angegeben worden. Ihnen kann man drei notwendige Bedingungen entnehmen, die alle Individuen erfüllen müssen, nämlich: (1) keine Charakteristika zu sein, und (2) nicht die Fähigkeit zur Bilokation zu haben, und (3) Objekte (gesättigte Entitäten) zu sein.

Doch ist mit der Konjunktion dieser drei notwendigen Bedingungen noch keine hinreichende Bedingung gegeben, so dass man sagen könnte: „Alles, was kein Charakteristikum ist und nicht die Fähigkeit zur Bilokation hat und ein Objekt ist, ist ein Individuum.“ Denn die sachverhaltsähnliche Entität, die durch den Namen „dass Regensburg an der Donau liegt“ benannt wird, ist kein Charakteristikum, hat nicht die Fähigkeit der Bilokation und ist ein Objekt (keine Funktion); dennoch ist sie kein Individuum.

Es bleibt dabei, dass der Einteilungsbegriff *Individuum* ein ontologischer Grundbegriff ist. Eine weitere Erläuterung dieses Begriffs wird durch die Angabe von Beispielen erfolgen sowie durch die fortschreitende Sichtbarmachung dessen, wie die Kategorie *Individuum* nicht nur im Kontrast zu anderen ontologischen Begriffen steht, sondern auch mit ihnen „zusammenarbeitet“, sich mit ihnen „verzahnt“.

Ein Objekt, das kein Individuum ist

2. Physische und nichtphysische Individuen, abhängige und unabhängige

Es seien zunächst einige Beispiele für Individuen angeführt, deren Nennung auch Gelegenheit geben wird, einige wichtige Unterscheidungen im Bereich der Individuen vorzustellen.

Paradigmatische Individuen sind die räumlichen oder physischen Individuen, unter diesen insbesondere die materiellen Individuen: die *Gegenstände* oder *Körper*.

Auch *Personen* sind paradigmatische Individuen – es sei einmal dahingestellt, ob sie in allen Fällen physische Individuen sind, oder in allen Fällen nichtphysische, oder in manchen Fällen physische und in anderen nichtphysische. Die hiermit angesprochenen, aber unbeantworteten Fragen sind ein in Vergangenheit und Gegenwart vorrangiges Thema der Speziellen Metaphysik.

Bezüglich nichtphysischer, nichträumlicher Individuen ist zu sagen, dass umstritten ist, ob überhaupt manche Entitäten solche sind. Als Beispiele für nichtphysische, nichträumliche Individuen fallen sofort ins Auge: Zeitpunkte, Zahlen, reine Mengen (also Mengen, bei denen man, wie weit man sie auch zerlegt, stets von Mengen zu deren Elementen übergehend, niemals auf eine Nichtmenge stößt, als z. B. {}, {{{}}}). Jedoch vertreten manche Philosophen (siehe z. B. [5-3]) die Ansicht, dass, beispielsweise, keine Entität eine Zahl ist (die Namen „1“, „2“ usw. nehmen also nach Ansicht die-

Körper und Personen sind paradigmatische Individuen

Manche Individuen nichtphysisch?

ser Philosophen auf nichts Bezug: sie benennen nichts). Andere wiederum bestreiten nicht, dass manche Entität eine Zahl ist, leugnen aber, dass manche Zahl ein Individuum ist, sondern behaupten vielmehr, alle Zahlen seien Eigenschaften. (Ich werde darauf in Kap. X zurückkommen.) Wenn einer von den erwähnten Philosophen etwas Richtiges sagt, können Zahlen keine Beispiele für nichtphysische Individuen abgeben. (Genau dieselben Überlegungen gelten für reine Mengen und Zeitpunkte.)

Konkrete
nichtphysische
Individuen?

Jedes physische Individuum ist ein konkretes, und also jedes abstrakte (oder nichtkonkrete) Individuum ein nichtphysisches. Gelten aber auch die Umkehrungen dieser All-Aussagen? Oder ist es der Fall, dass wenigstens ein nichtphysisches Individuum ein konkretes ist? Doch selbst gesetzt, dass Zeitpunkte, Zahlen oder reine Mengen als Beispiele für nichtphysische Individuen erwiesen werden könnten, so wären sie doch schwerlich auch noch als Beispiele für konkrete Individuen anzusehen. *Das* Beispiel für ein nichtphysisches konkretes Individuum wäre *Gott* – falls der Name „Gott“ auf eine Entität Bezug nimmt, was – sozusagen trivialerweise – umstritten ist, und erst recht, ob dieser Name auf eine *aktuale* Entität Bezug nimmt. (Ganz nebenbei ist hiermit eines weiteren prominenten Themas der Speziellen Metaphysik Erwähnung getan.) Als völlig unproblematische konkrete nichtphysische Individuen galten lange Zeit (bis ins 20. Jahrhundert hinein) *psychische Individuen* (dabei muss man nicht gleich an psychische Substanzen denken); aber die geistesgeschichtliche Lage hat sich diesbezüglich grundlegend geändert (siehe hierzu [5-4], insbesondere Kap. 13).

So weit zu physischen und nichtphysischen Individuen (mit anderen Worten: räumlichen Individuen und nicht-räumlichen) sowie zu abstrakten Individuen und konkreten. Es bleibe dahingestellt, ob manche Entität ein nichtphysisches Individuum ist, sei es ein abstraktes oder ein konkretes.

Substanzen
als unabhängige
Individuen,
Akzidentia
als abhängige

Eine weitere wichtige Unterscheidung im Bereich der Individuen ist jedenfalls die zwischen *abhängigen* Individuen und *unabhängigen*. Die unabhängigen Individuen bezeichnet man von alters her als *Substanzen* (womit also in der Ontologie ein ganz anderer Sinn gemeint ist als der alltagssprachliche, gemäß dem „Substanz“ so viel besagt wie „[chemischer] Stoff“), die abhängigen Individuen als *Akzidentia* (Singular: *das Akzidens*).

Eine historische Bemerkung (vgl. hierzu [5-5], S. 720): Der Begriff der Substanz wurde in der Vergangenheit auch auf gewisse Universalien angewandt, z. B. auf die allen Menschen gemeinsame Wesensform Mensch. Ebenso hatte der Begriff des Akzidens eine Anwendung auf Universalien: man bezeichnete damit verlierbare Eigenschaften von (individuellen) Substanzen. Diese (auf Aristoteles zurückgehenden) ontologischen Sprachgebräuche sind jedoch weitgehend in Vergessenheit geraten. Dementsprechend sind die Begriffe Substanz und Akzidens hier so festgelegt, dass ausschließlich Individuen Substanzen oder Akzidentia sind.

Wie wären nun abhängige Individuen, Akzidentia, zu bestimmen? (Die Bestimmung der unabhängigen Individuen, Substanzen, ergibt sich daraus von selbst, denn die unabhängigen Individuen sind eben diejenigen Individuen, die nicht abhängige Individuen sind.) Zum Beispiel – vorläufig – wie folgt:

Erster Versuch
einer Definition
von Akzidens

x ist ein abhängiges Individuum =_{Def} x ist ein Individuum, und für mindestens ein z , das von x verschieden ist, gilt, dass es unmöglich ist, dass x existiert und z nicht existiert.

So klar diese Definition – diese Festlegung, dass der links von „=Def“ stehende Ausdruck dasselbe besagen soll wie der rechts von „=Def“ stehende Ausdruck – auf den ersten Blick scheinen mag, sie ist es durchaus nicht. Vor allem drei Fragen lassen sich an sie anschließen:

- (1) Ist nicht ein zwar anderer, aber ebenso guter Sinn von Abhängigkeit angesprochen, wenn das letzte Vorkommnis von „x“ mit dem letzten Vorkommnis von „z“ vertauscht würde und das Definiens lautete: „x ist ein Individuum, und für mindestens ein z, das von x verschieden ist, gilt, dass es unmöglich ist, dass z existiert und x nicht existiert“?
- (2) Was soll „unmöglich“ genau besagen? So viel wie „logisch unmöglich“?
- (3) Ist nicht nach der angegebenen Definition *jedes* Individuum ein abhängiges Individuum?

Die Frage (2) kann man beantworten, indem man sich festlegt: „unmöglich“ heiße so viel wie „logisch unmöglich“ (oder „begrifflich unmöglich“, „absolut unmöglich“). Die Frage (1) kann man beantworten, indem man sie bejaht, aber hinzufügt, dass der andere, anerkanntermaßen gute Sinn von Abhängigkeit nicht derjenige ist, der benötigt wird, wenn von Substanzen und Akzidentia ungefähr in dem Sinn die Rede sein soll, der aus der auf Aristoteles zurückgehenden ontologischen Tradition vertraut ist. Die dritte Frage aber muss Anlass geben, die angegebene Definition abzuändern. Denn wie, beispielsweise, könnte irgendein Individuum x ohne die von ihm verschiedene Eigenschaft, mit x identisch zu sein, existieren? Kein Individuum kann dies, und mithin ist nach der angegebenen Definition jedes Individuum ein abhängiges Individuum, und kein Individuum eine Substanz.

Auf dem Weg zur Vermeidung dieses unerwünschten Ergebnisses ist die folgende modifizierte, allerdings noch unvollständige Definition:

x ist ein abhängiges Individuum =_{Def} x ist ein Individuum, und für mindestens ein Individuum z, das von x verschieden ist und _____, gilt, dass es unmöglich ist, dass x existiert und z nicht existiert.

Zweiter Versuch einer Definition von Akzidents

Zwei Bemerkungen zu dieser Definition:

„Abhängiges Individuum“ sollte sicherlich, wie in der Definition geschehen, im Sinne von „von einem Individuum abhängiges Individuum“ verstanden werden; denn sonst ist es, wie wir gesehen haben, ein ganz kurzer Weg zu dem unerwünschten Resultat, dass alle Individuen abhängige Individuen sind.

„_____“ markiert eine Leerstelle, in der es sich empfiehlt, noch etwas einzufügen, wenn man dem Substanzbegriff seine traditionelle Erstreckung retten will; denn ohne etwas einzufügen ist es immer noch zweifelhaft, ob irgendein Individuum ein unabhängiges Individuum ist, und in jedem Fall klar, dass nur sehr wenige Individuen unabhängige Individuen – Substanzen – sein können. Als Ausfüllungen der Leerstelle kommen vor allem in Frage: „das separat von x ist“, „das kein Teil von x ist“. (Hierbei gilt ein von x verschiedenes z als von x separat genau dann, wenn z kein Teil von x ist und x kein Teil von z und x und z auch keine gemeinsamen Teile haben. Warum also ist der Schwanz eines Hundes nicht separat von ihm?)

Betrachten wir nun etwas, das exemplarisch als Substanz gilt: einen Menschen, z. B. Otto. In welchem (ontologischen) Sinn ist Otto ein unabhängiges Individuum, eine Substanz?

Inwiefern wäre ein Mensch Substanz?

Sicherlich ist Otto ein Individuum. Doch ist es auch der Fall, dass die Existenz keines von Otto verschiedenen Individuums für Ottos Existenz absolut notwendig ist? Ist nicht im Gegenteil ein solches Individuum *Ottos Gehirn* oder jedenfalls ein gewisser Teil davon? Diese Frage ist eine Frage, die sich als eine der großen Fragen herausstellt, wenn man ihr nachgeht, was freilich an dieser Stelle nicht geschehen kann (es gehört in die Spezielle Metaphysik). Hier bleibt festzuhalten: Es ist alles andere als sicher, dass die Existenz keines von Otto verschiedenen Individuums für Ottos Existenz absolut notwendig ist.

Kann man wenigstens mit Sicherheit sagen, dass die Existenz keines von Otto verschiedenen Individuums, *das nicht Teil von Otto ist*, für Ottos Existenz absolut notwendig ist? Aber ist nicht im Gegenteil ein solches Individuum *der Weltraum*? Freilich könnte man Zweifel anmelden, ob denn der Weltraum überhaupt ein Individuum sei (so wie man Zweifel anmelden kann, ob denn *die Welt* ein Individuum sei). Aber festzuhalten bleibt doch: Es ist alles andere als sicher, dass die Existenz keines von Otto verschiedenen Individuums, *das nicht Teil von Otto ist*, für Ottos Existenz absolut notwendig ist.

Kann man wenigstens mit Sicherheit sagen, dass die Existenz keines von Otto *separaten* Individuums für Ottos Existenz absolut (logisch, begrifflich) notwendig ist? – Dies scheint am ehesten annehmbar, und in diesem Sinne wäre Otto eine Substanz.

Inwiefern wäre ein
Lächeln Akzidens?

Betrachten wir dagegen etwas, das exemplarisch als Akzidens gilt: eine vorübergehende Modifikation an einem Individuum, z. B. dieses bestimmte (in Raum und Zeit lokalisierte) Lächeln von Otto. Dieses Lächeln kann man als Individuum wohl gelten lassen (eindeutig ist es aber nicht, wie wir bei der Diskussion von *Ereignissen* in Kap. X sehen werden). Doch ist es auch der Fall, dass die Existenz mindestens eines von diesem Lächeln *separaten* Individuums für die Existenz des Lächelns absolut notwendig ist? Welches Individuum wäre denn das? Otto selbst scheint es nicht sein zu können, denn Otto ist zwar verschieden von seinem Lächeln und zudem kein Teil davon (eventuell aber doch eine Konstituente von ihm), aber er ist doch offenbar nicht separat von seinem Lächeln.

Hier wäre man nun geneigt, statt des Ausdrucks „das von x separat ist“, der sich zunächst empfahl, in die Leerstelle der obigen Definition „das kein Teil von x ist“ einzusetzen; denn sicherlich gilt ja, dass Otto ein von seinem Lächeln verschiedenes Individuum ist, *das kein Teil dieses Lächelns* ist und ohne dessen Existenz die Existenz des Lächelns absolut unmöglich ist. *In diesem Sinn* erscheint das Lächeln von Otto – wie erwünscht – als sicheres Akzidens (und das Lächeln der Cheshire-Katze in *Alice's Adventures in Wonderland* nicht minder, obwohl Lewis Carroll uns anderes mitzuteilen scheint). Doch haben wir andererseits schon bemerkt, dass bei Füllung der Leerstelle mit „das kein Teil von x ist“ unglücklicherweise der Substanzstatus von Otto fraglich wird.

Wir sehen: Es liegt hier eine gewisse Schwierigkeit vor. Welche Schwierigkeit ist es? Es ist eine Schwierigkeit, die nicht nur in der Ontologie, sondern in der Philosophie überhaupt häufiger vorkommt, nämlich die Schwierigkeit, einen losen, vorklassischen philosophischen Sprachgebrauch zur allseitigen Zufriedenheit zu präzisieren.

Nach dem losen philosophischen Sprachgebrauch gelten Lebewesen (z. B. ein Mensch) und Artefakte (z. B. Tische, Stühle, Automobile) als Substanzen, dagegen Vorgänge an den genannten Individuen (wie z. B. ein Lächeln) und Grenzen (also Oberflächen, Ecken, Kanten) als Akzidentia; zugleich sollen die Substanzen die unabhängigen Individuen sein, die Akzidentia die abhängigen. Aber die genannten Aspekte des Sprachgebrauchs scheinen sich nicht vereinbaren zu lassen, ohne dass man bei der landläufigen Verleihung des Titels „Substanz“ oder des Titels „Akzidens“ Abstriche machen muss. Es scheint, dass das erstere „Übel“ – Abstriche bei der landläufigen Titulierung als Substanz – vorzuziehen ist. Deshalb sei nun endgültig die folgende Definition des Begriffs des abhängigen Individuums, des Akzidens, gewählt:

x ist ein abhängiges Individuum $\stackrel{\text{Def}}{=} x$ ist ein Individuum, und für mindestens ein Individuum z , das von x verschieden ist und das kein Teil von x ist, gilt, dass es unmöglich ist, dass x existiert und z nicht existiert.

Endgültige
Definition
von Akzidens,
somit auch
von Substanz

Der Begriff des unabhängigen Individuums, der Substanz, liegt durch diese Definition (indirekt) ebenfalls fest. Gegenüber dem vorklassischen Gebrauch des Wortes „Substanz“ ist hiermit nicht nur eine eventuelle Verengung gegeben (denn ist Otto nun noch eine Substanz?), sondern auch eine eventuelle Ausweitung: Denkt man nämlich an Substanzen, so hat man gewöhnlich nur konkrete Individuen im Sinn; demgegenüber schließt die schlussendlich akzeptierte definitorische Bestimmung des Begriffs des abhängigen Individuums – wie übrigens auch schon die vorhergehenden, nicht akzeptierten – keineswegs aus, dass manche Individuen *abstrakte Substanzen* sind.

a) Eigenschaftsindividuen und Tropen

Ich wende mich nun einer eingehenderen Betrachtung gewisser Akzidentia zu. Auf Akzidentia, die Grenzen oder Vorgänge sind, habe ich oben schon hingewiesen. Hier drei Akzidentia, die weder eine Grenze noch ein Vorgang sind: ein Schatten (von einem Individuum), ein Spiegelbild (von einem Individuum), ein Loch (in einem Individuum).

Die wichtigste Untergruppe der Akzidentia sind aber die *Eigenschaftsindividuen*. Diese Bezeichnung ist gegenüber den üblichen Bezeichnungen „individuelle Eigenschaften“, „individualisierte Eigenschaften“, „Eigenschaften, die Individuen sind“ vorzuziehen, denn sie ist weder *missverständlich* (bei „individueller Eigenschaft“ könnte man an eine Universalie denken, die für etwas „individuell“ charakteristisch ist) noch *paradox* (denn Eigenschaften sind nach gewöhnlichem Verständnis Universalien, und keine Individuen).

Eigenschaftsindi-
viduen wichtigste
Akzidentia

Beispiele für Eigenschaftsindividuen sind etwa die folgenden Entitäten: mein 176-cm-groß-sein-zum-Zeitpunkt- t_0 , die Blondheit-zu- t_0 meiner Haare. Hier ist man mit der gewissen Schwierigkeit konfrontiert, dass man derartige Namen für Eigenschaftsindividuen mit wenig Mühe auch als Namen für Eigenschaften, also Universalien, lesen kann (nicht ohne Grund werden Eigenschaftsindividuen unter Zuhilfenahme des Wortes „Eigen-

schaft“ ontologisch klassifiziert). Beispielsweise könnte mit dem Namen „mein 176-cm-groß-sein-zum-Zeitpunkt- t_0 “ einfach die Eigenschaft, 176 cm groß zum Zeitpunkt t_0 zu sein, gemeint sein. Das Wörtchen „mein“ verhindert dies nicht, da ich ja zum Zeitpunkt t_0 tatsächlich 176 cm groß bin, also die Eigenschaft, 176 cm groß zum Zeitpunkt t_0 zu sein, eine *meiner* Eigenschaften ist. Dementsprechend kann man z. B. sagen: „Mein 176-cm-groß-sein-zum-Zeitpunkt- t_0 ist eine Eigenschaft, die auch andere haben“.

Referentielle
ontologische
Mehrdeutigkeit

Das hier exemplarisch angesprochene *Problem der ontologischen Mehrdeutigkeit von Namen* (das auch anderswo in der Ontologie auftritt: bei der Benennung sachverhaltsartiger Entitäten, aber auch bei der Benennung individuenähnlicher Entitäten, ja selbst bei der Benennung von Eigenschaften) verschwindet im vorliegenden Fall nicht, sondern tritt nur noch deutlicher hervor, wenn man Eigenschaftsindividuen durch idiomatischere Namen als die eben verwendeten benennt. Die beiden exemplarisch erwähnten Eigenschaftsindividuen können ja auch mit den folgenden „glätten“ Namen benannt werden: „meine Körpergröße zum Zeitpunkt t_0 “, „meine Haarfarbe zum Zeitpunkt t_0 “. Doch können mit diesen Namen *erst recht* auch Universalien gemeint sein. (Siehe auch: „das 30-km/h-schnell-sein-zu- t_0 dieses Körpers“ und „die Geschwindigkeit dieses Körpers zu t_0 “.)

In ziemlich schwerfälliger Weise kann das Problem der ontologischen Mehrdeutigkeit von Namen für Eigenschaftsindividuen durch Vereindeutigung behoben werden: Aus „mein 176-cm-groß-sein-zum-Zeitpunkt- t_0 “ wird dann: „*das Individuum, das mein 176-cm-groß-sein-zum-Zeitpunkt- t_0 ist*“. Doch kann man sich diese Maßnahme der Vereindeutigung in vielen Fällen sparen, da es eine Möglichkeit gibt, festzustellen, ob mit einem Namen der Gestalt „das F-sein von b“ eine Universalie benannt wird, oder aber ein Eigenschaftsindividuum:

Man findet zwei verschiedene Individuen b und c, die beide die Eigenschaft F haben. Frage: „Ist das F-sein von b identisch mit dem F-sein von c?“ Wenn *ja*, dann benennen die Namen „das F-sein von b“ und „das F-sein von c“ beide eine Universalie, nämlich die Eigenschaft F. Wenn *nein*, dann benennen diese Namen zwei verschiedene Eigenschaftsindividuen – *wenn* sie denn nicht zwei verschiedene sachverhaltsartige Entitäten benennen, nämlich, dass b F ist, und, dass c F ist. Auch diese Entitäten könnten die beiden Namen „das F-sein von b“ und „das F-sein von c“ meinen. Ob sie es tatsächlich tun, lässt sich durch die Nachfrage feststellen, ob das non-F-sein von b durch das F-sein von b und das non-F-sein von c durch das F-sein von c *ausgeschlossen* wird oder nicht. Wenn *ja*, dann benennen die Namen „das F-sein von b“ und „das F-sein von c“ tatsächlich zwei sachverhaltsähnliche Entitäten (denn nur wenn sie sachverhaltsähnliche Entitäten oder Universalien sind, kann das non-F-sein von b bzw. das non-F-sein von c durch das F-sein von b bzw. das F-sein von c *ausgeschlossen* werden, und dass die beiden Namen keine Universalien benennen, steht durch die Antwort *nein* auf die erste Frage schon fest). Wenn aber *nein*, dann benennen diese Namen nun definitiv zwei verschiedene Eigenschaftsindividuen:

Wenn nun „mein 176-cm-groß-sein-zum-Zeitpunkt- t_0 “ und „die Blondheit-zu- t_0 meiner Haare“ Individuen bezeichnen, dann zweifelsohne Akzi-

dentia. Denn für mindestens ein Individuum z , das von meinem 176-cm-groß-sein-zu- t_0 verschieden ist und nicht Teil von meinem 176-cm-groß-sein-zu- t_0 ist, gilt, dass es absolut unmöglich ist, dass mein 176-cm-groß-sein-zu- t_0 existiert, aber z nicht existiert. Welches Individuum ist dieses z ? – *mein Körper*. Entsprechend gilt auch für mindestens ein Individuum z' , das von der Blondheit-zu- t_0 meiner Haare verschieden und nicht Teil davon ist, dass es absolut unmöglich ist, dass die Blondheit-zu- t_0 meiner Haare existiert, aber z' nicht existiert. Welches Individuum ist dieses z' ? – *meine Haare* (übrigens ein plurales Individuum; siehe dazu den nächsten Abschnitt).

Dasjenige Individuum, ohne dessen Existenz es einem Akzidens absolut unmöglich ist zu existieren, nennt man *den Träger* des Akzidens. Falls es mehrere solche Individuen geben sollte, so muss man von *den Trägern* des Akzidens sprechen. Beispielsweise scheint es, dass ein Spiegelbild zwei Träger hat: dasjenige Individuum, dessen Spiegelbild es ist, und dasjenige Individuum, auf dem das Spiegelbild ist. Doch während es eindeutig gänzlich unmöglich ist, dass das Spiegelbild existiert, während *das Spiegelnde* nicht existiert, scheint es nicht so eindeutig gänzlich unmöglich, dass das Spiegelbild existiert, während *das Gespiegelte* nicht existiert. (Entsprechende Überlegungen gelten bezüglich Schatten.) Ein klarer Fall eines *mehrträgerischen* Akzidens ist dagegen der folgende Vorgang (wenn er ein Individuum ist): der Zerfall einer bestimmten Ehe.

Es gibt Akzidentia – also Individuen, die Träger haben –, die selbst Träger von Akzidentia sind; beispielsweise ist die Blondheit-zu- t_0 meiner Haare Träger des folgenden Akzidens: die Helligkeit der Blondheit-zu- t_0 meiner Haare. Substanzen aber sind unter den Individuen, die Träger von Akzidentia sind, eben dadurch ausgezeichnet, dass sie selbst keinen Träger haben.

In der Ontologie der Gegenwart spielt die so genannte Ontologie der Tropen (engl.: *tropes*) eine gewisse Rolle. Unter *Tropen* (Singular: *die Trope*, abgeleitet vom griechischen *tropé* – „Wendung“) sind dabei Eigenschaftsindividuen zu verstehen – Entitäten, mit denen (unter anderen Namen) in der Ontologie spätestens von Aristoteles an gerechnet wird. Doch werden Eigenschaftsindividuen von Tropenontologen (die bekanntesten sind Donald C. Williams und Keith Campbell; siehe [5-6] und [5-7]) anders aufgefasst, als es in der ontologischen Tradition der Fall ist. Nach Auffassung der Tropenontologen sind Eigenschaftsindividuen nämlich die Grundbausteine der Wirklichkeit. Jedenfalls manche von ihnen hätten daher keine Träger (im oben beschriebenen Sinn). Jedenfalls manche Eigenschaftsindividuen sind also nach Ansicht der Tropenontologen gar keine Akzidentia, sondern in Wahrheit – Substanzen. Was wir hingegen landläufig als „Substanzen“ bezeichnen, sind in Wahrheit komplexe Bündel von Eigenschaftsindividuen, die durch Binderelationen zusammengehalten werden. Ein früher idealistischer Vorläufer solcher Ansichten ist David Hume in [5-8]; seine Tropen heißen „perceptions“ und sind entweder „impressions“ oder „ideas“, die durch Relationen wie Kontiguität (d. h.: räumliche, zeitliche oder raumzeitliche *Berührung*), Ähnlichkeit und Kausalität miteinander verknüpft werden – sei es zu einem Körper, sei es zu einem Ich.

Als Grundbausteine der Wirklichkeit sind Eigenschaftsindividuen, so die

Träger
von Akzidentia

Tropen sind Eigen-
schaftsindividuen
intendiert
als Grundbausteine
der Wirklichkeit

Tropenontologen, auch nicht auf Eigenschaften (als Universalien) in dem Sinn angewiesen, dass sie von Eigenschaften irgendwie abgeleitet wären.

Gegen die Verselbständigung (Substantialisierung) von Eigenschaftsindividuen und gegen deren Eigenständigkeit gegenüber Eigenschaften spricht, dass Eigenschaftsindividuen standardmäßig unter gleichzeitiger Bezugnahme auf einen augenscheinlichen Träger von ihnen, *b*, und eine sie augenscheinlich definierende Eigenschaft, *F* (bzw. das *F*-sein), benannt werden: „das *F*-sein von *b*“. Tropenontologen müssen diese sprachliche Erscheinung als ontologisch irrelevant hinstellen. Wenn ihr Standpunkt ein Mindestmaß an Plausibilität haben soll, dann muss aber auch erklärt werden, wie die beschriebene Erscheinung, trotz ihrer angeblichen ontologischen Irrelevanz, dennoch zustande kommt.

Es empfiehlt sich, die Bezeichnung „Eigenschaftsindividuen“ als neutrale Bezeichnung zu verwenden, während die Bezeichnung „Tropen“ nur dann verwendet werden sollte, wenn von Eigenschaftsindividuen im umstürzlerischen Sinn der Tropenontologen die Rede ist. Ein Tropenontologe ist jemand also nicht schon dann, wenn er davon ausgeht, dass manche Entitäten Eigenschaftsindividuen sind – sondern erst dann, wenn Eigenschaftsindividuen als grundlegend für die gesamte Ontologie erachtet werden. Ein bekannter Philosoph mit viel Sympathie für die Tropenontologie ist beispielsweise Peter Simons (siehe [5-9]).

Wegen ihres umstürzlerischen Charakters ist die Tropenontologie ein Beispiel für etwas, was man als „revisionäre Metaphysik“ bezeichnet, unter Verwendung der berühmten Unterscheidung von Peter Strawson (in [5-10]) zwischen *revisionärer* und *deskriptiver Metaphysik*. Die Wissenschaft der Ontologie, so wie ich sie in Kap. I beschrieben habe, entspricht ziemlich genau nach Inhalt und Vorgehensweise der Art von Metaphysik, die Strawson mit der Bezeichnung „deskriptive Metaphysik“ meint. Ein revisionärer Allgemeinmetaphysiker (oder Ontologe) will demgegenüber eine Ontologie liefern, die besser ist als diejenige, die durch die Sprache nahe gelegt (aber mitnichten determiniert) wird – eine Absicht, deren Erfüllung nicht leicht der Überprüfung standhalten kann, aber dabei doch keineswegs von vornherein absurd ist.

Zwei Grundformen
von Metaphysik

3. Individuum und Teil

Bei der Bestimmung des Begriffs von Substanz und Akzidens sind wir auf den Teilbegriff gestoßen – ein ontologischer Begriff, der keine Kategorie ist, sondern eine Transzendentalie (siehe Kap. III). Diese Transzendentalie – *obwohl* eine Transzendentalie – wird vorrangig auf Individuen angewendet. Deshalb wird das Teilgebiet der Ontologie, in dem die Teil-Ganzes-Theorie für *Individuen* abgehandelt wird, oft einfach „Mereologie“ („Lehre vom Teil“) genannt, obwohl ja der Teilbegriff als Transzendentalie auch in jeder anderen nichtleeren Kategorie Anwendung hat und somit selbstverständlich auch von einer „Mereologie der Sachverhalte“ oder „Mereologie der Eigenschaften“ gesprochen werden kann.

Mereologie nicht
nur für Individuen

In gewisser Hinsicht ist das Wort „Individuum“ nicht das richtige Wort für die damit gemeinte Kategorie, denn es suggeriert von seiner Etymologie

her, dass Individuen „ungeteilt“ sind – keine echten (d. h. von ihnen selbst verschiedenen) Teile haben. Doch die meisten (wenn nicht gar alle) Individuen *haben* echte Teile, in mannigfachen Weisen. Daher könnte man geneigt sein, das Wort „particular“, das im Englischen nicht weniger häufig als das Wort „individual“ für Exemplare der Kategorie Individuum verwendet wird (in Aussagen der Gestalt „b is a particular“, „c and d are particulars“, etc.), einzudeutschen und statt von „Individuen“ von „Partikularien“ (Einzahl: „das Partikular“) zu sprechen. Doch bleibe ich bei dem hierzulande eingeführten ontologischen Sprachgebrauch.

Als Entitäten haben alle Individuen ein gewisses Maß an Einheit, so dass man sie – wie alle Entitäten – als *Ganze*, als *Einheiten* bezeichnen muss. Manche Individuen weisen jedoch ein so geringes Maß an Einheit auf, dass für sie die Bezeichnung „plurale Individuen“ gerechtfertigt erscheint – eine Bezeichnung, die aus anderer Sicht widersinnig erscheinen muss, weil ja bei jedem Individuum gilt: es ist *eines*, und nicht *mehreres*, und sei seine Einheit auch noch so geringfügig. Jedoch ist die Bezeichnung „plurales Individuum“ zudem auch dadurch motiviert, dass auf Entitäten, die als „plurale Individuen“ bezeichnet werden, oft durch *plurale Namen* Bezug genommen wird: „Fritz, Otto und Erwin“, „die drei Musketiere“, „die EU-Staaten“, „die Vereinten Nationen“, „die neun Planeten“, „diese drei Dinge da“, „die Flasche, der Fernseher und der Filzpantoffel“. Alle diese Namen erfordern im Satz den Plural; deshalb handelt es sich bei ihnen um „plurale Namen“.

Plurale Individuen
und plurale Namen

Aber nicht immer und überall nehmen plurale Namen auf plurale Individuen Bezug: In „Fritz, Otto und Erwin sind Männer“ wird durch den pluralen Namen kein plurales Individuum benannt, sondern er dient nur zur Abkürzung. Mit dem angeführten Satz ist nichts weiter gesagt als das, was man umständlicher (und unter Vermeidung jeden Plurals) auch wie folgt sagen kann: „Fritz ist ein Mann, Otto ist ein Mann, und Erwin ist auch einer“.

Beim Satz „Fritz, Otto und Erwin heben gemeinsam den 200 kp schweren Balken“ ist das anders. Letzterer Satz lässt sich nur so in einen Satz ohne plurale Namen übersetzen, dass der plurale Name „Fritz, Otto und Erwin“ durch den singularen Namen „die *Gruppe*, bestehend aus Fritz, Otto und Erwin“ ersetzt wird: „Die Gruppe, bestehend aus Fritz, Otto und Erwin, hebt den 200 kp schweren Balken“.

Die Standardform eines pluralen Namens ist die *konjunktive Nennung*: „a₁ und a₂ und a₃ und ... und a_n“. Wenn ein plurales Individuum endlich ist, so lässt sich jeder plurale Name für es in eine konjunktive Nennung überführen.

Ein plurales Individuum – oder anders gesagt: ein *Gruppenindividuum*, d. h. eine *Gruppe von Individuen* – hat *gruppenkonstitutive Teile* in dem Sinn, dass alle Individuen, aus denen es *letztlich* zusammengesetzt ist (seine *Mitglieder*), gruppenkonstitutive Teile von ihm sind. Ebenso sind alle pluralen Individuen y gruppenkonstitutive Teile eines pluralen Individuums x, die *letztlich* ganz aus Individuen zusammengesetzt sind, welche zu denen gehören, aus denen x letztlich zusammengesetzt ist. Andere gruppenkonstitutive Teile hat ein plurales Individuum nicht.

Plurale Individuen
sind Gruppen-
individuen

Das plurale Individuum, das durch den pluralen Namen „die ersten drei Kanzler der Bundesrepublik Deutschland“ oder standardmäßig durch die

konjunktive Nennung „Adenauer und Erhard und Kiesinger“ benannt wird (jedenfalls in gewissen Sätzen, nämlich in wesentlichen Pluralsätzen), ist *letztlich* aus den Individuen Adenauer, Erhard und Kiesinger zusammengesetzt. Darum ist jedes dieser drei Individuen ein gruppenkonstitutiver Teil von ihm. (Stets gibt es für ein beschreibbares plurales Individuum einen Namen, aus dem hervorgeht, aus welchen Individuen es *letztlich* zusammengesetzt ist.) Gruppenkonstitutive Teile von ihm sind aber auch (nach dem im vorausgehenden Absatz Gesagten) die folgenden drei pluralen Individuen: Adenauer und Erhard, Adenauer und Kiesinger, Erhard und Kiesinger. Weitere echte gruppenkonstitutive Teile hat das betrachtete plurale Individuum nicht (es ist aber ein *unechter* gruppenkonstitutiver Teil von sich selbst).

Plurale und
singulare Individuen

Den pluralen Individuen stehen gegenüber die *singularen Individuen* (ohne die keine pluralen Individuen da wären). Singulare Individuen kann man nicht durch plurale Namen benennen. „Die Atome dieser Vase“ benennt *nicht* die Vase, sondern zu jedem Zeitpunkt der Existenz der Vase ein Gruppenindividuum (nicht notwendigerweise immer dasselbe), das der Vase zu diesem Zeitpunkt eindeutig zugeordnet ist, aber dennoch keineswegs die Vase *ist*.

Es gibt freilich singulare Individuen, deren Abstand zu pluralen Individuen nicht groß ist. Von *diesen Goldatomen dort* unterscheidet sich *dieses Stück Gold* nur durch die größere Einheit, die ihm dadurch zuwächst, dass es als das Individuum, das es ist, wesentlich eine Beziehung der kohärenzstiftenden räumlichen Nähe zwischen den es ausmachenden Goldatomen involviert, während das von dem entsprechenden Gruppenindividuum (benannt durch „diese Goldatome dort“) nicht gilt. Individuen, denen großzahlige Gruppenindividuen aus kleinen bis sehr kleinen materiellen Individuen (Atomen, Molekülen, Körnern, Tröpfchen, Fäden, usw.) entsprechen, von welchen Gruppenindividuen sie sich nur durch die ihnen wesentliche räumliche Kontiguität der letzten Bestandteile unterscheiden, bezeichnet man als *Massen*. Beispiele für Massen sind: dieser Tropfen Wasser, diese Schaufel Sand, dieser Ballen Baumwolle, usw.

Massen sind singulare Individuen, aber von geringer Einheit

Massen haben *räumliche Teile*, und ebenso haben alle materiellen Individuen räumliche Teile, die eine größere Einheit als Massen aufweisen (bis hinauf zu den Lebewesen, die den größten Einheitsgrad unter den materiellen Individuen erreichen). Sofern ein plurales Individuum (oder Gruppenindividuum) auch aus materiellen Individuen besteht (d. h. solche als gruppenkonstitutive Teile hat), kann man selbstverständlich auch ihm räumliche Teile zuweisen. Zu beachten ist aber: Ein plurales Individuum, das räumliche Teile hat, wird in der Regel räumliche Teile haben, die keine gruppenkonstitutiven Teile von ihm sind. Ein typisches Beispiel: Der Körper von Adenauer ist zu einem Zeitpunkt t_0 im Jahr 1961 ein räumlicher Teil der Gruppe der Körper der ersten drei Kanzler der Bundesrepublik Deutschland; darüber hinaus ist Adenauers Körper auch ein gruppenkonstitutiver Teil jener Gruppe. Der Kopf von Adenauer hingegen ist kein gruppenkonstitutiver Teil von ihr, sondern zu t_0 ausschließlich ein räumlicher Teil von ihr (nämlich als räumlicher Teil zu t_0 von Adenauers Körper, der zu t_0 ein räumlicher Teil von ihr ist).

Wir sagen, dass ein materielles Individuum x zu einem Zeitpunkt t *räumlicher Teil* (echter oder unechter) eines materiellen Individuums y ist, wenn

und nur wenn das Raumgebiet, das x zu t einnimmt, im Raumgebiet, das y zu t einnimmt, (echt oder unecht) enthalten ist.

Räumlicher Teil,
essentieller Teil

Wir sagen, dass x ein *essentieller Teil* von y ist, wenn und nur wenn x Teil von y ist und es unmöglich ist, dass y existiert, ohne dass x existiert. Beispielsweise sind die gruppenkonstitutiven Teile eines pluralen Individuums allesamt essentielle Teile von ihm.

Einwand: Aber wenn bei einem Tanzorchester ein Musiker aufhört zu existieren, muss doch deshalb noch nicht das Tanzorchester aufhören zu existieren. *Antwort:* Das ist richtig. Aber das Tanzorchester, obwohl man es in gewissem Sinn als „Gruppe“ bezeichnen kann, ist kein Gruppenindividuum, kein plurales Individuum. Es hat bereits eine zu große Einheit dafür. Wenn ein Musiker z des Tanzorchesters nach dem Zeitpunkt t nicht mehr existiert, während er zu t noch existiert, so existiert nach t auch ein bestimmtes Gruppenindividuum G nicht mehr – nämlich dasjenige, das durch die Aufzählung (konjunktive Nennung) aller Musiker des Tanzorchesters zu t beschrieben und benannt wird. An seine Stelle tritt ein anderes existierendes Gruppenindividuum G' , das dem Tanzorchester *nach* t ebenso eindeutig entspricht, wie das G zu t tat, von dem z aber kein letzter Bestandteil ist. (Vermutlich wird G' einfach G minus z sein.)

Individuen weisen, was ihre Existenz angeht, einen verschiedenen Grad und eine verschiedene Art von Resistenz gegen den *Verlust von Teilen* auf. Der Verlust eines Teils ist a priori in zweierlei Weise denkbar: (1) Der Teil hört auf zu existieren. (2) Der Teil wird räumlich abgetrennt.

Grade und Arten
der Resistenz gegen
Teilverlust

Die gruppenkonstitutiven Teile eines pluralen Individuums können nur auf die erste Weise verloren gehen. Gruppenkonstitutive Teile eines pluralen Individuums bleiben gruppenkonstitutive Teile von ihm, mögen sie auch noch so weit voneinander entfernt werden, und die Existenz des pluralen Individuums nimmt durch diese bloße Separierung keinerlei Schaden. Hört hingegen ein gruppenkonstitutiver Teil von ihm auf zu existieren, so ist es auch mit der Existenz des pluralen Individuums vorbei. In beidem zeigt sich, in gegensätzlicher Weise, der minimale Grad von Einheit, den ein plurales Individuum hat.

Massen hingegen und alle anderen singularen materiellen Individuen, sofern diese eine gewisse räumliche Kohärenz und Lokalität haben, können sowohl in der Weise (1) als auch in der Weise (2) Teile verlieren. Und zwar „überlebt“ eine Masse weder den Verlust eines Teils in der Weise (1) noch den Verlust eines Teils in der Weise (2). Hingegen kann bereits ein materielles Individuum mit nur wenig größerer Einheit, als eine Masse sie hat, in beiderlei Weise Teile verlieren und dies „überleben“:

Betrachten wir zu t_0 einen Ring aus Gold, die Atome dieses Rings zu t_0 (ein plurales Individuum), das Stück Gold, das zu t_0 zu diesem Ring geformt ist (eine Masse). Nehmen wir an, durch Abrieb gehen dem Ring einige tausend Atome verloren. Der Ring hört dadurch nicht auf zu existieren. Auch hört das Gruppenindividuum, das ihm zu t_0 entsprach – die Atome des Rings zu t_0 –, dadurch nicht auf zu existieren: es ist nur ein räumlich zerstreutes Individuum geworden, als es zuvor war. Das Stück Gold hingegen, das zu t_0 zu dem Ring geformt war – das hat aufgehört zu existieren (es würde aber „wiederauferstehen“, wenn die verloren gegangenen Atome mit der verbleibenden Masse wiedervereint würden).

Wenn wir alternativ annehmen, dass die einige tausend Atome dem Ring nicht durch Abrieb, sondern durch Zerfall verloren gehen, dann bleibt auch dadurch die Existenz des Rings unbeschadet. Neben der Masse, die zu t_0 zu diesem Ring geformt war, hat aber nun, unter der alternativen Annahme, auch das Gruppenindividuum, das dem Ring zu t_0 entsprach, aufgehört zu existieren.

Fortbestand auch
bei allmählichem
Austausch
aller Teile?

Es ist ein berühmtes ontologisches Problem, ob ein materielles Individuum den Verlust aller räumlichen Teile, die es zu einem bestimmten Zeitpunkt hat, „überleben“ kann – vorausgesetzt natürlich dieser Verlust findet in bestimmter Weise statt, nämlich allmählich und mit stetiger Ersetzung der verloren gehenden Teile. Lebewesen scheinen in der Tat Beispiele für derartige materielle Individuen darzustellen. Doch gibt es auch materielle Individuen, die Beispiele für das Fragliche, aber keine Lebewesen sind?

In einem berühmten, alten Gedankenexperiment – „Schiff des Theseus“ genannt – wird das Problem auf den Punkt gebracht: Jahr für Jahr rudern die Athener Theseus' Schiff nach Delos zur Erinnerung an die Befreiung vom Minotaurus. Mit der Zeit altert das Schiff, und es werden immer wieder Teile von ihm ersetzt. Schließlich ist kein Teil mehr des aktuellen Schiffs ein Teil des ursprünglichen Schiffes. Ist das aktuelle Schiff noch das Schiff des Theseus?

Wenn *ja*, dann kann auch ein materielles Individuum, das kein Lebewesen ist, den Verlust aller seiner Teile „überleben“ – vorausgesetzt nur der Verlust findet allmählich und mit Ersatzleistung statt. Wenn *nein*, dann hat das Schiff des Theseus an einem gewissen Zeitpunkt, der sich aber offenbar nicht ohne Willkür bestimmen lässt, aufgehört zu existieren. (Ein Sammler freilich, der die alten Teile aufbewahrt hat, könnte es wiedererstellen lassen.)

Doch ist es alles andere als klar, was die richtige Antwort auf die oben gestellte Frage ist, denn jede der beiden möglichen Antworten hat Aspekte, die unbefriedigend erscheinen.

Nehmen wir an, man beantwortet jene Frage mit *Nein*. Dann muss sich das Schiff des Theseus von einem Lebewesen grundlegend unterscheiden, denn ein Lebewesen kann den Verlust aller seiner Teile überleben, das Schiff des Theseus aber nicht. Beide jedoch sind komplexe Körper. Was also ist der grundlegende ontologische Unterschied zwischen ihnen? Ist es nur, dass das Lebewesen ein noch erheblich komplexerer Körper als das Schiff ist?

Ein möglicher
Unterschied
zwischen
Lebewesen
und Artefakten

Wohl nicht. Aber die traditionelle Lösung des Problems, nämlich dass das Lebewesen, obwohl ein materielles Individuum, eine immaterielle substantielle Konstituente – mit anderen Worten: *eine Seele* – hat (also ein *psychophysisches Kompositum* ist), während das Schiff des Theseus über dergleichen nicht verfügt, scheint heutzutage vielen nicht mehr glaubhaft.

Sollte man die Frage, ob das aktuelle Schiff das Schiff des Theseus ist, also doch (lieber) mit *Ja* beantworten? *Ja*, das Schiff des Theseus hat den Verlust aller seiner Teile überdauert, gerade so, wie es Lebewesen tun (so dass also Lebewesen nicht ausgezeichnet sind gegenüber Artefakten und von Seelen keine Rede zu sein braucht)? Dort schwimmt es noch, das Schiff des Theseus, nach – sagen wir – 250 Jahren? Aber nehmen wir an, die oben kurz in Klammern erwähnte Möglichkeit ist wahr geworden: Ein

Sammler und dann sein Sohn und dann dessen Sohn usw. haben die originalen (die ausrangierten) Teile des Schiffs des Theseus alle aufbewahrt – und nun setzt sie ein Nachfahre wieder zusammen. Das Schiff, das dabei entsteht, ist zwar etwas ramponiert, aber immer noch seetüchtig und kann bei gutem Wetter durchaus auch nach Delos gerudert werden.

Von zwei existenten Schiffen wird also nun der Anspruch erhoben, dass sie, jeweils, das Schiff des Theseus sind. Welches von beiden *ist* aber das Schiff des Theseus? (Beide zugleich können dieses Schiff nicht sein, denn sonst wären sie auch untereinander identisch.) Es scheint, beide Schiffe sind gleich gute Kandidaten. Sollen wir also durch Münzwurf die Frage entscheiden? Oder hat das ältere Schiff nicht doch das größere Recht, das Schiff des Theseus zu sein? (Womit wir wieder bei der obigen Antwort *Nein* wären.)

Dieses echte ontologische Rätsel – *das Schiff des Theseus*, das ja durchaus seine Antworten hat, aber jede Antwort *kostet etwas* (und *muss* es denn eine *richtige* Antwort geben?) – lasse ich hiermit auf sich beruhen.

a) Individuen mit zeitlichen Teilen

Zeitlich dauernde (d. h. zu mehr als einem Zeitpunkt existierende) singuläre Individuen, die höchstens räumliche Teile haben, werden als *Kontinuanten* bezeichnet. Manche existierenden singulären Individuen haben aber *zeitliche Teile*, nämlich die Akzidentia, die *Vorgänge* sind (*wenn* Vorgänge – gewisse Ereignisse – denn Individuen sind), z. B. das oben erwähnte Lächeln von Otto. Der Anfang dieses Lächelns ist ein zeitlicher Teil von ihm, ebenso wie dessen Mitte und Ende. Das ist eine unbestreitbare ontologische Tatsache.

Kontinuanten haben keine zeitlichen Teile, Vorgänge sehr wohl

Problematisch ist demgegenüber die von vielen modernen Ontologen vertretene These, dass *alle* existenten physischen Individuen zeitliche Teile haben. (Hiernach ist ein existentes materielles Individuum also nicht nur nicht als ein Ganzes zur selben Zeit an verschiedenen Orten, sondern auch nicht als ein Ganzes zu verschiedenen Zeiten am selben Ort; denn entweder existiert es gar nicht zu verschiedenen Zeiten, oder aber es existiert zu verschiedenen Zeiten, hat aber dann verschiedene echte zeitliche Teile zu diesen Zeiten.) Man nennt diese Position *Vierdimensionalismus*, denn den existenten physischen Individuen soll ja durch die Aussage, dass sie allesamt zeitliche Teile haben, der Besitz räumlicher Teile nicht abgesprochen werden.

Der Vierdimensionalismus

Häufig wird die These des Vierdimensionalismus auch wie folgt formuliert: Alle existenten physischen Individuen haben *raumzeitliche* Teile. Hieraus ergibt sich, dass alle existenten physischen Individuen räumliche Teile *und* zeitliche Teile haben, *ohne dass* man die fragwürdige Annahme machen müsste, dass alle raumzeitlichen Teile räumliche *und* zeitliche Teile sind; denn in jedem *Bezugssystem* lassen sich raumzeitliche Teile in räumliche und zeitliche Teile zerlegen.

Die Erwähnung von Bezugssystemen verweist auf die wichtigste Quelle des Vierdimensionalismus: Einsteins Relativitätstheorie. Doch ist festzuhalten, dass der Vierdimensionalismus nicht etwa eine logische Konsequenz

der Relativitätstheorie ist, sondern durch sie nur nahe gelegt wird, genauer gesagt: durch die an Einsteins ursprüngliche Formulierung der Relativitätstheorie anschließende Minkowski'sche Auffassung von der Raumzeit.

Entgegen der Annahme, er sei eine logische Konsequenz der Relativitätstheorie, erscheint der Vierdimensionalismus sogar als eine falsche ontologische Doktrin (während die Relativitätstheorie ja wohl eine richtige physikalische Theorie ist): Wir (existierenden) Menschen sind existente physische (weil materielle) Individuen, aber zeitliche Teile haben wir – im Unterschied zu unseren Lebensgeschichten – nicht; wir können sie nicht haben, denn wir haben nur drei räumliche Dimensionen und daneben keine vierte, zeitliche. Es handelt sich bei uns Menschen vielmehr um Kontinuanten. Dies legt jedenfalls die Art und Weise nahe, in der wir uns selbst beschreiben. Zum Beispiel sagen wir nicht: „Er erstreckte sich vom 3. 3. 1891 bis zum 21. 12. 1972“, sondern vielmehr: „Er lebte vom 3. 3. 1891 bis 21. 12. 1972“. Wir sagen nicht: „Eine frühere Phase von mir war Handwerker“, sondern wir sagen: „In einer früheren Phase meines Lebens war ich Handwerker“. Allerdings behaupten Vierdimensionalisten, dass die „dreidimensionalistischen“ Aussagen bloße Redeweisen ohne letzte ontologische Bedeutung sind. An den Redeweisen ist nichts gelegen, sie können beibehalten werden, wenn man will; ein Vierdimensionalist wird aber behaupten, dass das, was mit dem Satz „Ich werde sterben“ *eigentlich* gesagt wird, in *ontologisch eigentlicher* Sprache ausgedrückt dies ist: „Eine zukünftige Phase von mir stirbt“.

Ein Argument für
den Vierdimensionalismus

Als ein Argument für den Vierdimensionalismus wird nicht selten die eine oder andere, mehr oder weniger abgewandelte Konkretisierung des folgenden Grundschemas angesehen:

Der Gegenstand X existiere zu t_1 und sei F (wobei F eine Eigenschaft ist; das Seinsverhältnis, das mit „X sei F“ bzw. „X ist F“ angesprochen ist, ist übrigens nicht etwa die Identität von X und F, sondern die Exemplifikation von F durch X), und X existiere auch zu t_2 , sei aber nicht F. Wenn der Dreidimensionalismus im Fall von X richtig wäre, dann wäre sowohl X-zu- t_1 als auch X-zu- t_2 identisch mit X. Folglich wären X-zu- t_1 und X-zu- t_2 miteinander identisch. Sie sind aber *nicht* miteinander identisch, denn X-zu- t_1 ist F, aber X-zu- t_2 ist nicht F. Folglich ist der Dreidimensionalismus falsch für alle sich verändernden Gegenstände (Körper) X.

Hierzu ist zu sagen: Daraus, dass X zu t_1 F ist und zu t_2 nicht F und zu beiden Zeiten existiert, folgt in der Tat, dass X-zu- t_1 F ist und X-zu- t_2 nicht F ist, mithin dass X-zu- t_1 verschieden von X-zu- t_2 ist. Doch folgt aus der Annahme des Dreidimensionalismus für X mitnichten, dass X mit X-zu- t_1 oder mit X-zu- t_2 identisch ist. Zwar ist X als ein Individuum, das sowohl zu t_1 als auch zu t_2 existiert und ausschließlich räumliche Teile hat, sowohl zu t_1 als auch zu t_2 als ein Ganzes anwesend; dennoch aber ist X sowohl von X-zu- t_1 als auch X-zu- t_2 verschieden. Denn diese Entitäten existieren anders als X nicht zu mehreren Zeitpunkten.

Hier eine Konkretisierung und zugleich Abwandlung des obigen Argumentationsschemas, nämlich das so genannte *Flux-Argument* (vgl. [5-11], S. 117–121, insbesondere S. 119):

Tib sei definiert als die Katze Tibbles abzüglich ihres Schwanzes. Es gelte, dass Tibbles zu t_1 lebt und beschwanzte ist, zu t_2 aber, obzwar leben-

dig, nicht beschwanz ist; Tibbles hat also einen Unfall überlebt, der ihr ihren Schwanz gekostet hat. Es scheint zu gelten: Tibbles = Tibbles-zu- t_1 \neq Tib-zu- t_1 = Tib = Tib-zu- t_2 = Tibbles-zu- t_2 = Tibbles. Hieraus folgt offenbar: Tibbles \neq Tibbles. Nach der obigen Kritik am Grundscheema ist aber klar, wie dieser logischen Absurdität ohne nachteilige Folgen für den Dreidimensionalismus entgangen werden kann.

Ein weiteres Argument für den Vierdimensionalismus ist das von David Lewis (1941–2001) angegebene Argument der intrinsischen Veränderung (siehe [5-12], S. 202–204). Unter einer intrinsischen Veränderung eines Gegenstandes ist hierbei eine Veränderung von ihm zu verstehen, die nicht in Veränderungen seiner Beziehungen zu etwas außerhalb von ihm besteht. Lewis fragt: Wie ist es möglich, dass ein Gegenstand zwei verschiedene Gestalten zu zwei verschiedenen Zeitpunkten hat, also eine intrinsische Veränderung erleidet? Es muss möglich sein, denn dergleichen intrinsische Veränderungen kommen oft vor. Lewis meint, dass sich intrinsische Veränderungen nur verstehen lassen, wenn man annimmt, dass Gegenstände zeitliche Teile haben. Die Gestaltveränderung eines Gegenstands besteht dann darin, dass ein vorausgehender zeitlicher Teil des Gegenstands die Gestalt A hat und ein nachfolgender zeitlicher Teil von ihm die von A verschiedene Gestalt B. Doch kann man auch einfach sagen, dass der Gegenstand – ganz ohne zeitliche Teile – erst diese Gestalt hat (d. h. exemplifiziert) und dann jene andere (wobei die beiden Gestalten Universalien sind, die sich als solche ganz unabhängig von dem Gegenstand und der Zeit bestimmen lassen). Was könnte daran unverständlich sein?

Wie die Tropenontologie ist der Vierdimensionalismus eine gegen die ontologische Tradition, die sich an der Sprache orientiert, gerichtete Bewegung. Wie die Tropenontologie ist also der Vierdimensionalismus ein Beispiel für *revisionäre Metaphysik*. Gemeinsam ist beiden Bewegungen, dass Individuen, die dem *deskriptiven Metaphysiker* als abhängig gelten – Eigenschaftsindividuen, bzw. Vorgänge –, für unabhängig erklärt werden und auf ihrer Grundlage erstellte ontologische Konstruktionen die Rollen eben jener Individuen übernehmen sollen, als deren Akzidentia sie gemeinhin angesehen werden.

Lewis' Argument für den Vierdimensionalismus

Zwei Beispiele revisionärer Metaphysik

4. Individuen und Individuale

Kategorien auf ein und derselben Ebene der kategorialen Einteilung überschneiden sich nicht, wohl aber können sie ihrem Umfang nach in ein und derselben übergeordneten Kategorie enthalten sein. So ist die Kategorie Individuum ihrem Umfang nach in der Kategorie *Objekt* enthalten, die neben der Kategorie *Funktion* eine der beiden obersten Seinsarten ist. Ebenso ist aber in der Kategorie *Objekt* die Kategorie *Sachverhalt* ihrem Umfang nach enthalten, die der Kategorie *Individuum* auf ein und derselben Ebene der kategorialen Einteilung beigeordnet ist. (Dementsprechend ist keine Entität sowohl ein Individuum als auch ein Sachverhalt.) Von Sachverhalten soll aber einstweilen noch nicht die Rede sein, sondern immer noch von Individuen und deren nächsten Umkreis.

Individuen sind trivialerweise *individuenähnliche Entitäten*. Neben Indi-

Die beiden obersten Kategorien

viduen sind aber auch solche Objekte individuenähnliche Entitäten, die zwar keine Individuen sind, die aber eben Individuen ähnlich sind (auf welche Aspekte sich die Ähnlichkeit beziehen kann, wird sich zeigen).

Individuale sind keine Individuen, aber individuenähnlich

Individuenähnliche Entitäten, die keine Individuen sind, sollen *Individuale* heißen. Der Begriff *Individual* ist eine ontologische Kategorie, die in der Einteilung der Objekte neben die Kategorien Individuum und Sachverhalt (unter anderen) tritt und mit der Kategorie Individuum gewissermaßen verwandtschaftlich näher verbunden ist. Hingegen ist der Begriff *Individuenähnliche Entität* keine Kategorie (d.h. keine Kategorie im strengen Sinn: Kategorie des Kategoriensystems), sondern dient nur dazu, die verwandtschaftliche Beziehung zwischen Individuen und Individualen hervorzuheben. (Nicht jedes Zusammenfassen von Kategorien bedeutet also den Einsatz einer weiteren Kategorie, ebenso wenig wie jedes Einteilen einer Kategorie dies bedeutet.)

Individuen sind ausnahmslos Entitäten, die *ersteigenschaftlich vollständig*, aber nicht *ersteigenschaftlich überbestimmt* sind. Die ihnen ähnlichen Individualen sind hingegen oftmals (aber nicht immer) Entitäten, die nicht ersteigenschaftlich vollständig sind, oder aber ersteigenschaftlich überbestimmt. Von der ersteigenschaftlichen Überbestimmtheit wird weiter unten die Rede sein. Hier sei zunächst gefragt:

Ersteigenschaftliche Vollständigkeit

Wann ist eine Entität ersteigenschaftlich vollständig? Und die Antwort ist: Eine Entität x ist ersteigenschaftlich vollständig dann und nur dann, wenn von jeder Individueneigenschaft f in einem gewissen Sinn behauptet werden kann: x hat f oder x hat non- f .

In dieser Bestimmung des Begriffs einer ersteigenschaftlich vollständigen Entität ist die Rede von *Individueneigenschaften*, oder mit anderen Worten: von *Ersteigenschaften*. Da die *exakt von Individuen aussagbaren Eigenschaften* (die Individueneigenschaften) die paradigmatischen Eigenschaften sind – also die Sorte von Eigenschaften, an die man zunächst denkt –, heißen sie „Ersteigenschaften“. Ersteigenschaften (Individueneigenschaften) sind beispielsweise die Eigenschaften, ein Detektiv zu sein, in der Baker Street zu wohnen, Pfeife zu rauchen (vorausgesetzt man versteht die mit diesen Namen benannten Eigenschaften als ausschließlich für Individuen definierte Eigenschaften – was sehr nahe liegend, wenn auch eben nicht zwingend ist; doch sei diese Komplikation einstweilen hintangestellt). Es ist in diesem Zusammenhang wichtig, darauf hinzuweisen, dass wenn Ersteigenschaften als Eigenschaften charakterisiert sind, die *exakt von Individuen aussagbar* sind, gemeint ist, dass sie *im primären Sinn* exakt von Individuen aussagbar sind; in einem *sekundären Sinn* können sie auch von Individualen ausgesagt werden.

Und es ist in jener Bestimmung des Begriffs einer ersteigenschaftlich vollständigen Entität auch die Rede von einer wichtigen interkategorialen Beziehung: dem *Haben von Eigenschaften* (auch „Eigenschaftsexemplifikation“ oder „Eigenschaftsinstantiierung“ genannt). Schließlich ist die Rede auch von der *Negationsbildung bzgl. Eigenschaften*, durch die einer Eigenschaft f ihre Negation non- f beigeordnet wird.

Über Eigenschaften im Allgemeinen und Individueneigenschaften im Besonderen, Eigenschaftsexemplifikation und Eigenschaftsnegation wird ausführlicher zu sprechen sein. Einstweilen sei ein gewisses Vorverständnis

vorausgesetzt, das im Folgenden noch Beispiele stärken mögen. Was die Eigenschaftsexemplifikation, das Haben von Eigenschaften angeht, so ist es im Kontext dieses Abschnitts noch wichtig festzuhalten, dass diese Beziehung hier ohne jede zeitliche Bezugnahme ausgesagt wird; entsprechend ist der Terminus „Individueneigenschaft“ hier eingeschränkt auf die zeitlosen oder zeitlich völlig bestimmten Individueneigenschaften aufzufassen, und zeitlich unspezifische Eigenschaftsbezeichnungen sind, wenn nötig, stillschweigend auf eine bestimmte Zeit zu beziehen. (Im nächsten Abschnitt wird von Aktualität die Rede sein; auch sie wird dort ohne jede zeitliche Bezugnahme ausgesagt.) Aus der obigen Definition ist ablesbar, wann genau eine Entität x *ersteigenschaftlich unvollständig* ist, nämlich dann und nur dann, wenn sie nicht ersteigenschaftlich vollständig ist, d. h. wenn für mindestens eine Individueneigenschaft f gilt, das in keinem Sinn behauptet werden kann: x hat f oder x hat non- f .

Wenden wir uns der Betrachtung von Beispielen zu. Alle in diesem Kapitel angeführten Beispiele für Individuen sind wegen der ersteigenschaftlichen Vollständigkeit von Individuen auch Beispiele für ersteigenschaftlich vollständige Entitäten. Zur weiteren Erläuterung dieses Begriffs sei hinzugefügt, dass daraus, dass Individuen *ersteigenschaftlich vollständig* sind, nicht folgt, dass sie *eigenschaftlich vollständig* sind. Sie sind es nicht, denn natürlich gilt für manche Eigenschaften f – Eigenschaften, die keine Individueneigenschaften sind –, dass von einem beliebigen Individuum x in keinem Sinn behauptet werden kann: x hat f oder x hat non- f . Eine solche Eigenschaft ist z. B. die Relationseigenschaft, transitiv zu sein (eine Eigenschaft, die die Relation *Älter-sein-als* hat, nicht aber die Relation *Ein-anderes-Individuum-sein-als*; diese letztere Relation hat vielmehr die Eigenschaft, nichttransitiv zu sein). In keinem Sinn kann behauptet werden, ein Individuum x habe die Eigenschaft, transitiv zu sein, oder die Eigenschaft, nichttransitiv zu sein. (Vielmehr könnte behauptet werden, x sei weder transitiv noch nichttransitiv – was dann allerdings so verstanden werden muss, dass damit nicht behauptet wird, x sei nicht transitiv und zugleich transitiv.)

Individuen sind ersteigenschaftlich, aber nicht eigenschaftlich vollständig

Wie steht es aber nun mit Beispielen für ersteigenschaftlich unvollständige Entitäten? Solche Beispiele sind schnell gefunden: Von der eben erwähnten Relationseigenschaft, transitiv zu sein, kann in keinem Sinn behauptet werden, sie habe die (zeitlich völlig bestimmte, datierte) Individueneigenschaft, rot-zu- t_0 zu sein, oder die Eigenschaft, nichtrot-zu- t_0 zu sein (deren Negation). Die Relationseigenschaft der Transitivität ist also eine ersteigenschaftlich unvollständige Entität. Doch ist sie als Funktion kein Objekt und folglich auch keine individuenähnliche Entität.

Die Mehrzahl der Ontologen vertritt den Standpunkt, dass keine Entität eine ersteigenschaftlich unvollständige *individuenähnliche* Entität ist. Wenn dem so ist, dann können wir unter den Objekten lange suchen – und werden keine wahren Beispiele für ersteigenschaftlich unvollständige individuenähnliche Entitäten finden. Indes, an *Prima-facie-Beispielen* mangelt es nicht, und daraus erwächst der Annahme, dass manche Entitäten ersteigenschaftlich unvollständige individuenähnliche Entitäten sind, eine gewisse Plausibilität.

Prima-facie-Beispiel für ein ersteigenschaftlich unvollständiges Individual

Denken wir an Sherlock Holmes. Haben wir dabei *etwas* im Sinn? Benennt der Name „Sherlock Holmes“ (ohne zusätzlich getroffene Festlegun-

gen) etwas? Wenn man diese Fragen bejaht, dann wird man die weitere Frage, was denn dieses Etwas, diese Entität ist, so beantworten: „Es ist eine fiktive Person.“ Nehmen wir nun an, alle gegebenen Antworten seien richtig; dann ergibt sich das Folgende:

Als eine fiktive Person ist Sherlock Holmes zweifellos ein Objekt und eines, das einem Individuum ähnlich ist. Mithin ist Sherlock Holmes eine individuenähnliche Entität, also ein Individuum oder ein Individual. Sherlock Holmes ist aber kein Individuum, sondern ein Individual, denn Sherlock Holmes ist eben nicht ersteigenschaftlich vollständig:

Wir beziehen uns auf Sherlock Holmes in Arthur Conan Doyles Geschichten und fragen uns: Ist Sherlock Holmes' linkes Ohr (von ihm aus gesehen) an diesem gewissen Punkt seiner Karriere – zu t^* : am 1. 1. 1888, 12 Uhr (Greenwich time) – kleiner als sein rechtes Ohr? Hat Sherlock Holmes die Eigenschaft, zu t^* verschieden große Ohren zu haben? Oder hat er die Eigenschaft, keine zu t^* verschieden große Ohren zu haben? Für diese Fragen hat sich Arthur Conan Doyle nicht interessiert (der schließlich seine Leser unterhalten und nicht langweilen wollte). Deshalb hat er diesbezüglich auch keine Aufzeichnungen hinterlassen (hoffe ich; ich besitze keine umfassende Kenntnis des Werks von Arthur Conan Doyle). Mithin ist es heute unmöglich zu wissen, was die richtigen Antworten auf die gestellten Fragen sind. Aber es ist dabei nicht so wie bei manchen historischen Fragen, dass die richtigen Antworten auf diese Fragen zwar unmöglich in wohlbegründeter Weise angegeben werden können, sie aber *an sich* da sind, sondern die richtigen Antworten auf jene Holmes betreffenden Fragen können unmöglich angegeben werden, *weil* sie gar nicht da sind.

Die Eigenschaft, zu t^* verschieden große Ohren zu haben, ist eine Individueneigenschaft, so dass in keinem Sinn behauptet werden kann: Sherlock Holmes hat diese Eigenschaft oder ihre Negation (d. h. die Eigenschaft, keine zu t^* verschieden große Ohren zu haben). Und deshalb ist Sherlock Holmes eine ersteigenschaftlich unvollständige Entität – ebenso, übrigens, seine Ohren, und ebenso all die vielen fiktiven Personen, die ins Licht der ontologischen Anerkennung treten, wenn einmal anerkannt ist, dass die Namen in Romanen, Kurzgeschichten, Hörspielen, Theaterstücken und Filmen (ohne zusätzlich getroffene Festlegungen) *etwas* benennen – was freilich eine höchst kontroverse Annahme ist. (Warum das so ist, wird alsbald thematisiert werden.)

In der Tat kann es scheinen, dass individuenähnliche Entitäten ersteigenschaftlich unvollständig sind, von denen man dies *prima facie* nicht annehmen würde. Betrachten wir das linke Ohr von U. M. – zweifellos eine individuenähnliche Entität, und man möchte auch meinen: zweifellos ein Individuum. Aber fragen wir uns: Ist das linke Ohr von U. M. zu t_0 (etwa am 1. 1. 1988, 12 Uhr, Greenwich time) größer, als das rechte Ohr von Sherlock Holmes zu t^* ist? Eine Frage, auf die es unmöglich eine richtige Antwort gibt. Mithin kann in keinem Sinn behauptet werden, das linke Ohr von U. M. habe die Eigenschaft, zu t_0 größer zu sein, als das rechte Ohr von Sherlock Holmes zu t^* ist, oder es habe die Eigenschaft, zu t_0 nicht größer zu sein, als das rechte Ohr von Sherlock Holmes zu t^* ist.

Ist also mein linkes Ohr kein Individuum, sondern nur ein Individual? Wohl nicht, denn es gibt unabhängige Gründe dafür, es als Individuum an-

zusehen. Für sein Individuumsein spricht: Es ist wirklich, es befindet sich wirklich zu diesem Zeitpunkt an einem bestimmten Ort, es ist unabhängig von jeder Benennung von ihm fassbar, und vor allem: es besitzt eine gewisse modale Flexibilität (d. h.: es – *es selbst* – hätte prinzipiell, in gewissem Rahmen, andere Eigenschaften haben können, als es hat). Der obige Gedankengang zeigt dementsprechend nur, dass die Eigenschaft, zu t_0 größer zu sein, als das rechte Ohr von Sherlock Holmes zu t^* ist, ebenso wie ihre Negation keine Individueneigenschaft ist, keine Eigenschaft, die exakt von Individuen aussagbar ist, was eben genau dadurch enthüllt wird, dass von dem linken Ohr von U. M. – diesem offenbaren Individuum – in keinem Sinn behauptet werden kann, es habe diese Eigenschaft oder ihre Negation. Denn *demzufolge* ist weder diese Eigenschaft noch ihre Negation *wahrheitsgemäß* von dem linken Ohr von U. M. aussagbar, womit feststeht, dass die betrachtete Eigenschaft – und ebenso ihre Negation – von diesem Individuum (*schlechthin*) nicht aussagbar ist, sie folglich keine Individueneigenschaft ist.

Kein Individual
ist modal flexibel

Woran liegt dies? Daran, dass in der Spezifikation der betrachteten Eigenschaft wesentlich auf ein *Individual* Bezug genommen wird (nämlich auf das rechte Ohr von Sherlock Holmes), das ausgerechnet hinsichtlich dessen, was den Gehalt jener Eigenschaft zu einem wesentlichen Teil ausmacht, im hohen Grade ersteigenschaftlich unvollständig ist (nämlich hinsichtlich seiner Größe zu t^*).

Eine prima facie reiche Quelle von ersteigenschaftlich unvollständigen individuenähnlichen Entitäten – und übrigens auch von individuenähnlichen Entitäten, die ersteigenschaftlich überbestimmt sind – stellen gewisse Namen für Individuen, nämlich (*eindeutige*) *I-Kennzeichnungen* dar, d. h. Namen für Individuen der folgenden (vollständig ausbuchstabierten) logischen Gestalt: „dasjenige x , für das gilt: $A[x]$ “, *sofern* man sie auch dann referentiell ernst nimmt, wenn sie (an sich) kein Individuum benennen (sie also als Namen *für* Individuen ihren primären semantischen Zweck verfehlen). Die *I-Kennzeichnung* „der goldene Berg“ benennt (ohne zusätzlich getroffene Festlegungen) kein Individuum – kein aktuales Individuum, denn kein aktuales Individuum ist ein goldener Berg (so können wir wohl mit Sicherheit annehmen), und auch kein nichtaktuales, denn an nichtaktualen Individuen, die goldene Berge sind, sind entweder keine vorhanden, oder sehr viele, und keines von diesen vielen nichtwirklichen Individuen wäre im letzteren Fall *der* goldene Berg.

Ersteigenschaftlich
unvollständige
Individuale und
I-Kennzeichnungen

Es ist zwar nur eine Minderheitsmeinung unter den Ontologen, vertreten von den Meinongianern (genannt nach Alexius Meinong, 1853–1920, dem Urheber der Ontologie des Nichtexistenten), aber man kann sich auf den Standpunkt stellen, dass die *I-Kennzeichnung* „der goldene Berg“ etwas bezeichnet (denn können wir nicht über *den* goldenen Berg nachdenken, ihn suchen, ihn verfluchen?) – kein Individuum allerdings, aber doch eine individuenähnliche Entität, ein *Individual*. Dieses *Individual* wäre ersteigenschaftlich unvollständig, denn vom goldenen Berg kann (im Gegensatz zur Zugspitze) in keinem Sinn behauptet werden, er habe die Individueneigenschaft, zu t_0 knapp unter 3000 Meter hoch zu sein, oder die (die erstere Eigenschaft negierende) Individueneigenschaft, zu t_0 nicht knapp unter 3000 Meter hoch zu sein.

Meinongianismus

Die Kennzeichnungsmethode zur Angabe von Prima-facie-Beispielen für ersteigenschaftlich unvollständige Individuale steht nicht im Kontrast zu der schon angesprochenen „Gewinnung“ solcher Individuale aus Geschichten (in Worten oder Bildern). Denn der Name „Sherlock Holmes“, z. B., lässt sich als Abkürzung für eine *Super-I*-Kennzeichnung auffassen: „dasjenige x : $\Omega[x]$ “, wobei „ $\Omega[x]$ “ den gesamten Text aller Sherlock-Holmes-Geschichten Arthur Conan Doyles umfasst und alle nichtangeführten (sondern gebrauchten) Vorkommnisse des Namens „Sherlock Holmes“ (und seiner Stellvertreter) durch den Platzhalter „ x “ (genauer gesagt: durch ein Vorkommnis von „ x “) ersetzt sind. Es ist hiernach unmittelbar ersichtlich, dass Sherlock Holmes ein weit weniger ersteigenschaftlich unvollständiges Individual ist als der goldene Berg (weil über Sherlock Holmes weit mehr gesagt ist als über den goldenen Berg).

Wir haben übrigens bisher stillschweigend vorausgesetzt, dass sich Arthur Conan Doyle bei seinen Sherlock-Holmes-Geschichten niemals widerspricht, also niemals an einer Stelle in diesen Geschichten etwas erzählt, das mit dem, was er an einer anderen Stelle erzählt, aus logischen Gründen nicht zusammen wahr sein kann. Nur unter dieser Voraussetzung ist Sherlock Holmes, wie wir gleich sehen werden, ein ersteigenschaftlich unvollständiges Individual, als was wir ihn hier geführt haben – und *nicht* ein ersteigenschaftlich überbestimmtes und *deshalb* ersteigenschaftlich vollständiges Individual. Wie zu lesen ist – siehe [5-13], S. 100 –, entspricht die stillschweigende Voraussetzung tatsächlich nicht den Tatsachen. Die ontologische Wahrheit in ihrer Allgemeinheit wird keinen großen Schaden erleiden, wenn wir weiter so tun, als ob Sherlock Holmes ein ersteigenschaftlich unvollständiges Individuum sei. (Ansonsten müssten wir eben ein anderes Beispiel wählen.)

Ersteigenschaftliche
Überbestimmtheit

So viel zunächst zu individuenähnlichen Entitäten, die ersteigenschaftlich unvollständig sind – wodurch ausgeschlossen wird, dass sie Individuen sind. Doch wird auch dadurch, dass eine individuenähnliche Entität *ersteigenschaftlich überbestimmt* ist, ausgeschlossen, dass sie ein Individuum ist. Dabei ist eine Entität x ersteigenschaftlich überbestimmt genau dann, wenn für mindestens eine Individueneigenschaft f in einem gewissen Sinn behauptet werden kann: x hat f und x hat non- f .

Wie sieht es mit Beispielen für individuenähnliche ersteigenschaftlich überbestimmte Entitäten aus? Die Kennzeichnungsmethode verhilft uns zu einem beliebig vermehrbaren Schatz von Prima-facie-Beispielen. „Das runde Quadrat“, „der Mann, der wusste, dass er nichts weiß“, „der Barbier von Sevilla, der genau die Leute von Sevilla rasiert, die sich nicht selbst rasieren“ – diese drei *I*-Kennzeichnungen benennen (ohne zusätzlich getroffene Festlegungen) kein Individuum, weder ein aktuales noch ein nicht-aktuales, weil sie ihrem Sinn gemäß nichts Mögliches benennen können, alle Individuen aber möglich sind.

Das könnte Anlass genug sein, zu sagen, dass sie (ohne zusätzliche Festlegungen) rein gar nichts benennen, also so genannte *leere* Namen sind, und dazu überzugehen, mehr oder minder komplexe Erklärungen dafür zu liefern, warum bei Beibehaltung der klassischen Prädikatenlogik ein Satz wie „Das runde Quadrat existiert nicht“ trotzdem wahr sein kann (was er doch offensichtlich ist), oder aber die klassische Prädikatenlogik zu modifi-

zieren. (Eine Prädikatenlogik, die leere Namen zulässt, nennt man eine „Freie Logik“; zur Freien Logik siehe [5-14].) Doch *wenn* die angeführten I-Kennzeichnungen *etwas* benennen (an sich, ohne zusätzliche Festlegung), dann zweifellos eine individuenähnliche ersteigenschaftlich überbestimmte Entität. Der Ausdruck „der Mann, der wusste, dass er nichts weiß“, beispielsweise, benennt nicht etwa den Sokrates (wie man übereilt meinen könnte), sondern ein Objekt, das einem Individuum ähnlich ist und von dem in einem gewissen Sinn behauptet werden kann: es hat die Individueneigenschaft, etwas zu wissen, und es hat die (die erstere Eigenschaft negierende) Individueneigenschaft, nichts zu wissen.

I-Kennzeichnungen
und ersteigenschaftlich
überbestimmte
Individuale

Es ist der Beachtung wert, dass sich ersteigenschaftliche Überbestimmtheit und ersteigenschaftliche Unvollständigkeit gegenseitig ausschließen. Denn wenn für mindestens eine Individueneigenschaft f in einem gewissen Sinn behauptet werden kann, x habe f und x habe $\text{non-}f$, dann kann für *jede* Individueneigenschaft g in einem gewissen Sinn behauptet werden, x habe g (weil in der Ersteigenschaft f -und- $\text{non-}f$, die x dadurch hat, dass es f und $\text{non-}f$ hat, jede Ersteigenschaft logisch enthalten ist), und *darum* klarerweise auch für jede Individueneigenschaft g , x habe g oder $\text{non-}g$ (wobei das „oder“ für die Gültigkeit des letzteren Schlusses im nichtausschließenden Sinn, also nicht im Sinn von „entweder oder“ gemeint sein muss). Mithin: Ist (eine beliebige Entität) x eine ersteigenschaftlich überbestimmte Entität, dann ist x eine ersteigenschaftlich vollständige Entität.

Überbestimmtheit
impliziert
Vollständigkeit

Die Umkehrung hiervon gilt freilich nicht: Manche Entitäten, die ersteigenschaftlich vollständig sind, sind dennoch nicht ersteigenschaftlich überbestimmt. Entitäten, die ersteigenschaftlich vollständig und nicht ersteigenschaftlich überbestimmt sind, heißen *ersteigenschaftlich maximalkonsistente* Entitäten. Alle Individuen sind demnach ersteigenschaftlich maximalkonsistent, denn sie sind ja alle ersteigenschaftlich vollständig und nicht ersteigenschaftlich überbestimmt. In der Kategorie der Individuale haben wir demgegenüber Prima-facie-Beispiele sowohl für ersteigenschaftlich überbestimmte als auch für ersteigenschaftlich unvollständige Entitäten kennen gelernt. Sind wenigstens manche Individuale ersteigenschaftlich vollständig und nicht ersteigenschaftlich überbestimmt, so wie Individuen es sind?

Ersteigenschaftliche
Maximalkonsistenz

Dass diese Frage zu bejahen ist, lässt sich wie folgt plausibel machen: Jeder individuenähnlichen Entität lässt sich die Menge ihrer (d. h. von ihr in einem gewissen, nämlich ihr angemessenen Sinn *gehabten*) Ersteigenschaften zuordnen; die individuenähnliche Entität bestimmt diese Menge eindeutig. Ist nun eine individuenähnliche Entität stets auch umgekehrt durch die ihr zugeordnete Menge von Ersteigenschaften eindeutig bestimmt? Wenn wir jeder individuenähnlichen Entität die Menge ihrer Ersteigenschaften zugeordnet und dann vergessen haben, welche Menge wir welcher individuenähnlichen Entität zugeordnet haben, können wir dann wenigstens aus den Mengen auf die zugehörigen individuenähnlichen Entitäten eindeutig zurückschließen? Bei den ersteigenschaftlich überbestimmten Individualen ist das ausgeschlossen, denn ihnen allen – also z. B. dem runden Quadrat und dem Mann, der wusste, dass er nichts weiß – ist *dieselbe* Menge von Ersteigenschaften zugeordnet (nämlich die Menge *aller* Ersteigenschaften, wie im vorletzten Absatz gezeigt wurde), und man

Ersteigenschaftlich
maximalkonsistente
Individuale

wird doch nicht annehmen wollen, dass alle ersteigenschaftlich überbestimmten Individuale miteinander identisch sind (oder sollte man dies doch tun?).

Sherlock Holmes identifizierbar mit der Menge seiner Ersteigenschaften

Bei den ersteigenschaftlich unvollständigen Individualen hingegen lässt sich von den zugeordneten Mengen von Ersteigenschaften eindeutig zurückschließen auf die zugehörigen Individuale, denn diese Individuale sind *gewissermaßen nichts anderes als* diese Mengen von Eigenschaften. Anders als bei den ersteigenschaftlich überbestimmten Individualen spricht bei den ersteigenschaftlich unvollständigen Individualen nichts gegen diese Auffassung von ihnen, die dadurch nahe gelegt wird, dass offenbar alle solchen Individuale nur durch die Vermittlung von sprachlicher oder anderer Fiktion – durch die von ihnen (explizit oder implizit) *erzählten* Ersteigenschaften – an uns herantreten. Der Sinn der Wendung „X sind *gewissermaßen* nichts anderes als Y“ ist im Übrigen exakt dieser: „der Unterschied zwischen den X und den Y ist für alle *wesentlichen* Zwecke vernachlässigbar“.

Was nun Individuen angeht, so ist ebenfalls zu sagen, dass der eindeutige Rückschluss von der einem Individuum zugeordneten Menge seiner Ersteigenschaften auf das zugehörige Individuum *immer möglich ist*. Sollte man nun aber auch wie bei den ersteigenschaftlich unvollständigen Individualen sagen, dass Individuen gewissermaßen nichts anderes sind als die ihnen zugeordneten Mengen von Ersteigenschaften? Dies scheint deshalb unangemessen, weil jedenfalls manche Individuen auch andere Ersteigenschaften hätten haben können, als sie tatsächlich haben, und doch *dasselbe* Individuum geblieben wären (während die ihnen zugeordneten Mengen von Ersteigenschaften ja nicht andere Elemente hätten haben können, als sie tatsächlich haben, und dieselbe Menge geblieben wären). Ich hätte z. B. auch Geographie studieren können und wäre doch dasselbe Individuum geblieben (nämlich U. M.); aber die mir zugeordnete Menge von Ersteigenschaften wäre dann nicht *diese Menge, M*, gewesen, sondern *eine andere* (mehrere Kandidaten stehen zur Verfügung). Also kann ich nicht – auch nicht gewissermaßen – mit der Menge M identifiziert werden.

Ein Individuum ist nicht identifizierbar mit der Menge seiner Ersteigenschaften

Obwohl man von dem Individuum, das durch den Namen „Uwe Meixner“ bezeichnet wird, nicht sagen kann, es sei gewissermaßen nichts anderes als die Menge seiner Ersteigenschaften, kann dies von einer anderen Entität, die ebenfalls durch den Namen „Uwe Meixner“ bezeichnet werden kann, sehr wohl gesagt werden, nämlich von einem gewissen *ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individual* – nennen wir es, zur Unterscheidung vom Individuum Uwe Meixner bei gleichzeitiger Betonung der engen Verwandtschaft zu ihm, „uwe meixner“. Dieses Individual, uwe meixner, hat (in einem gewissen, ihm angemessenen Sinn) dieselben Ersteigenschaften, die das Individuum Uwe Meixner hat (in einem anderen, ihm seinerseits angemessenen Sinn); aber im Unterschied zu Uwe Meixner hätte es keine anderen Ersteigenschaften haben können als diejenigen, die es hat: Es ist gewissermaßen nichts anderes als die Menge seiner Ersteigenschaften.

Die Ersteigenschaften von U. M. machen u. m. aus, nicht aber U. M.

Betrachten wir noch ein anderes Beispiel für diese Art ontologischer Verdoppelung, die aus einer nun sichtbar gewordenen ontologischen Mehrdeutigkeit gewisser Namen fließt: Die I-Kennzeichnung „der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika im Jahre 2002“ benennt das Individuum

George W. Bush, das, als Individuum, ersteigenschaftlich maximalkonsistent ist. Sie kann aber auch als Name für ein ersteigenschaftlich maximalkonsistentes Individual, nämlich für *george w. bush*, aufgefasst werden. George W. Bush und *george w. bush* haben genau dieselben Ersteigenschaften (wenn auch das „haben“ in einem jeweils anderen Sinn gemeint ist); beide haben insbesondere die Eigenschaft, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika im Jahre 2002 zu sein. Doch während es sehr leicht hätte sein können, dass George W. Bush nicht diese Eigenschaft gehabt hätte, ist es absolut notwendig, dass *george w. bush* diese Eigenschaft hat, denn sie macht ihn – so wie alle anderen Eigenschaften, die er hat – (mit) aus; er hat alle seine Eigenschaften *essentiell*, mit absoluter Notwendigkeit.

Es ist offensichtlich, dass Individuen und ersteigenschaftlich maximalkonsistente Individuale sehr leicht miteinander verwechselt werden können, und tatsächlich ist dies mindestens zweimal in der Philosophiegeschichte bei prominenten Philosophen vorgekommen. Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) identifizierte Individuen mit ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individualen, und der amerikanische Philosoph David Lewis tat im 20. Jahrhundert dasselbe. (Siehe dazu [5-15], Abschnitt 1.)

Man möchte vorderhand meinen, dass die Verwechslung von Individuen mit ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individualen, so leicht sie auftreten kann, so leicht auch aufdeckbar sei. Sie ist es tatsächlich nicht. Beispielsweise kann der Leibnizianer (oder sein moderner Nachfolger: der Lewisianer) trotz des Superessentialismus bezüglich Individuen, der sich aus seiner Identifikation von Individuen mit ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individualen ergibt, durchaus behaupten, was jeder mit gesundem Menschenverstand und den relevanten Informationen behaupten möchte: dass George W. Bush auch *nicht* Präsident der Vereinigten Staaten im Jahre 2002 hätte sein können. Für den Leibnizianer ist das Individuum George W. Bush identisch mit dem Individual *george w. bush*; *george w. bush* nun, so der Leibnizianer, hat mindestens ein ihm außerordentlich ähnliches nichtaktuales *Gegenstück* (eine Art nichtwirklichen Beinahedoppelgänger) – ein ersteigenschaftlich maximalkonsistentes (aber nicht wirkliches) Individual, das *nicht* die Eigenschaft hat, im Jahre 2002 Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika zu sein, nennen wir es „*george* w.* bush**“. *Deswegen*, sagt der Leibnizianer, hätte George W. Bush auch nicht Präsident der Vereinigten Staaten im Jahre 2002 sein können – *weil george* w.* bush**, dieses Gegenstück von *george w. bush* (mit dem George W. Bush für den Leibnizianer identisch ist), *nicht* Präsident der Vereinigten Staaten im Jahre 2002 ist. Wie plausibel diese Konstruktion ist, mögen Leser und Leserin selbst entscheiden. Für den Leibnizianer wird durch sie exemplifiziert, was wir mit einer Aussage der Gestalt „N. N. hätte auch nicht F sein können“ meinen bzw. rationalerweise allein meinen können. (Zur Gegenstücktheorie – *counterpart theory* – und ihren leibnizischen Wurzeln siehe wiederum [5-15], Abschnitt 1; wir werden auf sie in Kap. VII zurückkommen.)

Es ist zu diesem Abschnitt über Individuen und Individuale noch hinzuzufügen, dass manche Entitäten vielleicht etwas vorschnell zu den Individuen gezählt werden. Die Entitäten, die man als „abstrakte Individuen“ bezeichnet, wären in der Kategorie der Individuale vielleicht besser aufgeho-

Individuen und ersteigenschaftlich maximalkonsistente Individuale schwer unterscheidbar

Die Gegenstücktheorie in Aktion

Sind „abstrakte Individuen“ in Wahrheit Individuale?

ben. Der Grund ist dieser: Die als „abstrakte Individuen“ bezeichneten Entitäten (gehen wir einmal davon aus, dass manche Entitäten zu Recht als solche bezeichnet werden) scheinen nicht ersteigenschaftlich vollständig zu sein. Betrachten wir die Zahl Fünf (Zahlen sind häufig angegebene Beispiele für abstrakte Individuen). Hat diese Zahl die (Erst-)Eigenschaft, zu t_0 zu lächeln, oder hat sie die Eigenschaft, zu t_0 nicht zu lächeln? Man ist geneigt zu sagen, dass in keinem Sinn behauptet werden kann, Fünf habe die Eigenschaft, zu t_0 zu lächeln, oder die Eigenschaft, zu t_0 nicht zu lächeln. Wenn dem so wäre, dann wäre Fünf kein Individuum (und folglich auch kein abstraktes Individuum), sondern ein ersteigenschaftlich unvollständiges Individual – vorausgesetzt Fünf wird wenigstens als *individuenähnliche* Entität gelten gelassen (und das ist keine Selbstverständlichkeit; siehe Kap. X). Doch mit einer gewissen Gewaltsamkeit, die zweifellos erheblich größer ist als die Gewaltsamkeit, die aufgebracht werden muss, um zu sagen, ein Overheadprojektor, z. B., habe die Eigenschaft, zu t_0 nicht zu lächeln, ließe sich vielleicht sagen, dass Fünf die Eigenschaft hat, zu t_0 nicht zu lächeln (während sich definitiv nicht sagen lässt, die Relationseigenschaft der Transitivität, die uns weiter oben in diesem Abschnitt schon begegnet ist, habe diese Eigenschaft). Insistiert man aber darauf, Fünf zu den Individuen zählen, so kommt man nicht umhin, die Eigenschaft, eine Primzahl zu sein, unter die Individueneigenschaften zu rechnen – was ebenfalls ziemlich merkwürdig ist.

5. Individuen, Individuale und Aktualität

„Manche Entitäten sind Individuen“ – dies, (1), ist ein Satz, der ohne Zweifel wahr ist. „Manche Entitäten sind existierende Individuen“ – dies, (2), ist ebenfalls ein Satz, der ohne Zweifel wahr ist. Aber wenn mit (2) *eventuell mehr* gesagt sein soll als mit (1), dann ist Existenz mit Aktualität zu identifizieren, und *nicht* mit Entitätsein. Bei Identifikation von Existenz mit Aktualität wird nämlich mit (2) so viel gesagt wie mit „Manche Entitäten sind aktuelle [aktualexistente, aktual existierende] Individuen“. Bei Identifikation von Existenz mit Entitätsein hingegen wird mit (2) so viel gesagt wie mit „Manche Entitäten sind Individuen, die Entitäten sind“, also gewiss nicht mehr als mit (1).

Existenz
ist Aktualität

Wir wollen im Folgenden Existenz und Aktualität gleichsetzen. Das ist mehr oder minder eine Festsetzungssache; möglich ist es eben auch, Existenz mit Entität(sein) zu identifizieren. Wie schon in Kap. III angedeutet, besteht jedoch kein Raum für den Existenzbegriff sowohl neben dem Begriff der Entität als auch neben dem Begriff der Aktualität; er ist kein eigenständiger Begriff neben diesen beiden (wobei einstweilen über deren Verhältnis der Verschiedenheit oder Identität noch nichts entschieden ist).

„Eldorado existiert“ besage nun also so viel wie „Eldorado ist eine aktuelle (wirkliche) Entität“, „Schönes existiert“ besage so viel wie „Mindestens eine aktuelle Entität ist schön“ und „Fliegende Fische existieren“ besage so viel wie „Manche aktuellen Entitäten sind fliegende Fische“. Das umgangssprachliche Synonym von „(es) existiert“ bzw. „(es) existieren“, „es gibt“, ist dementsprechend reguliert.

Wie bei jeder Fixierung der Bedeutung eines Ausdrucks für alle Kontexte gibt es auch bei der eben erfolgten Fixierung Härten: Den Satz „Es gibt Vorgestelltes, das nicht wirklich ist“ möchte man wohl nicht eben als ohne weiteres kontradiktorisch ansehen; gemäß der erfolgten Sprachregelung ist er das aber, ebenso wie der Satz „Es existiert Vorgestelltes, das nicht wirklich ist“. (Der nahe liegende Satz hingegen, der tatsächlich nicht ohne weiteres kontradiktorisch ist, ist dieser: „Manche Entität ist vorgestellt und nicht wirklich“; *im Sinn dieses Satzes* versteht man den Satz „Es gibt Vorgestelltes, das nicht wirklich ist“, wenn man ihn nicht für ohne weiteres kontradiktorisch hält.)

Manche Entitäten sind Individuen – das ist unzweifelhaft. Zweifel wird nun aber möglich, wenn die Behauptung die folgende ist: „Manche Entitäten sind Individuale [d. h. individuenähnlich, aber keine Individuen]“. Und auf den Plan gerufen wird der Zweifel bei den meisten Ontologen – und mehr als der Zweifel: nämlich die Gewissheit der Falschheit –, wenn die Behauptung diese ist: „Manche Entitäten sind ersteigenschaftlich unvollständige oder ersteigenschaftlich überbestimmte Individuale“. Zwar scheint es Namen zu geben, die ersteigenschaftlich unvollständige bzw. ersteigenschaftlich überbestimmte Individuale bezeichnen, wie wir gesehen haben, aber die meisten Ontologen würden dafür plädieren, dass es eben auch bloß so scheint: Die Namen sind zwar da („der goldene Berg“, „das runde Quadrat“, „Sherlock Holmes“, etc.), aber in Wahrheit benennen sie Individuale ebenso wenig, wie sie Individuen benennen; sie benennen rein gar nichts, meinen die meisten Ontologen (im Unterschied zu den Meinongianern, wie gesagt). Warum aber sind die meisten Ontologen dieser Meinung?

Zur Beantwortung der gestellten Frage ist es notwendig, ein wenig auszuholen. In der Ontologie gibt es bis heute ein weithin eingehaltenes theoretisches Tabu, so wie es vormals in der Physik theoretische Tabus gab. In der alten Physik galt beispielsweise ein theoretisches Tabu für das absolute Vakuum; in der Ontologie hingegen war und ist das Nichtexistente mit einem theoretischen Tabu belegt (seit den Tagen des Parmenides, also seit dem Ursprung der Ontologie; siehe dazu [5-16]). Unter keinen Umständen dürfe angenommen werden, dass manche Entitäten nicht existieren – so meinen die meisten Ontologen.

Oftmals wird die abgrundtiefe Abscheu vor dem Nichtexistenten rationalisiert, etwa mit dem Hinweis, es sei schließlich ein Selbstwiderspruch zu sagen, *es gebe Nichtexistentes*. Das ist zwar richtig, doch ist mit der spielerisch-paradoxal formulierten, die Ambiguität von „es gibt“ ausnützenden Behauptung „Es gibt Nichtexistentes“ (oder „Nichtexistentes existiert“, manchmal als „Meinongs Schocker“ bezeichnet) – wohlwollend und vernünftig und so, wie sie gemeint ist, interpretiert – eben nicht die Absurdität gemeint, dass manche existente Entität nicht existiere, sondern vielmehr schlicht, *dass manche Entität nicht existiere*. Dieses Letztere stellt aber nicht ohne weiteres einen Selbstwiderspruch dar, weil „existieren“ eben nicht dasselbe besagen muss wie „eine Entität zu sein“, sondern so viel besagen kann wie „aktual zu sein“ (und gemäß der oben getroffenen Sprachregelung auch so viel besagt – ganz im Sinne der Meinongianer übrigens).

Nichtmaximal-
konsistente
Individuale werden
meistens abgelehnt

horror inexistentis

Wir müssen jedoch festhalten, dass die *These des Aktualismus*:

Uneingeschränkter
Aktualismus

Alle Entitäten existieren [sind aktual, sind wirklich],

von den meisten Ontologen für richtig gehalten wird. Oftmals wird zur Rechtfertigung des Aktualismus der ontologiefremde, erkenntnistheoretische Grund angeführt, man könne Nichttextistentes nicht erkennen. Aber selbst wenn dies richtig wäre, könnte man daraus nur dann schließen, dass alle Entitäten existieren, wenn man zusätzlich annähme, dass alle Entitäten erkennbar sind – was eine gänzlich unbegründete Annahme ist.

Wenn nun die These des Aktualismus von den meisten Ontologen vorausgesetzt wird, rationalerweise oder nicht, so ergibt sich für sie mit dem folgenden unstrittigen ontologischen Prinzip, das eine Folge des Grundsatzes ist, dass jede aktuelle Entität in der für sie angemessenen Weise vollständig und konsistent eigenschaftlich bestimmt ist, also mit

Alle aktuellen individuenähnlichen Entitäten sind ersteigenschaftlich maximalkonsistent,

dass *keine* individuenähnliche Entität ersteigenschaftlich unvollständig oder ersteigenschaftlich überbestimmt (nicht ersteigenschaftlich maximalkonsistent) ist – allen Prima-facie-Beispielen, die das Gegenteil zu zeigen scheinen, zum Trotz.

Ohne die These des Aktualismus hingegen ergibt sich aus obigem ontologischen Prinzip nur, dass alle ersteigenschaftlich unvollständigen oder ersteigenschaftlich überbestimmten individuenähnlichen Entitäten nicht aktual sind, nicht existieren – was der Meinongianer sehr gerne zugesteht (es käme ihm nicht in den Sinn, etwas anderes zu meinen). Sherlock Holmes, der goldene Berg, das runde Quadrat – keines von diesen dreien existiert, sagt der Meinongianer, und geht sogar noch einen Schritt weiter: keinem von diesen dreien ist es überhaupt möglich zu existieren. Nicht nur ersteigenschaftlich überbestimmten, sondern auch ersteigenschaftlich unvollständigen Individualen ist es absolut unmöglich zu existieren; es handelt sich bei ihnen um *unmögliche Entitäten* (im eben angegebenen Sinn).

Nichtmaximal-
konsistente
Individuale
sind unmögliche
Entitäten

Dennoch insistiert der Meinongianer darauf, dass sowohl Sherlock Holmes als auch der goldene Berg als auch das runde Quadrat *etwas* (eine Entität) ist. Und man wird vielleicht zugeben müssen, dass diese Behauptung nicht jeder Plausibilität entbehrt. Man kann z. B. einen aktuellen Detektiv – ein gewisses Individuum – mit Sherlock Holmes vergleichen. Wie könnte das angehen, wenn der Name „Sherlock Holmes“ nichts benennen würde? Angesichts des gewaltigen Einflusses, den Gedanken an fiktive Personen auf den Gang der menschlichen Angelegenheiten ausüben, scheint es im Übrigen nicht angemessen, steif und fest zu behaupten, dass keine Entität eine fiktive Person ist. Aber wenn mindestens eine Entität eine fiktive Person ist, dann ist auch mindestens eine Entität individuenähnlich, aber nicht ersteigenschaftlich maximalkonsistent, d. h., sie ist ein Individual, das ersteigenschaftlich unvollständig oder ersteigenschaftlich überbestimmt ist. Als ein solches Individual wäre die Entität nicht aktual; aber das änderte nichts daran, dass sie eine Entität ist.

Russells Einwand
gegen Meinong

Doch stößt man auf die folgende Schwierigkeit, die schon Bertrand Russell (1872–1970) gegen Meinong und seine Schüler geltend machte (siehe

[5-17], S. 81; Meinongs Antwort war wenig überzeugend; siehe ebd., S. 93): Wenn die I-Kennzeichnung „der goldene Berg“ ein ersteigenschaftlich unvollständiges Individual bezeichnet, dann doch wohl auch die folgende I-Kennzeichnung: „der existierende goldene Berg“. Und muss man dann diesem ersteigenschaftlich unvollständigen Individual nicht die Eigenschaft zuschreiben, ein existierendes Individuum zu sein (denn existierende Berge sind doch unausweichlich existierende Individuen, oder?) – im Widerspruch dazu, dass es als ersteigenschaftlich unvollständiges Individual weder ein Individuum ist noch existiert?

In *einem gewissen Sinn* hat der existierende goldene Berg in der Tat die Eigenschaft, ein existierendes Individuum zu sein, wie übrigens auch Sherlock Holmes, obwohl ihm vermutlich nirgendwo von Arthur Conan Doyle diese (selbstverständliche) Eigenschaft – die *keine* Ersteigenschaft ist (siehe Kap. VI.3) – explizit zugeschrieben wird. Dieser gewisse Sinn von „eine Eigenschaft f haben“ ist *der schwache Sinn*, unter dessen Voraussetzung wir es bereitwillig (wenn auch etwas gelangweilt) zur Kenntnis nähmen, wenn uns in einer Geschichte (oder in einem Referat über eine Geschichte) mitgeteilt würde: „Sherlock Holmes [der existierende goldene Berg, das existierende runde Quadrat, etc.] hat die Eigenschaft, ein existierendes Individuum zu sein.“ („Na klar!“) Es ist nicht *der starke Sinn* von „eine Eigenschaft f haben“, unter dessen Voraussetzung es uns mit blankem Entsetzen erfüllen würde, wenn uns die geliebte Person eines Tages mit leuchtende Augen mitteilte: „Sherlock Holmes [bzw. der existierende goldene Berg] hat die Eigenschaft, ein existierendes Individuum zu sein“ – und keinen Widerspruch duldet („Ich gehe ihn nun suchen!“). Damit, dass Sherlock Holmes und der existierende goldene Berg *im schwachen Sinn* die Eigenschaft haben, ein existierendes Individuum zu sein, kann man leben, solange feststeht, dass sie *im starken (gewöhnlichen) Sinn* nicht die Eigenschaft haben, ein existierendes Individuum zu sein, sondern vielmehr beide notwendigerweise inexistente Individuale sind.

Schwacher und starker Sinn der Exemplifikation

Unter den individuenähnlichen Entitäten, so sieht es nun aus, sind nicht-aktuale Entitäten, die deshalb nichtaktual sind, weil sie gar nicht aktual sein können (die ersteigenschaftlich überbestimmten und die ersteigenschaftlich unvollständigen Individuale). Sind aber manche individuenähnlichen Entitäten nichtaktual, *obwohl* sie – im Prinzip – aktual sein könnten?

Mögliche individuenähnliche Entitäten – mit einem Wort: *Possibilia* (Einzahl: *Possibile*), also individuenähnliche Entitäten, denen es mindestens im Prinzip möglich ist zu existieren – sind genau die ersteigenschaftlich maximalkonsistenten individuenähnlichen Entitäten, d.h. alle Individuen und alle ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individuale. (Die *unmöglichen* individuenähnlichen Entitäten werden hingegen von den Individualen ausgemacht, die nicht ersteigenschaftlich maximalkonsistent sind.) Unter den möglichen individuenähnlichen Entitäten sind sowohl alle aktuellen Individuen (z. B. Uwe Meixner, George W. Bush) als auch alle aktuellen Individuale (z. B. uwe meixner, george w. bush). Sind nun aber auch manche Individuen oder Individuale *bloß möglich* (d. h. nicht aktual, aber möglich)? Gibt es *reine* Possibilia?

Possibilia, aktuelle und reine

Hier begegnen wir der merkwürdigen semantischen Tatsache, dass die Sprache natürlicherweise keine Namen für reine Possibilia zur Verfügung

Die Anonymität reiner Possibilia

stellt, während sie natürlicherweise sehr reich an Namen für *Impossibilia* (für nicht ersteigenschaftlich maximalkonsistente Individuale) und an Namen für aktuelle Individuen und Individuale ist (jeder Name für ein aktuales Individuum kann ja auch als Name für das korrespondierende aktuelle Individual interpretiert werden bzw. lässt sich leicht durch einen solchen Namen ergänzen). Es ist nicht möglich, Prima-facie-Beispiele für reine Possibilia der fiktionalen Literatur zu entnehmen. Dennoch gibt es gewisse ontologische Hinweise auf das Vorhandensein reiner Possibilia.

Reinmögliche
Individuen

Was reinmögliche Individuen anbetrifft, so untermauert das folgende Argument die These, dass manche Individuen bloß möglich sind: Es steht zweifelsfrei fest, dass manche Individuen zwar aktual sind, aber dennoch hätten nichtaktual sein können (*ich* beispielsweise). Wenn dem so ist, so wäre es eine merkwürdige ontologische Asymmetrie, wenn nicht auch gilt, dass manche Individuen zwar nichtaktual sind, aber dennoch hätten aktual sein können. Die Annahme, dass manche Individuen nichtaktual sind, aber aktual hätten sein können, tritt natürlicherweise neben die Tatsache, dass manche Individuen aktual sind, aber nichtaktual hätten sein können.

Es ist auch bedenkenswert, dass es gewisse aktuelle Individuen gibt, die auf nichtaktuale Individuen sozusagen *verweisen*. Nehmen wir an, *x* sei eine aktuelle menschliche Eizelle und *y* eine aktuelle menschliche Samenzelle, aus denen aber niemals ein Mensch hervorgeht. Das aktuelle Gruppenindividuum bestehend aus *x* und *y* verweist aber offenbar auf einen möglichen Menschen (einen, übrigens, unter vielen solchen, auf die es verweist) – einen *bloßmöglichen* Menschen (der womöglich gar wirklich geworden wäre, wenn nicht ein gewisser Zufall eingetreten wäre). Soll man hier nun sagen, dass es bloß so scheine, als würde auf einen bloßmöglichen Menschen verwiesen, dass am anderen Ende der Verweisungsbeziehung in Wahrheit *gar nichts* ist?

Aber, so kann man kritisch fragen, welche Individueneigenschaften hätte denn der ins Auge gefasste bloßmögliche Mensch? Muss er nicht – ontologisch unzulässigerweise – eine ersteigenschaftliche „Null“ sein? Viele Ersteigenschaften, die man von aktuellen Menschen wahrheitsgemäß aussagen kann (z. B. die Eigenschaft, am 10. 12. 1956 [4. 9. 1964, 3. 3. 1891, etc.] geboren zu sein), hat der bloßmögliche Mensch *nicht* (d. h., er hat sie nicht *in der wirklichen Welt*); aber deshalb hat er doch die Negationen dieser Eigenschaften, und hinsichtlich rein genetischer Eigenschaften (eine solche ist z. B., über die Anlage für blaue Augen zu verfügen) lässt er sogar an positiver Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig.

Reinmögliche
Individuale

Was reinmögliche Individuale anbetrifft, so stützt das folgende Argument die These, dass manche Individuale bloß möglich sind: Jedes aktuelle Individual bestimmt – weil es eine ersteigenschaftlich maximalkonsistente Entität ist – umkehrbar eindeutig eine *maximalkonsistente Menge von Ersteigenschaften*, nämlich die Menge *seiner* Ersteigenschaften, die – weil das Individual ersteigenschaftlich maximalkonsistent ist – von jeder Individueneigenschaft entweder diese selbst enthält oder aber ihre Negation. Und das Individual ist, wie wir sahen, gewissermaßen nichts anderes als diese Menge. Nun sind aber manche maximalkonsistenten Mengen von Ersteigenschaften – d. h. Mengen von Ersteigenschaften, die von jeder Ersteigenschaft (Individueneigenschaft) entweder diese selbst oder ihre Nega-

tion als Element enthalten – dergestalt, dass ihnen *keine aktuellen* Individuale entsprechen, z. B. eine gewisse maximalkonsistente Menge M^* von Ersteigenschaften, die als die Menge meiner – d. h. der von mir gehabt – Ersteigenschaften in Frage gekommen wäre, wenn ich heute Morgen eine Stunde früher aufgestanden wäre. (Solche maximalkonsistenten Mengen von Ersteigenschaften lassen sich aber nicht effektiv *konstruieren*, also auch nicht effektiv angeben, *vorzeigen*. Mit ihrer Konstruktion wird kein endliches Wesen fertig, da sie überabzählbar unendlich groß sind.) Es ist eine sehr natürliche Annahme, dass diesen Mengen dennoch Individuale entsprechen, nämlich gewisse ersteigenschaftlich maximalkonsistente Individuale (die Mengen legen vollständig fest, welche Eigenschaften diese Individuale haben), dass also diesen Mengen zwar keine aktuellen Individuale entsprechen, aber immerhin doch mögliche, mithin *reinemögliche Individuale*. (Im eben betrachteten Beispielfall einer maximalkonsistenten Menge von Ersteigenschaften – M^* – wäre das korrespondierende reinmögliche Individual ein gewisses Gegenstück zu uwe meixner, nennen wir es „uwe* meixner“.)

In Erweiterung des eben angegebenen Arguments ließe sich sogar sagen, dass *jede konsistente* (für keine Ersteigenschaft f sowohl f als auch non- f enthaltende) nichtleere Menge von Ersteigenschaften, die mit jeder Ersteigenschaft f , die sie enthält, auch alle Ersteigenschaften enthält, die von f logisch beinhaltet werden (also so beinhaltet werden, wie die Eigenschaft, ein Pferd zu sein, von der Eigenschaft, ein Schimmel zu sein, beinhaltet wird), ein Individual bestimmt: genau das Individual, dessen Menge von Ersteigenschaften sie ist. Die meisten der so bestimmten Individuale – gewöhnlich ersteigenschaftlich unvollständige – haben keinen Namen und werden nie einen haben, noch wird jemals von ihnen in irgendeiner Geschichte die Rede sein.

Nichtaktualität ist bei ersteigenschaftlich unvollständigen oder ersteigenschaftlich überbestimmten Individualen unausbleiblich, und auch bei Individuen und ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individualen ist mit ihr zu rechnen, wie wir gesehen haben. Es ist jedoch herauszustellen, dass die These des *eingeschränkten* Aktualismus:

Alle ersteigenschaftlich maximalkonsistenten individuenähnlichen Entitäten existieren [sind aktual],

Von abgeschlossen-konsistenten Ersteigenschaftsmengen zu Individualen

weit plausibler ist als die These des (uneingeschränkten) Aktualismus: *Alle Entitäten existieren [sind aktual],* gegen die im Folgenden – im Rahmen anderer Kategorien als der Kategorien Individuum und Individual – noch schwerstwiegende Einwände zu erheben sein werden. Noch plausibler als die These des eingeschränkten Aktualismus ist die *aktualistische Minimalthese*:

Alle Individuen existieren [sind aktual].

Eingeschränkter Aktualismus

Philosophen, die die These des *eingeschränkten* Aktualismus verneinen, bezeichnet man als *Possibilisten*, und die theoretische Haltung, die sie einnehmen, wird *Possibilismus* genannt. (Hingegen werden schon Philosophen, die bloß die aktualistische Minimalthese vertreten, oft schlechthin als „Aktualisten“ bezeichnet – oder würden sich selbst aufgrund ihres bloßen Vertretens der aktualistischen Minimalthese schlechthin so bezeich-

Minimaler Aktualismus

nen, beispielsweise Alvin Plantinga, wie aus [5-18], S. 257f., hinreichend deutlich wird, obwohl er doch an nichtaktuale Sachverhalte glaubt.)

Nicht jeder Verneiner des Aktualismus ist also ein Possibilist. Man kann beispielsweise Meinongianer sein, ohne Possibilist zu sein (so wie man Possibilist sein kann, ohne Meinongianer zu sein; aber natürlich kann man auch Possibilist *und* Meinongianer sein). Berühmte Possibilisten der Philosophiegeschichte waren Leibniz und David Lewis. Der Possibilismus beider Philosophen bezieht sich freilich ausschließlich auf die ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individuale (mit denen beide Philosophen, wie gesagt, die Individuen identifizieren).

Zwei Auffassungen
von möglichen
Welten

Zu den möglichen Individualen zählen im Sinne von David Lewis (und vielen anderen Ontologen) auch *die möglichen Welten*, Entitäten, die allesamt – bis auf eine: *die wirkliche Welt* – nicht aktual sind. Ein Possibilist hingegen, der seinen Possibilismus nur auf Individuen und nicht auch auf Individuale bezieht – etwa deshalb, weil nach seiner Auffassung *keine* Entität ein Individual ist (auch diese Haltung ist möglich und kommt vor) –, wird mögliche Welten in der Regel nicht als individuenähnliche Entitäten auffassen, sondern als spezielle *Sachverhalte*.

6. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen

Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurden Individuen zunächst allgemein charakterisiert (aber nicht definiert) als Entitäten, die keine Charakteristika sind, die der Bilokation unfähig sind, die gesättigte Entitäten sind (mit anderem Wort: Objekte; diese bilden neben den Funktionen eine der beiden obersten Seinsarten). Es folgten dann die Beschreibung verschiedener Arten von Individuen: physische Individuen und nichtphysische, abhängige Individuen (Akzidentia) und unabhängige (Substanzen). Unter Akzidentia sind besonders wichtig die Eigenschaftsindividuen und (falls man sie zu den Individuen zählt) die Vorgänge. Zwei Arten revisionärer Metaphysik wurden diskutiert: die Tropenontologie, die Eigenschaftsindividuen (oder Tropen) zu grundlegenden Entitäten macht, und der Vierdimensionalismus, der alle existenten physischen Individuen wie Vorgänge behandelt und ihnen allen zeitliche Teile zuspricht.

Eine ganz anders gelagerte Unterscheidung bei den Individuen als die zwischen abhängigen und unabhängigen Individuen ist die zwischen singularen Individuen einerseits und pluralen Individuen (oder Gruppenindividuen) andererseits. Gruppenindividuen haben gruppenkonstitutive Teile, die nicht mit räumlichen Teilen verwechselt werden dürfen. Unter allen Individuen haben plurale Individuen den geringsten Grad an Einheit; wenig höher ist der von Massen. Es stellte sich als eine äußerst schwierige Frage heraus, inwieweit die Identität von materiellen Individuen, die keine Lebewesen sind, von der Konstanz ihrer räumlichen Teile abhängt.

Vieles deutet darauf hin, dass manche Entitäten keine Individuen, aber individuenähnlich sind: die Individuale, die im Unterschied zu den (trivialerweise individuenähnlichen) Individuen in ihren Eigenschaften „aufgehen“. Während jedes Individuum bei jeder Ersteigenschaft (Individueneigenschaft) entweder diese selbst oder aber ihre Negation exemplifiziert, entbehrt es nicht jeder Plausibilität, von ersteigenschaftlich unvollständigen und ersteigenschaftlich überbestimmten Individualen auszugehen. Solchen Individualen ist es freilich unmöglich zu existieren (aktual zu sein). Die Individuen und die (wie die Individuen) ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individuale hingegen können existieren. Ein Possibilist nimmt an, dass

mindestens eine individuenähnliche Entität, die existieren kann, es tatsächlich nicht tut; ein Aktualist leugnet dies (und mehr als dies).

Lektürehinweise

Zu nichtaktualen Individuen sei verwiesen auf [5-19]. Zur Tropenontologie sei verwiesen auf [5-20]. Zu Substanzen sei verwiesen auf [5-21]. Die Erwähnung dieser als „state of the art essays“ gedachten drei Aufsätze bedeutet nicht, dass sich der Autor dieser Einführung mit ihnen in allen Punkten oder auch nur hauptsächlich in Übereinstimmung befindet. Sie führen effektiv die Vielstimmigkeit der modernen Ontologie hinsichtlich Terminologie und Thesen vor Augen. Zum Vierdimensionalismus sei verwiesen auf [5-22] sowie auf die Kritik des Vierdimensionalismus in [5-11], S. 121–127. Zum Thema deskriptive und revisionäre Metaphysik siehe [5-23].

Fragen und Übungen

Zum 1. Abschnitt:

Geben Sie eine Eigenschaft an, die nicht die Fähigkeit der Bilokation hat.

Zum 2. Abschnitt:

Versuchen Sie einige unzweifelhafte Beispiele für Substanzen zu finden anhand der dem Text entnehmbaren Definition von Substanzen.

Zum 3. Abschnitt:

Es sei einmal vorausgesetzt, dass Seelen keine physischen Individuen sind. Geben Sie dann bei dem Gruppenindividuum *der Körper und die Seele von U. M.* einen Teil von ihm an, der gruppenkonstitutiver Teil von ihm, aber kein räumlicher Teil von ihm ist; einen anderen, der räumlicher Teil (zu einem Zeitpunkt), aber nicht gruppenkonstitutiver Teil von ihm ist; einen dritten, der sowohl räumlicher als auch gruppenkonstitutiver Teil von ihm ist.

Diskutieren Sie die Frage, in welchem Verhältnis das Gruppenindividuum *der Körper und die Seele von U. M.* zu U. M. steht, (a) falls der Materialismus richtig ist, (b) falls der psychophysische Dualismus richtig ist.

Zum 4. Abschnitt:

Beginnen Sie damit, sich einen Kategorienbaum zu zeichnen. Der Ursprung des Baums ist der Begriff Entität. Schreiben Sie das Wort „Entität“ hin und rahmen Sie es ein. Von dort gehen zwei Äste ab, einer nach links und einer nach rechts. Der linke Ast führt zu dem eingerahmten Wort „Objekt“, der rechte Ast zu dem eingerahmten Wort „Funktion“. Fahren Sie fort.

Bemühen Sie sich überhaupt um eine graphische Veranschaulichung der Klassifikationen in diesem Kapitel, seien sie kategoriale oder nichtkategoriale Klassifikationen. (Dazu ist es am besten, eine Baumdarstellung mit einer Kästendarstellung zu kombinieren.)

Könnte ein ersteigenschaftlich unvollständiges Individual auch in anderer Weise als durch Fiktion an uns herantreten? Wenn ja, wie?

Wenn Dr. Watson sowohl die Individueneigenschaft f als auch die Individueneigenschaft $\text{non-}f$ zugeschrieben wird (vgl. [5-13], S. 100), inwiefern wird damit auch Sherlock Holmes zu einer ersteigenschaftlich überbestimmten Entität?

Warum ist der eindeutige Rückschluss von der einem Individuum zugeordneten Menge seiner Ersteigenschaften auf das zugehörige Individuum *immer möglich*? Überlegen Sie sich die Voraussetzung, die dafür erfüllt sein muss.

Zum 5. Abschnitt:

Was könnte wohl der Grund dafür sein, dass die Sprache keine Namen für nichtaktuale Possibilia anbietet, während sie an Namen für aktuelle Possibilia und für Impossibilia reich bestückt ist?

Wie ist der Meinongianismus nach dem in diesem Kapitel Gesagten zu bestimmen, so dass gemäß der angegebenen Bestimmung gilt: man kann (1) Possibilist sein, ohne Meinongianer zu sein, (2) Meinongianer sein, ohne Possibilist zu sein, (3) zugleich Possibilist und Meinongianer sein? Führen Sie jede der drei Möglichkeiten vor.

VI. Funktionen

Dieses Kapitel ist der Diskussion der Kategorie der Funktionen gewidmet, die eine der beiden obersten Seinsarten ist. Angesprochen werden vor allem die folgenden Themen: die Kategorisierung von Funktionen, einzelne zentrale Funktionstypen, die Unterscheidung zwischen prädikativen und nichtprädikativen Funktionen, Eigenschaften als Funktionen, wichtige Arten von Individueneigenschaften, Relationen als Funktionen und wichtige Arten von Relationen, die Unterscheidung zwischen prädikativen und nichtprädikativen Universalien (den Typenobjekten), der Begriff der Exemplifikation, das Universalienproblem und der Nominalismus, das Aktualsein von Funktionen.

1. Der Begriff der Funktion und die Kategorisierung von Funktionen

Die zwei Seiten
des Seins

Die Betrachtung der einen der beiden obersten Seinsarten, nämlich der Kategorie der *Objekte*, von der wir im vorausgehenden Kapitel zwei unmittelbare Subkategorien kennen gelernt und näher untersucht haben: *Individuum* und *Individual*, ist nicht annähernd vollständig. Doch empfiehlt es sich, bevor weitere Kategorien von Objekten in den Blick genommen werden, zunächst einen Blick auf die andere Seite des Seins zu werfen und die andere oberste Seinsart – die der Funktionen – eingehend zu bedenken.

Funktion ist
ein Grundbegriff

Der Begriff der *Funktion* ist ein ontologischer Grundbegriff und entzieht sich der Definition; doch kann dieser Begriff sehr wohl erläutert werden. Zunächst ist festzuhalten, dass der von Frege (ausgehend vom vertrauten mathematischen Funktionsbegriff; siehe Literaturhinweise am Ende des Kapitels) geprägte ontologische Funktionsbegriff mit charakteristischer kausaler Rolle oder Zweckmäßigkeit, die man gemeinhin mit dem Wort „Funktion“ verbindet, nichts zu tun hat. Funktionen sind einfach Entitäten, die im Gegensatz zu Objekten eine intrinsische Ergänzungsbedürftigkeit aufweisen. Man spricht davon, dass Funktionen eine gewisse Anzahl von „offenen Stellen“ haben. Je nach der Anzahl dieser Stellen spricht man von „einstelligen“, „zweistelligen“, „dreistelligen“, allgemein: von „N-stelligen Funktionen“ (für „N“ kann jeder Name für eine natürliche Zahl, die größer als 0 ist, eingesetzt werden). Auch mit *unendlichstelligen* Funktionen ist zu rechnen; die menschliche Aufmerksamkeit ist aber mit ihnen wenig befasst, sondern konzentriert sich vor allem auf ein- und zweistellige Funktionen. Manche mehr-als-zweistelligen Funktionen werden von uns Menschen noch mit größerer Aufmerksamkeit bedacht und deswegen benannt; doch die meisten Funktionen bleiben – auch bei den ein- und zweistelligen Funktionen ist das schon so – unbemerkt und *anonym* (so wie ja auch die meisten Objekte anonym bleiben).

Die Stelligkeit
von Funktionen

Die Sättigung
von Funktionen

Sofern eine Funktion *F* mehr als eine Stelle (wie ich statt „offener Stelle“ auch einfach sagen werde) hat, lassen sich ihre Stellen in eine bestimmte Ordnung bringen. Ist *F* beispielsweise eine mehr-als-zweistellige, aber *N*-stellige Funktion, so lassen sich an ihr unterscheiden: die 1. Stelle von *F*, die 2. Stelle von *F*, usw., und schließlich die *N*. Stelle von *F*.

Die Stellen einer Funktion können mit Entitäten *gefüllt* oder *gesättigt*

werden, und dabei *geht* dann normalerweise eine kategorial andere Entität *hervor*, als es die Funktion ist, nämlich, in den vertrauteren Fällen, ein *Objekt*. Doch lässt eine Funktion in der Regel nicht jede beliebige Sättigung zu. (Ausnahmen kommen vor, z. B. die Identitätsfunktion, die durch den Funktionsausdruck „diejenige Entität, die mit x identisch ist“ ausgedrückt wird und die durch *jede* Entität gesättigt werden kann – eine auch sonst aus dem Rahmen fallende Funktion, denn wenn sie mit sich selbst gesättigt wird, geht daraus nur wieder sie selbst hervor: eine ungesättigte Entität.)

Viele Funktionen lassen sich (anders als die gerade betrachtete Identitätsfunktion) in standardmäßiger Weise *kategorial typisieren*. Dies geschieht dadurch, dass zum einen für jede der Stellen einer Funktion der Reihe nach angegeben wird, mit Entitäten welcher Kategorie im Sinne der Typisierung diese Stelle gefüllt werden kann, und zum anderen, welcher Kategorie im Sinne der Typisierung die Entität angehört, die bei vollständiger Füllung (Sättigung) der Funktion „herauskommt“. Das Schema einer standardmäßigen kategorialen Typisierung einer N -stelligen Funktion F sieht demnach so aus:

$$[<K_1, \dots, K_N> // K_M]$$

K_1 ist hierbei die Kategorie im Sinne der Typisierung von den Entitäten, mit denen die erste Stelle von F gesättigt werden kann, usw.; K_N schließlich ist die Kategorie im Sinne der Typisierung von den Entitäten, mit denen die N . Stelle von F (die *letzte* Stelle von F) gesättigt werden kann. K_M wiederum ist die Kategorie im Sinn der Typisierung von den Entitäten, die bei vollständiger Sättigung von F „produziert“ werden.

Illustrierende Beispiele werden weiter unten folgen, hier aber zunächst einige Bemerkungen zur Notation des angegebenen Schemas: Die eckigen Klammern um den ganzen Ausdruck „ $[<K_1, \dots, K_N> // K_M]$ “ dienen zu seiner besseren Abgrenzung (zwecks Lesbarkeit), denn er kann seinerseits wieder innerhalb von anderen Ausdrücken verwendet werden. Der Teilausdruck „ $<K_1, \dots, K_N>$ “ stellt die kategoriale Charakterisierung des *Inputs* der durch „ $[<K_1, \dots, K_N> // K_M]$ “ kategorial typisierten Funktion F dar, während der doppelte Schrägstrich „//“ dazu dient, die kategoriale Charakterisierung des *Inputs* der Funktion von der kategorialen Charakterisierung ihres *Outputs*, welche durch den nachgestellten Ausdruck „ K_M “ erfolgt, deutlich abzugrenzen.

Durch „ $[<K_1, \dots, K_N> // K_M]$ “ wird ein ontologischer Begriff benannt, und zwar eine bestimmte Kategorie (eine Seinsart) des (gewählten) Kategoriensystems; immer handelt es sich dabei um eine Kategorie von Funktionen, nämlich um einen so genannten *Funktions*typ. Der durch „ $[<K_1, \dots, K_N> // K_M]$ “ benannte Begriff wird wie folgt von einer Entität x ausgesagt: „ x ist eine $[<K_1, \dots, K_N> // K_M]$ -Funktion“, mit anderen Worten: „ x ist eine N -stellige Funktion, deren 1. Stelle ausschließlich mit Entitäten der Kategorie K_1 gesättigt werden kann, ..., deren N . Stelle ausschließlich mit Entitäten der Kategorie K_N gesättigt werden kann und die bei vollständiger Sättigung stets eine Entität der Kategorie K_M ergibt“.

Mit welchen Funktionstypen $[<K_1, \dots, K_N> // K_M]$ effektiv zu rechnen ist, hängt davon ab, Entitäten welcher Objektkategorien als basaler Funktions-Input in Frage kommen. Auf jeden Fall müssen Individuen und Sachver-

Standardmäßige
Benennung einer
Funktionskategorie
im Kategoriensystem

Die Zentral-
kategorien
des gewählten
Kategoriensystems

halte als basaler Funktions-Input in Frage kommen. Der Bestand an *zentralen Kategorien*, inklusive dem Bestand an *zentralen Funktionstypen*, lässt sich dann wie folgt rekursiv definieren:

1. Individuum) und S(achverhalt), und nur sie, sind zentrale Objektkategorien.
2. Sind K_1, \dots, K_N, K_M zentrale Kategorien, so ist auch $[<K_1, \dots, K_N> // K_M]$ eine zentrale Kategorie, nämlich ein zentraler Funktionstyp.
3. Eine zentrale Kategorie (eine zentrale Objektkategorie oder ein zentraler Funktionstyp) ist eine Kategorie gemäß 1. und 2., und nur eine solche Kategorie.

Restkategorie und
Normalkategorie

Wie oben schon angedeutet, ist es nicht der Fall, dass sich alle Funktionen in einem der Schubfächer $[<K_1, \dots, K_N> // K_M]$ unterbringen lassen; die Identitätsfunktion beispielsweise kann nicht unter eine durch einen Ausdruck der Gestalt „ $[<K_1, \dots, K_N> // K_M]$ “ benannte Kategorie fallen (ganz gleich übrigens, welche Kategorien die basalen Input-Kategorien sind). Um nun eine vollständige Einteilung aller Entitäten durch das Kategoriensystem auf jeder Einteilungsebene zu gewährleisten, ist nötigenfalls auf einer Einteilungsebene eine *Restkategorie* einzuführen (eventuell auch mehrere *Restkategorien*), in der alle Entitäten landen, die bei keiner *Normalkategorie* auf dieser Einteilungsebene unterkommen. Bei der Einteilung der Funktionen besteht Anlass zur Einführung einer Restkategorie: der Kategorie der *typenlosen Funktionen*. Die Kategorie der typenlosen Funktionen ist, wie sich zeigen wird, keinesfalls eine randständige Kategorie.

Typenlose
Funktionen nicht
randständig

Nach diesen sehr generellen Ausführungen zum Thema Funktionen werden in den folgenden Abschnitten eine Reihe von Beispielen von Funktionen und von Kategorien von Funktionen geboten. Dabei wird deutlich werden, wie sich Funktionen in der Sprache darstellen und wie sie in erhellender Weise auch kategorienübergreifend klassifiziert werden können.

2. Individuenfunktionen und Sachverhaltsfunktionen

Einstellige Indi-
viduenfunktionen

Zur knappen Benennung der Kategorie der Individuen verwende ich (wie bei der Definition der zentralen Kategorien im vorausgehenden Abschnitt bereits angedeutet) den Buchstaben „I“, und zur knappen Benennung der Kategorie der Sachverhalte „S“. Sowohl I als auch S sind keine Kategorien von Funktionen, sondern Kategorien von Objekten. Die folgende Kategorie ist jedoch eine Kategorie von Funktionen:

$[<I> // I]$ ist die Kategorie derjenigen einstelligen Funktionen, deren erste und einzige Stelle ausschließlich mit Individuen gefüllt werden kann und die bei Sättigung stets ein Individuum ergeben. Statt „ $[<I> // I]$ -Funktionen“ sagt man auch „einstellige Individuenfunktionen“.

Funktionsausdrücke
referieren nicht

Ein Beispiel für eine solche Funktion ist die Entität, die durch den Ausdruck „der Vater von x“ ausgedrückt wird. Es ist zu beachten, dass dieser Ausdruck kein Name ist; denn „der Vater von x“ nimmt auf nichts Bezug und ist auch nicht als beziehungnehmender Ausdruck intendiert (im Gegensatz zu „der Vater von George W. Bush“ oder „der Vater des Königs von Frankreich im Jahre 2002“). Die semantische Beziehung, die demzufolge in Anspruch genommen wird, um von der sprachlichen Ebene auf die ontologi-

sche Ebene vorzudringen, ist nicht die des Bezugnehmens oder Referierens, sondern vielmehr die des *Ausdrückens*.

Weiter ist zu beachten, dass „der Vater von x“ ein offensichtlich ergänzungsbedürftiger Ausdruck ist: Ihm fehlt an einer bestimmten Stelle etwas, nämlich an der Stelle, die durch den Platzhalter „x“ markiert ist. Wenn Funktionen mittels sprachlicher Ausdrücke, die sie *ausdrücken*, *nicht benennen*, angegeben werden, so haben diese sprachlichen Ausdrücke stets offene Stellen, die man dadurch gewinnt, dass man einen oder mehrere Namen in Namen oder Sätzen streicht und durch gewisse Zeichen mit bloßer Markierungsfunktion ersetzt (die in den Namen oder Sätzen, in denen die Streichungen vorgenommen werden, nicht vorkommen dürfen). Die Anzahl der verschiedenen Typen von Platzhalterzeichen, die zur Markierung der offenen Stellen verwendet werden, ist die Stellenzahl des Ausdrucks – und sie ist auch die Stellenzahl derjenigen Funktion, die man als durch den Ausdruck ausgedrückt im Auge hat. (In dieser Hinsicht spiegelt sich also in einem ganz greifbaren Sinn die ausgedrückte Funktion in ihrem Ausdruck.)

Funktionen – ungesättigte Entitäten – lassen sich durch ungesättigte Ausdrücke ausdrücken und sind auf diese Weise sprachlich greifbar. Aber natürlich können Funktionen auch *benannt* werden; sie sind mithin auch mittels gesättigter Ausdrücke – alle Namen sind solche – sprachlich greifbar. Allgemein ist festzuhalten, dass ungesättigte Ausdrücke nur ungesättigte Entitäten *ausdrücken* (deshalb heißen sie auch „Funktionsausdrücke“), und gesättigte Ausdrücke – Namen und Sätze – nur gesättigte Entitäten. (Auch Namen drücken etwas aus, worüber noch zu sprechen sein wird.) Aber es ist nicht der Fall – anders als Frege meinte (vgl. [6-1], insbesondere S. 71 ff.) –, dass gesättigte Ausdrücke nur gesättigte Entitäten *benennen*. Vielmehr: Die durch den Funktionsausdruck „der Vater von x“ ausgedrückte ungesättigte Entität (Funktion) wird durch den Namen „die väterliche Abstammungsfunktion“, also durch einen gesättigten Ausdruck *benannt*.

Funktionen sind
ausdrückbar
und benennbar

Und die durch den Namen „die mütterliche Abstammungsfunktion“ benannte Funktion wird durch den Funktionsausdruck „die Mutter von x“ *ausgedrückt*. Beide eben erwähnte Funktionen sind Funktionen der Kategorie $[<I>/I]$. Werden diese ungesättigten Entitäten gesättigt – z. B. mit dem Individuum U. M. –, resultieren zwei Individuen. Welche? Genau die Individuen, die durch die Namen benannt werden, welche aus den Funktionsausdrücken „der Vater von x“, „die Mutter von x“ hervorgehen, wenn diese Ausdrücke an ihrer offenen Stelle durch den Namen „U. M.“ komplettiert werden: der Vater von U. M. und die Mutter von U. M.

Eine Funktion der Kategorie $[<I,I>/I]$ – eine *zweistellige Individuenfunktion* – wird durch den Funktionsausdruck „(das Gruppenindividuum, das die Summe von) x und y (ist)“ ausgedrückt. Das in den Ausdruck in Klammern stehend Hineingeschriebene zeigt an, wie der Ausdruck „x und y“ *im vorausgesetzten Kontext* zu desambiguieren ist. *An sich* ist der Funktionsausdruck „x und y“ nämlich mehrdeutig und könnte auch eine zweistellige Funktion ausdrücken, die nicht eine Individuenfunktion ist.

Zweistellige Indi-
viduenfunktionen

Die erste Stelle der (im vorausgesetzten Kontext) ausgedrückten Funktion kann ausschließlich mit Individuen gefüllt werden, die zweite Stelle ebenfalls, und die vollständige Sättigung dieser Funktion ergibt stets ein Indivi-

duum (nämlich ein Gruppenindividuum). Wird die erste Stelle der Funktion etwa mit Fritz gesättigt und die zweite Stelle mit Anna, so resultiert das folgende Gruppenindividuum: Fritz und Anna. Wird die erste Stelle der Funktion hingegen mit Anna gesättigt und die zweite Stelle mit Fritz, so resultiert das folgende Gruppenindividuum: Anna und Fritz. Natürlich sind Fritz und Anna nichts anderes als Anna und Fritz. Die *Individuenaddition* ist eben eine *kommutative* Individuenfunktion, wobei eine zweistellige Individuenfunktion f kommutativ genau dann ist, wenn für alle Individuen x und y gilt: die Sättigung von f mit x an 1. Stelle und mit y an 2. Stelle ist identisch mit der Sättigung von f mit y an 1. Stelle und mit x an 2. Stelle, oder kurz (in der der aus der Mathematik vertrauten Schreibweise): $f(x,y) = f(y,x)$.

Wir haben nun einen Blick auf einstellige und zweistellige Individuenfunktionen geworfen, also auf Funktionen der Kategorien $[<I>/I]$ und $[<I,I>/I]$. Allgemein ist jede Funktion, deren Kategorie (im Kategoriensystem) durch einen Ausdruck der Gestalt „ $[<I,\dots,I>/I]$ “ (in der angegebenen Interpretation) benannt wird, eine Individuenfunktion, und umgekehrt ist jede N -stellige Individuenfunktion eine Funktion, deren Kategorie durch einen Ausdruck der Gestalt „ $[<I,\dots,I>/I]$ “ benannt wird. Damit ist ein winziger Ausschnitt aus dem Meer der Funktionen umrissen (gehen wir einmal voreilend davon aus, dass wir es mit *einem Meer* – einer unendlichen Fülle – von Funktionen zu tun haben).

In vollständiger Analogie zu den Individuenfunktionen können wir die *Sachverhaltsfunktionen* charakterisieren: Jede Funktion, deren Kategorie durch einen Ausdruck der Gestalt „ $[<S,\dots,S>/S]$ “ (in der angegebenen Interpretation) benannt wird, ist eine Sachverhaltsfunktion, und umgekehrt ist jede N -stellige Sachverhaltsfunktion eine Funktion, deren Kategorie durch einen Ausdruck der Gestalt „ $[<S,\dots,S>/S]$ “ benannt wird. Eine zweistellige Sachverhaltsfunktion (also eine Entität der Kategorie $[<S,S>/S]$) wird durch den Funktionsausdruck „(der Sachverhalt, der die Konjunktion von) x und y (ist)“ ausgedrückt. Die Sättigung dieser Sachverhaltsfunktion durch den Sachverhalt, dass Regensburg an der Donau liegt, und den Sachverhalt, dass Regensburg eine mehr als 1800 Jahre alte Stadt ist, ergibt den Sachverhalt, der die Konjunktion dieser beiden Sachverhalte ist.

Wie nun (gewissermaßen anschaulich) ersichtlich ist, ist der Ausdruck „ x und y “ tatsächlich an sich mehrdeutig. Es gibt eben nicht nur eine ontologische Mehrdeutigkeit von Namen, sondern auch eine ontologische Mehrdeutigkeit von Ausdrücken, die keine Namen sind, nämlich von Funktionsausdrücken und zudem, wie sich später (in Kap. VII.3) noch zeigen wird, von Sätzen.

3. Individueneigenschaften, Sachverhaltseigenschaften und andere Eigenschaften

Funktionsausdrücke, die durch die Streichung von Namen *aus Namen* hervorgehen, heißen „nominative Funktionsausdrücke“. Funktionsausdrücke hingegen, die durch die Streichung von Namen *aus Sätzen* hervorgehen, heißen „prädikative Funktionsausdrücke“, oder kurz: „(logische, nicht

Nominative und
prädikative
Funktionsausdrücke

grammatische) Prädikate“ (vgl. Kap. IV.1). So wie aus dem Namen „der Vater von Hans“ der nominative Funktionsausdruck „der Vater von x“ gewonnen werden kann, kann aus dem Satz „Hans ist ein Mensch“ der prädikative Funktionsausdruck „x ist ein Mensch“ gewonnen werden. Durch den Funktionsausdruck „der Vater von x“ wird eine Individuenfunktion ausgedrückt, wie wir gesehen haben: eine nichtprädikative Funktion; durch den Funktionsausdruck „x ist ein Mensch“ wird hingegen eine Funktion ganz anderer Art ausgedrückt, nämlich eine prädikative Funktion der Kategorie $\langle I \rangle / S$ – eine einstellige Funktion, deren erste und einzige Stelle ausschließlich mit Individuen gesättigt werden kann und deren Sättigung in jedem Fall einen Sachverhalt ergibt.

Welchen Sachverhalt ergibt die Sättigung der durch „x ist ein Mensch“ ausgedrückten Funktion, wenn diese Funktion z. B. mit dem Individuum Hans gesättigt wird? Diese Sättigung ergibt etwas, das durch die Sättigung des Funktionsausdrucks „x ist ein Mensch“ mit dem Namen „Hans“ ausgedrückt wird, mit anderen Worten: etwas, das durch den Satz „Hans ist ein Mensch“ ausgedrückt wird, nämlich *den Sachverhalt, dass Hans ein Mensch ist*.

Die durch „x ist ein Mensch“ ausgedrückte Funktion – nennen wir sie „F*“ – ist demnach wohl nichts anderes als die Eigenschaft, ein Mensch zu sein; denn diese Eigenschaft ergibt, wenn sie mit dem Individuum Hans gesättigt wird (oder wie man bei Eigenschaften eher sagt: *verbunden* wird), ebenfalls den Sachverhalt, dass Hans ein Mensch ist.

Eine Funktion
und Eigenschaft

Das mag für eine Identifikation von F* und der Eigenschaft, ein Mensch zu sein, noch nicht hinreichen. Aber wir haben zudem den folgenden stärkeren Grund:

Wenn wir, um die Operation der Sättigung auszudrücken, die nachfolgende Notation einführen:

$\langle F, a_1, \dots, a_N \rangle$,

Die Sättigungs-
notation

wo „F“ die zu sättigende Entität und „a₁“, ..., „a_N“ die Entitäten benennen, durch die diese Entität der Reihe ihrer offenen Stellen nach (von der 1. bis zur N. Stelle) vollständig gesättigt wird, so dass sich also ergibt: *die (vollständige) Sättigung von F durch a₁ (an ihrer 1. Stelle), ..., a_N (an ihrer N. und letzten Stelle)*, oder eben kurz: $\langle F, a_1, \dots, a_N \rangle$, dann gilt für alle Individuen x:

$\langle F^*, x \rangle = \langle \text{Mensch zu sein}, x \rangle =$ der Sachverhalt, dass x ein Mensch ist.

Weiterhin handelt es sich bei der Eigenschaft, ein Mensch zu sein, um eine Eigenschaft, die exakt von Individuen aussagbar ist – im *primären* Sinn, in einem sekundären Sinn kann sie auch von Individualen ausgesagt werden, wie wir im vorausgehenden Kapitel sahen. (Zudem ist zu bedenken, dass auch der Name „die Eigenschaft, ein Mensch zu sein“ einen sekundären Sinn hat, in dem die durch ihn benannte Eigenschaft einen weiteren Ausgabebereich hat, als es die Menge aller Individuen ist: der Eigenschaftsname *ist* mehrdeutig.) Mit anderen Worten: Bei der Eigenschaft, ein Mensch zu sein, handelt es sich (dem *primären* Sinn des Eigenschaftsnamens nach) um eine Individueneigenschaft, um eine Ersteigenschaft, wie wir im vorausgehenden Kapitel schon gesagt haben. Und der Ersteigen-

schaftlichkeit der Eigenschaft, ein Mensch zu sein, korrespondiert nun auch, dass die Funktion F^* (die durch das Prädikat „x ist ein Mensch“ seinem *primären* Sinn nach ausgedrückt wird, denn dieses Prädikat ist im selben Sinne mehrdeutig wie der Eigenschaftsname „ein Mensch zu sein“) ausschließlich mit Individuen gesättigt werden kann, und offenbar auch mit *allen* Individuen.

Es lässt sich also sicherlich sagen, dass hinreichender Grund besteht, die Funktion F^* – diese $[<I>/S]$ -Funktion, die durch das Prädikat „x ist ein Mensch“ ausgedrückt wird – mit der Individueneigenschaft, ein Mensch zu sein, zu identifizieren. Demzufolge drückt dann das Prädikat „x ist ein Mensch“ die Individueneigenschaft, ein Mensch zu sein, aus.

Aus dem angegebenen exemplarischen Einzelfall ist nun aber ersichtlich, dass alle Individueneigenschaften als $[<I>/S]$ -Funktionen gelten können. Welche Individueneigenschaft auch mit einem Prädikat ausgesagt wird, die $[<I>/S]$ -Funktion, mit der sie sich identifizieren lässt, ist notwendig da, nämlich eine durch eben jenes Prädikat ausgedrückte Funktion. Es scheint darüber hinaus möglich, die Ausdrücke „ist eine $[<I>/S]$ -Funktion“ und „ist eine Individueneigenschaft“ (oder mit anderen Worten: „ist eine Ersteigenschaft“) als ontologische Synonyme gelten zu lassen – ein Anschein, der sich jedoch nicht bestätigen wird (siehe in Abs. 6 den Übungsteil zu Abs. 3).

Eigenschaften
sind einstellige
sachverhaltsresultie-
rende Funktionen

Allgemein ist jede *Eigenschaft* eine einstellige Funktion, deren Sättigungsergebnis (bei Sättigung mit jeder beliebigen Entität, mit der sie gesättigt werden kann) stets ein Sachverhalt ist. Doch ist auch jede solche einstellige Funktion eine Eigenschaft? Dies ist nicht der Fall, wie sich gleich zeigen wird.

Die Kategorien $[<S>/S]$ und $[<[<I>/S]>/S]$ sind neben $[<I>/S]$ zwei weitere prominente Beispiele für Kategorien *sachverhaltsresultierender* Funktionen. Alle Eigenschaften sind einstellige sachverhaltsresultierende Funktionen. Die Frage ist, ob auch alle einstelligen sachverhaltsresultierenden Funktionen Eigenschaften sind.

Die Eigenschaft, *gewusst zu werden*, ist ein Beispiel für eine Entität der Kategorie $[<S>/S]$ – der Kategorie der einstelligen Sachverhaltsfunktionen, von denen die *Sachverhaltseigenschaften* in jedem Fall eine Unterklasse bilden. Die Eigenschaft, *gewusst zu werden*, ist eine solche Sachverhaltseigenschaft: eine Eigenschaft, die (dem intendierten *primären* Sinn von „wird gewusst“ nach) exakt von Sachverhalten aussagbar ist. Der Sachverhalt, dass Regensburg an der Donau liegt, hat die Eigenschaft, gewusst zu werden, während der Sachverhalt, dass Regensburg am Rhein liegt, nicht diese Eigenschaft hat. Von beiden Sachverhalten – und von allen Sachverhalten – kann aber die Eigenschaft, gewusst zu werden, ausgesagt werden, ob fälschlich oder wahrheitsgemäß; nicht hingegen kann sie ausgesagt werden von Nichtsachverhalten. Von U. M. zum Beispiel kann die Eigenschaft, gewusst zu werden, weder fälschlich noch wahrheitsgemäß ausgesagt werden, d. h. überhaupt nicht ausgesagt werden; denn der Satz „U. M. wird gewusst“ ist (jedenfalls dem intendierten *primären* Sinn von „wird gewusst“ nach) nicht sinnvoll.

Aber nicht jede
einseitige sachver-
haltsresultierende
Funktion ist
eine Eigenschaft

Die durch „das Gegenteil des Sachverhalts x“ ausgedrückte Funktion ist *ebenfalls* eine Entität der Kategorie $[<S>/S]$. Doch handelt es sich bei ihr offenbar um keine Eigenschaft. Mithin ist nicht jede sachverhaltsresultie-

rende Funktion eine Eigenschaft, und insbesondere ist nicht jede einstellige Sachverhaltsfunktion eine Sachverhaltseigenschaft.

Die Eigenschaft, *ein Charakterzug zu sein*, ist ein Beispiel für eine Entität der Kategorie [$\langle \langle I \rangle / S \rangle / S$]. Die *exakt von Individueneigenschaften aussagbaren Eigenschaften* fallen alle unter diese Kategorie (wobei es so aussieht, als ob zudem keine anderen Entitäten unter sie fallen), und die Eigenschaft, *ein Charakterzug zu sein*, ist eine exakt von Individueneigenschaften aussagbare Eigenschaft. Die Individueneigenschaft, *egoistisch zu sein*, hat die Eigenschaft, *ein Charakterzug zu sein*; während die Individueneigenschaft, *2 Meter groß zu sein*, nicht diese Eigenschaft hat. Von beiden Individueneigenschaften – und von allen Individueneigenschaften – kann aber die Eigenschaft, *ein Charakterzug zu sein*, ausgesagt werden, ob fälschlich oder wahrheitsgemäß; nicht hingegen kann sie ausgesagt werden von Entitäten, die keine Individueneigenschaften sind. Weder von U. M. noch davon, dass Regensburg an der Donau liegt, kann die Eigenschaft, *ein Charakterzug zu sein*, fälschlich oder wahrheitsgemäß ausgesagt werden, und das heißt, sie kann überhaupt nicht von diesen Entitäten ausgesagt werden; denn weder der Satz „U. M. ist ein Charakterzug“ noch der Satz „Dass Regensburg an der Donau liegt, ist ein Charakterzug“ ist (jedenfalls dem intendierten *primären* Sinn von „ist ein Charakterzug“ nach) sinnvoll.

Individueneigenschaften (die Eigenschaften, die unter die Kategorie [$\langle I \rangle / S$] fallen) und Sachverhaltseigenschaften (die Eigenschaften, die unter die Kategorie [$\langle S \rangle / S$] fallen) sind *Objekteigenschaften*. Objekteigenschaften werden auch als *Eigenschaften 1. Stufe* bezeichnet.

Objekteigenschaften
= Eigenschaften

1. Stufe

Eventuell ist mit Objekteigenschaften zu rechnen, die weder Individueneigenschaften noch Sachverhaltseigenschaften sind: In Kap. V.4 haben wir schon gesehen, dass zu t_0 *größer zu sein, als das rechte Ohr von Sherlock Holmes zu t^* ist*, keine Individueneigenschaft ist. Sicherlich handelt es sich hierbei auch um keine Sachverhaltseigenschaft. Wenn es sich also überhaupt um eine Eigenschaft handelt, dann sicherlich um eine Objekteigenschaft, die weder eine Individueneigenschaft noch eine Sachverhaltseigenschaft ist. Doch ist es fraglich, ob der Eigenschaftsname „(die Eigenschaft,) zu t_0 größer zu sein, als das rechte Ohr von Sherlock Holmes zu t^* ist“ überhaupt *etwas* (das seinem Sinn gemäß wäre) benennt. Es ist nicht klar, aber vieles spricht dafür, dass er nichts benennt. (Wir werden demgegenüber einen Eigenschaftsnamen kennen lernen, bei dem es sich sogar *beweisen* lässt, dass er nichts benennt: siehe Abs. 5.a weiter unten.) Bessere Kandidaten – als der eben in Betracht gezogene – für Objekteigenschaften, die weder Individuen- noch Sachverhaltseigenschaften sind, werden sich anbieten, wenn wir Objekte anderer Art als bisher ins Auge gefasst haben werden.

Eigenschaften, die keine Objekteigenschaften sind, heißen *höherstufige Eigenschaften*.

Allgemein lassen sich allen sachverhaltresultierenden Funktionstypen [$\langle K_1, \dots, K_N \rangle / S$] und den sachverhaltsresultierenden Funktionen, die unter sie fallen (den [$\langle K_1, \dots, K_N \rangle / S$]-Funktionen), *ontologische Stufen* zuordnen:

Stufenhierarchie der
sachverhaltsresultierenden
Funktionen

- (1) Die Kategorien I und S (und möglicherweise weitere für die kategoriale Bestimmung von sachverhaltsresultierenden Funktionen heranzuziehende Objektkategorien) haben die Stufe 0.

- (2) Die Stufe der Kategorie $[<K_1, \dots, K_N>//S]$ ist 1 + die höchste Stufe unter den Stufen der Kategorien K_1, \dots, K_N .
 (3) Die Stufe einer Entität der Kategorie K ist die Stufe der Kategorie K.

Hiernach haben Individuen- und Sachverhaltseigenschaften die Stufe 1 (als Exemplare von Kategorien 1. Stufe, $[<I>//S]$ bzw. $[<S>//S]$): Sie sind, wie gesagt, Eigenschaften 1. Stufe. Eigenschaften der Kategorie $[<[<I>//S>]//S]$ haben hingegen die Stufe 2: Sie sind Eigenschaften 2. Stufe.

Phänomen
der ontologischen
Rarefizierung

Eine eigentümliche Tatsache verdient es erwähnt zu werden: Je höherstufig eine sachverhaltsresultierende Kategorie ist, umso schwieriger wird es, für sie Prima-facie-Beispiele anzugeben. Je höher die Stufe der Kategorie ist, umso dünner wird sozusagen „die ontologische Luft“ (oder scheint es uns nur so, weil wir eben eher auf die niederen Stufen des Seins bezogen sind?). Manche Ontologen – sie werden traditionell „Nominalisten“ genannt – sind sogar der Ansicht, dass, recht besehen, bereits auf der Stufe 1 von sachverhaltsresultierenden Funktionstypen ein absolutes ontologisches Vakuum herrsche. Die Frage, ob es tatsächlich so ist oder nicht, wurde zu dem Philosophen seit Jahrtausenden beschäftigenden *Universalienproblem* (oder genauer gesagt: zu einem Teil davon) – ein wahrhafter ontologischer Dauerbrenner. Auf dieses Problem wird in Abs. 5.a eingegangen werden.

Ontologische
Eigenschaften
sind typenlose
Eigenschaften

Eine andere Frage ist diese: Gehören manche Eigenschaften keinem Funktionstyp an? Es wäre nicht überraschend, denn wir haben ja schon ein Beispiel für eine Funktion gesehen, die keinem Funktionstyp angehört, d. h. eine typenlose Funktion ist. Dieses Beispiel war die Identitätsfunktion, die allerdings, obzwar einstellig, keine Eigenschaft ist. Aber wie steht es etwa mit *der Eigenschaft, eine Entität zu sein*? Wenn der Name „die Eigenschaft, eine Entität zu sein“ (im intendierten Sinn) etwas benennt, das Prädikat „x ist eine Entität“ (im intendierten Sinn) etwas ausdrückt, so zweifellos eine typenlose Eigenschaft – eine typenlose Funktion, die in ganz anderer Weise typenlos ist, als es die Identitätsfunktion ist. Und eine weitere typenlose Eigenschaft ist nicht weit zu suchen, nämlich *die Eigenschaft, eine Eigenschaft zu sein*.

In der Tat sind alle *ontologischen Eigenschaften*, und alle ontologischen Funktionen überhaupt, also auch alle ontologischen Relationen und alle ontologischen Begriffe (die, wie wir in Kap. VIII sehen werden, tatsächlich noch etwas neben den ontologischen Eigenschaften und Relationen sind) *typenlos*; sie fallen alle unter die Restkategorie der typenlosen Funktionen. Auf den ersten Blick könnte es so scheinen, als falle die Eigenschaft, ein Individuum zu sein, unter den Funktionstyp $[<I>//S]$. Aber dem ist nicht so: Die Eigenschaft, ein Individuum zu sein, ist tatsächlich keine Individueneigenschaft, kann doch, ein Individuum zu sein, wie jede ontologische Eigenschaft, von *jeder* Entität (sinnvoll) ausgesagt werden – wenn auch von jedem Nichtindividuum nur fälschlicherweise.

Mithin ist ersichtlich, dass die Individuen, und nur sie, eine gewisse Eigenschaft haben, die keine Individueneigenschaft ist, nämlich die Eigenschaft, ein Individuum zu sein. Das scheinbare Paradox verschwindet, wenn wir uns erinnern, dass der Begriff der Individueneigenschaft eben nicht definiert ist als *Eigenschaft, die exakt Individuen haben*, sondern als *Eigenschaft, die exakt von Individuen aussagbar ist*; es kann vorkommen

(und kommt vor), dass eine Eigenschaft, die nicht exakt von Individuen aussagbar ist, dennoch exakt auf Individuen zutrifft.

Es ist übrigens eben, wie zum Abschluss dieses Abschnitts bemerkt sei, die Lösung eines Problems angedeutet worden, das von Ontologen oftmals vernachlässigt wird, nämlich *das Problem der ontologischen Selbsteinholung der Ontologie*. Es kann als Frage formuliert werden: Welchen ontologischen Status haben die ontologischen Begriffe? Die Antwort ist: Sie sind typenlose Funktionen. Welcher Art von typenlosen Funktionen sie *als Begriffe* sind, bedarf freilich noch der Klärung (siehe dazu Kap. VIII).

Selbsteinholung
der Ontologie

a) Ontologische Unterscheidungen bei Individueneigenschaften

Individueneigenschaften bilden die vertrauteste und wichtigste Sorte von Eigenschaften; nicht umsonst wurden sie hier auch als „Ersteigenschaften“ bezeichnet. Sie bilden auch die vertrauteste und wichtigste Sorte von Funktionen (wenn man erst einmal gelernt hat, Individueneigenschaften als Funktionen zu sehen). Es ist daher angezeigt, noch ein wenig bei ihnen zu verweilen.

Bei den Individueneigenschaften ist zu unterscheiden zwischen *relationalen* Individueneigenschaften und *nichtrelationalen* oder *qualitativen* Individueneigenschaften. Relationale Individueneigenschaften setzen ontologisch *Relationen* voraus; z. B. setzt die relationale Individueneigenschaft, von Fritz geliebt zu werden, die Individuenrelation *Liebe* voraus. Diese Relation tritt in der Individueneigenschaft als *Konstituente* (aber nicht als Teil) auf. (Von Individuenrelationen und Relationen überhaupt wird im nächsten Abschnitt die Rede sein.)

Relationale
und qualitative
Eigenschaften

In einer relationalen Individueneigenschaft ist neben einer Relation stets auch mindestens eine andere Entität (gewöhnlich handelt es sich um ein Individuum oder ein anderes Objekt) als Konstituente enthalten. (Das ist auch der Fall bei der relationalen Individueneigenschaft, von *jemandem* geliebt zu werden – obwohl „jemand“ keine Entität benennt; denn diese Eigenschaft ist die Eigenschaft, von Hans oder von Fritz oder von Anna oder von ... [etc.] geliebt zu werden.) Eine qualitative Individueneigenschaft hingegen hat keine Relation und keine andere Entität als Konstituente. Die Eigenschaft, ein Mensch zu sein, ist ein Beispiel für eine qualitative Individueneigenschaft.

Die Unterscheidung zwischen relationalen und nichtrelationalen Individueneigenschaften ist eine ontologische Unterscheidung. Demgegenüber gibt es Unterscheidungen bei Individueneigenschaften, die keine ontologischen Unterscheidungen sind, sondern vielmehr – sieht man genau hin – Unterscheidungen in der Art und Weise, wie auf Individueneigenschaften sprachlich zugegriffen wird. Unter diese Rubrik fallen die Unterscheidungen zwischen *negativen* und *nichtnegativen* Individueneigenschaften und zwischen *disjunktiven* und *nichtdisjunktiven* Individueneigenschaften. Keine Individueneigenschaft ist an sich – als Entität – negativ oder nichtnegativ, disjunktiv oder nichtdisjunktiv. „Negativ“, „disjunktiv“ – so lässt sich eine Individueneigenschaft nur bezeichnen, wenn auch der sprachliche Ausdruck berücksichtigt wird – der Name oder das Prädikat –, mit

Negative und
disjunktive
Eigenschaften

dem konventionellerweise auf die Individueneigenschaft sprachlich zugegriffen wird: Dieser Ausdruck mag einen negativen oder disjunktiven logischen Charakter haben (z. B.: „x ist kein Mensch“, „die Individueneigenschaft, kein Mensch zu sein“, „x ist eine Ameise oder ein Mensch“, „die Individueneigenschaft, eine Ameise oder ein Mensch zu sein“), und demgemäß wird dann auch die (durch ein Prädikat) ausgedrückte bzw. (durch einen Namen) benannte Individueneigenschaft gemäß dem logischen Charakter des zugreifenden Ausdrucks *sekundär* charakterisiert: als negativ oder disjunktiv.

Entspricht
der logischen
Komposition
eine ontologische?

Obgleich die Unterscheidung zwischen negativen und nichtnegativen, disjunktiven und nichtdisjunktiven Individueneigenschaften keine ontologische ist, ist es eine berechtigte und heiß umstrittene Frage in der Ontologie der Eigenschaften, ob mit einem sprachlichen Ausdruck für eine Individueneigenschaft auch die Negation dieses Ausdrucks für eine Individueneigenschaft steht und ob mit zwei sprachlichen Ausdrücken für Individueneigenschaften auch ihre Disjunktion für eine Individueneigenschaft steht. Es handelt sich hier, allgemeiner, um die Frage, inwieweit der logischen Komposition von Ausdrücken für Individueneigenschaften zu einem Ausdruck, der *prima facie* für eine weitere Individueneigenschaft steht, tatsächlich eine ontologische Komposition von Individueneigenschaften zu einer weiteren Individueneigenschaft entspricht – und noch allgemeiner um die Frage, *inwieweit* die Sprache, was Individueneigenschaften angeht, ernst zu nehmen ist. Drückt das folgende Prädikat eine Individueneigenschaft aus: „x ist männlich, und für mindestens eine Entität y und eine von y verschiedene Entität z gilt: y ist Vater oder Mutter von x, aber nicht von Fritz, der seinerseits nicht Vater oder Mutter von y ist, und z ist Vater oder Mutter sowohl von y als auch von Fritz, aber nicht von x, der seinerseits nicht Vater oder Mutter von Fritz ist und von dem auch Fritz nicht Vater oder Mutter ist“? Ja, nämlich die Individueneigenschaft, ein (gewöhnlicher) Neffe von Fritz zu sein. Oder sollte dies etwa geleugnet werden, wie es der Linie des äußerst einflussreichen Ontologen David Armstrong (siehe [6-2], Bd. II) entspricht? (Zur Kritik siehe [6-3].) Viel plausibler ist der Standpunkt, dass die Frage, ob ein Ausdruck (Name oder Prädikat) für eine Individueneigenschaft steht oder nicht, nicht durch die bloße Komplexität des Ausdrucks entschieden wird und nichts damit zu tun hat, wie viele Vorkommnisse der Negation, der Disjunktion und anderer logischer Operatoren er enthalten mag.

Eine besondere Form der logischen Komplexität von Ausdrücken für Eigenschaften ist die *modale*, d. h. diejenige, welche die Modalausdrücke „möglich“ und „notwendig“ involviert. Sie tritt in der Umgangssprache zum Teil recht auffällig in Erscheinung – etwa in der Wendung „x konnte nicht anders als nachgeben“ –, zum größeren Teil aber unscheinbar, nämlich in den Nachsilben „-bar“ und „-lich“: „x ist brennbar“, „x ist wasserlöslich“, usw. Drückt man den Gehalt dieser letzteren beiden Prädikate etwas expliziter aus, so erhält man: „für manche *möglichen* Bedingungen gilt, dass x unter diesen Bedingungen *notwendigerweise* brennen würde“, „für manche *möglichen* Bedingungen gilt, dass x unter diesen Bedingungen sich *notwendigerweise* in Wasser auflösen würde“, usw.

In solcher Weise analysierbare Prädikate werden als „Dispositionsprädi-

kate“ bezeichnet, und die Eigenschaften, die sie ausdrücken, heißen *dispositionelle Eigenschaften*, oder einfach: *Dispositionen*. Wenn es sich bei einer Disposition um eine Individueneigenschaft handelt, dann wird von einer Individuendisposition gesprochen. Den Individuendispositionen stehen gegenüber (dabei aber nicht alle verbleibenden Individueneigenschaften erschöpfend) die *manifesten Individueneigenschaften*. Die Eigenschaft, zu brennen, ist eine manifeste Individueneigenschaft; die Eigenschaft, brennbar zu sein (also die Eigenschaft, die das Prädikat „x ist brennbar“ ausdrückt), ist hingegen eine Individuendisposition.

Dispositionen und Manifestationen

Alle dispositionellen Individueneigenschaften sind *modale Eigenschaften*. Es gibt aber auch modale Individueneigenschaften, die keine dispositionellen Eigenschaften sind: Die Eigenschaft, nicht anders als nachgeben zu können, ist eine modale, aber keine dispositionelle Individueneigenschaft. Manche *Fähigkeiten* von Individuen – zweifellos modale Individueneigenschaften – sind zudem *bloße Fähigkeiten* und keine Dispositionen.

Modale Eigenschaften, die keine Dispositionen sind

Schließlich sei noch eine weitere bedeutsame Unterscheidung im Bereich der Individueneigenschaften erwähnt, nämlich die zwischen *zeitlich bestimmten* und *zeitlich unbestimmten* Individueneigenschaften. Der Ausdruck einer zeitlich bestimmten Individueneigenschaft enthält die Erwähnung eines Zeitpunkts oder eines Zeitintervalls, und zwar in solcher Weise, dass die Frage, *welcher Zeitpunkt der Bezugszeitpunkt ist*, für die Wahrheit oder Falschheit von Prädikationen der Eigenschaft keine Rolle spielt. Der Ausdruck einer zeitlich unbestimmten Individueneigenschaft enthält hingegen keine Erwähnung eines Zeitpunkts oder eines Zeitintervalls, oder wenn doch, dann so, dass die Frage, *welcher Zeitpunkt der Bezugszeitpunkt ist*, für die Wahrheit oder Falschheit von Prädikationen der Eigenschaft eine Rolle spielt.

Zeitlich bestimmte und zeitlich unbestimmte Eigenschaften

Ein Individuum *hat* eine zeitlich unbestimmte Individueneigenschaft *gewöhnlich* in einem anderen Sinn, als es eine zeitlich bestimmte hat. Eine zeitlich bestimmte Individueneigenschaft hat ein Individuum *schlechthin* (oder *simpliciter*): das Haben der Eigenschaft ist eine Sache einzig und allein zwischen dem Individuum und der Eigenschaft (gemäß dem Verhältnis, das zwischen ihnen *in Wirklichkeit* besteht). Eine zeitlich unbestimmte Individueneigenschaft hat ein Individuum hingegen *gewöhnlich* nicht schlechthin, sondern nur unter Spezifizierung eines gewissen Zeitpunkts oder Zeitintervalls: das Haben der Eigenschaft ist *gewöhnlich* keine Sache einzig und allein zwischen dem Individuum und der Eigenschaft, sondern eine dritte Partei ist beteiligt: ein Zeitpunkt oder Zeitintervall.

Schlechthinige und zeitlich relative Exemplifikation

Die Einschränkung „gewöhnlich“ ist notwendig, denn es gibt Ausnahmen: Die zeitlich unbestimmte Individueneigenschaft, eine Person zu sein, beispielsweise hat ein Individuum schlechthin. Das liegt daran, dass ein Individuum entweder *immer* eine Person ist, oder aber *niemals* (so wie es auch immer ein Individuum ist, oder aber niemals), mag es auch manchmal existieren und manchmal nicht. Die Eigenschaft, eine Person zu sein, ist nämlich eine *zeitindifferente* (oder *nicht zeitbezogene*) Individueneigenschaft. Die meisten zeitlich unbestimmten Individueneigenschaften sind allerdings keine zeitindifferenten, sondern *unbestimmt zeitbezogene* Eigenschaften.

Nicht zeitbezogene und unbestimmt zeitbezogene Eigenschaften

Demnach hat George W. Bush die (relationale, zeitlich bestimmte, deshalb zeitbezogene) Eigenschaft, im Jahre 2002 Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika zu sein, *schlechthin*, ebenso wie die (nichtrelationale, zeitlich unbestimmte, aber nicht zeitbezogene) Eigenschaft, eine Person zu sein. Aber die (relationale, zeitlich unbestimmte, aber zeitbezogene) Eigenschaft, Präsident der Vereinigten Staaten zu sein, hat George W. Bush nicht schlechthin, sondern nur relativ zu einem gewissen Zeitpunkt oder Zeitintervall (z. B.: am 11. 9. 2001 um genau 9 Uhr und 3 Minuten, Eastern Time; im Jahre 2002; usw.). Jede Spezifikation des Zeitpunkts des Habens einer zeitlich unbestimmten Individueneigenschaft, die nicht schlechthin gehabt wird, ergibt dann einen anderen Begriff des Habens dieser Eigenschaft: ein Individuum kann diese zeitlich unbestimmte Eigenschaft *haben* im Sinne von „zu- t_1 -haben“, „zu- t_2 -haben“, etc. Die genaue zeitliche Spezifikation kann explizit erfolgen, oder implizit durch den Äußerungskontext. Bei Wegfall der genauen zeitlichen Spezifikation ist aber das Haben einer Eigenschaft, wenn es zudem *nicht schlechthin ist, unbestimmt zeitbezogen*, etwa wenn man einen undatierten Zettel vorfindet, auf dem von einem Unbekannten die Rede ist: „Mein Bruder hat seit letzter Woche die folgenden widerlichen Eigenschaften: nach dem Essen zu rülpsen, sich nicht die Zähne zu putzen, ... [usw.]“.

Es ist der Erwähnung wert, dass zeitlich bestimmte Individueneigenschaften offenbar nichts anderes sind als spezielle relationale Individueneigenschaften, und dass qualitative Individueneigenschaften offenbar nichts anderes sind als spezielle zeitlich unbestimmte Individueneigenschaften.

4. Individuenrelationen, Sachverhaltsrelationen und andere Relationen

Relationen sind
mehrstellige
sachverhaltsresultierende
Funktionen

Allgemein ist jede *Relation* (oder *Beziehung*) eine mehrstellige Funktion, deren Sättigungsergebnis stets ein Sachverhalt ist (bei vollständiger Sättigung mit den Entitäten, durch die sie an ihren Stellen jeweils gesättigt werden kann). Nicht jede solche Funktion ist aber eine Relation. Die Sachverhaltsfunktion der Kategorie $[<S,S>/S]$, die durch den zweistelligen nominativen Funktionsausdruck „(der Sachverhalt, der die Konjunktion von) x und y (ist)“ ausgedrückt wird, ist keine Relation. Hingegen ist eine andere Sachverhaltsfunktion derselben Kategorie eine Relation, nämlich diejenige, die durch den zweistelligen prädikativen Funktionsausdruck „(der Sachverhalt) x ist mit (dem Sachverhalt) y unvereinbar“ ausgedrückt wird. In der Relation *der Unvereinbarkeit von Sachverhalten* steht z. B. der Sachverhalt, dass Hans zu t_0 (längenmäßig) größer ist als Fritz, zu dem Sachverhalt, dass Hans zu t_0 genauso groß ist wie Fritz.

Hans hingegen stehe in der Relation *des Zu- t_0 -größer-sein-als* zu Fritz; diese Relation ist eine Funktion der Kategorie $[<I,I>/S]$, ebenso wie die Relation *des Zu- t_0 -genauso-groß-sein-wie*.

In der Relation *der Unvereinbarkeit von Individueneigenschaften* wiederum stehen die Eigenschaft, zu t_0 größer zu sein als Fritz, und die Eigenschaft, zu t_0 genauso groß zu sein wie Fritz; die zuletzt genannte Relation

(die wie die Relation der Unvereinbarkeit von Sachverhalten durch das Prädikat „x ist mit y unvereinbar“ ausgedrückt werden kann) ist nun eine Funktion der Kategorie $[\langle \langle I \rangle // S \rangle, \langle \langle I \rangle // S \rangle // S]$.

Alle als Beispiele angeführten Relationen sind zweistellige Relationen. Die drei zuerst angeführten Relationen sind – als Funktionen 1. Stufe – Relationen 1. Stufe, während die zuletzt angeführte Relation – als Funktion 2. Stufe – eine Relation 2. Stufe ist: sie ist eine Relation zwischen gewissen Eigenschaften 1. Stufe.

Wie es Relationen zwischen Eigenschaften gibt, so gibt es natürlich auch Eigenschaften von Relationen, z. B. Eigenschaften der Kategorie $[\langle \langle I, I \rangle // S \rangle // S]$, z. B. die durch „x ist eine räumliche Erreichbarkeit“ ausgedrückte Eigenschaft. Folgende zweistellige Relationen haben diese Eigenschaft: die Relation der räumlichen Kontiguität, die Relation des Fünf-Meter-voneinander-entfernt-seins, die Relation des 100-Meter-von-einander-entfernt-seins, usf.

Unter *endlichstelligen Individuenrelationen* sind alle Relationen zu verstehen, die unter eine Kategorie fallen, deren Name die Gestalt „ $[\langle I, \dots, I \rangle // S]$ “ hat. Beispiele für zweistellige Individuenrelation haben wir eben schon mehrere kennen gelernt. Eine dreistellige Individuenrelation wird durch das Prädikat „x liegt zwischen y und z“ ausgedrückt, eine vierstellige durch das Prädikat „die Person x ist der Person y ähnlicher als die Person u der Person v“. Mehr-als-vierstellige Prädikate, die Individuenrelationen mit entsprechender Stellenzahl ausdrücken, lassen sich ebenfalls leicht angeben, wenn auch auf etwas künstliche Weise. Ein besonders einfaches Verfahren, mehr-als-vierstellige Prädikate zu gewinnen, sei durch ein Beispiel illustriert:

Betrachten wir den folgenden beliebig verlängerbaren Ausdruck: „Uwe ist ein Mensch, und Elisabeth ist ein Mensch, und Michael ist ein Mensch, und Gabi ist ein Mensch, und Andrej ist ein Mensch, und Martha ist ein Mensch, und Franz ist ein Mensch, und ...“. Nehmen wir den Satz, der mit dem Konjunktionsglied, das den Namen „Andrej“ enthält, endet, und ersetzen wir die Namen darin durch fünf verschiedene Platzhalter. Wir erhalten das fünfstellige Prädikat „x ist ein Mensch, und y ist ein Mensch, und z ist ein Mensch, und u ist ein Mensch, und v ist ein Mensch“. Offensichtlich können wir nach dem geschilderten Verfahren auch ein sechsstelliges Prädikat gewinnen, und ein siebenstelliges, und Prädikate, die mehr-als-siebenstellig sind.

Die durch die gewonnenen Prädikate ausgedrückten Individuenrelationen sind fünf- bzw. sechs- bzw. siebenstellig, etc. Es ist ersichtlich, dass wir nach dem angegebenen Verfahren zu Individuenrelationen mit jeder beliebigen endlichen Stellenzahl geführt werden, nämlich zu den Relationen der *Kohumanität*. (Die einfachste derartige Relation ist die durch „x ist kohuman mit y“ ausgedrückte Individuenrelation – dieselbe Individuenrelation, die auch durch „x ist ein Mensch, und y ist ein Mensch“ ausgedrückt wird.) Jede Kategorie von endlichstelligen Individuenrelationen ist mithin nichtleer.

Relationen, die insbesondere für die Philosophie des Geistes interessant sind, fallen unter die folgende Kategorie 1. Stufe: $[\langle I, S \rangle // S]$. Diese Relationen werden traditionell – wie die intentionalen Beziehungen, die tatsäch-

Ein Verfahren zur Gewinnung von Prädikaten jeder Stellenzahl

Propositionale
Haltungen
sind intentionale
Relationen

lich auf *Propositionen* bezogen sind – „propositionale Haltungen“ (engl.: „propositional attitudes“) genannt, obwohl ihre zweiten Relata – die Entitäten, die ihre zweite Stelle sättigen können – *Sachverhalte*, und *nicht Propositionen*, sind. (Zum Unterschied zwischen Sachverhalten und Propositionen siehe Kap. VII.3.) Die „propositionalen Haltungen“ machen einen Großteil der (so genannten) intentionalen Beziehungen aus. Die durch das Prädikat „x glaubt zu t_0 (den Sachverhalt) y“ ausgedrückte Relation ist eine solche propositionale Haltung; in dieser Relation (wenn t_0 in geeigneter Weise gewählt wird) steht z. B. U. M. zu dem Sachverhalt, dass Regensburg an der Donau liegt. Eine andere propositionale Haltung ist die durch das Prädikat „x will zu t_0 (den Sachverhalt) y“ ausgedrückte Relation. Wieder eine andere propositionale Haltung wird durch das Prädikat „x sieht zu t_1 (den Sachverhalt) y“ zum Ausdruck gebracht.

Andere intentionale
Relationen

Alle propositionalen Haltungen sind, wie gesagt, intentionale Beziehungen: Beziehungen zwischen einem Individuum und einer Entität, die in einem gewissen Sinn in einem der „mentalene Zustände“ (wie man in der Philosophie des Geistes gerne sagt) des Individuums enthalten ist und aktual existieren mag oder auch nicht. (Manche intentionalen Beziehungen – wie Wissen, Wahrnehmen, Sehen – erfordern für ihr Bestehen die Existenz des „intentionalen Objekts“; andere aber – wie Wähnen – fordern für ihr Bestehen dessen Nichtexistenz; wieder andere – wie Wollen – sind in ihrem Bestehen indifferent gegenüber der Existenz des „intentionalen Objekts“.) Doch gibt es auch intentionale Beziehungen, die keine propositionalen Haltungen sind, sondern vielmehr spezielle zweistellige Individuenrelationen:

Unterscheidungen
bei Eigenschaften
gespiegelt
bei Relationen

Das Prädikat „x sieht zu t_1 y“ ist, für sich stehend, mehrdeutig. Es kann sowohl im Sinn von „x sieht zu t_1 (den Sachverhalt) y“, wie in „Fritz sieht zu t_1 , dass Anna auf die Straße geht“, als auch im Sinn von „x sieht zu t_1 das Individuum y“, wie in „Fritz sieht zu t_1 Anna“, gelesen werden. (Ein weiterer Sinn, in dem „x sieht zu t_1 y“ eventuell gelesen werden kann – nämlich dann, wenn Ereignisse weder Sachverhalte noch Individuen sein sollten –, ist dieser: „x sieht zu t_1 (das Ereignis) y“, wie in „Fritz sieht zu t_1 den Unfall“.)

Manche der Unterscheidungen, die oben (in Abs. 3.a) anhand von Individueneigenschaften erläutert wurden, lassen sich auf Individuenrelationen und propositionale Haltungen übertragen. Manche propositionale Haltungen sind z. B. *zeitlich bestimmt* (z. B. Glauben-zu- t_0), manche *zeitlich unbestimmt* (z. B. Glauben). Und in Entsprechung zu der Unterscheidung zwischen dem *einen* schlechthinigen Haben einer Eigenschaft und den *vielen* zeitlich relativierten Haben einer Eigenschaft (Haben-zu- t_0 , Haben-zu- t_1 , etc.) ist zu unterscheiden zwischen dem *einen* schlechthinigen In-einer-Beziehung-stehen und den *vielen* zeitlich relativierten In-einer-Beziehung-stehen (Stehen-zu- t_0 , Stehen-zu- t_1 , etc.). Beispielsweise steht U. M. schlechthin in der Beziehung *Glauben-zu- t_0* zu dem Sachverhalt, dass Regensburg an der Donau liegt; er steht aber nicht schlechthin in der Beziehung *Glauben* zu diesem Sachverhalt, sondern eben (beispielsweise) zu t_0 , aber *nicht* zum folgenden Zeitpunkt: 10. 12. 1956, exakt 12 Uhr (mitteleuropäischer Zeit).

Manche propositionale Haltungen sind manifest, andere dispositionell.

Für einige Verwirrung sorgt immer wieder die Tatsache, dass Glaubensprädikate sowohl im manifesten Sinn als auch im dispositionellen Sinn verstanden werden können. Je nach gemeinter Lesart, steht ein Glaubensprädikat wie „ x glaubt zu t_0 y “ für eine manifeste oder aber eine dispositionelle Glaubensbeziehung. Ist die dispositionelle Glaubensbeziehung gemeint, so kann es der Fall sein, dass U. M. zu t_0 glaubt, dass Regensburg an der Donau liegt, obwohl er zu t_0 an ganz etwas anderes denkt als an Regensburg oder die Donau. Ist hingegen die manifeste Glaubensbeziehung gemeint, so kann das Besagte unmöglich der Fall sein.

Wie manche Eigenschaften typenlos sind, so sind auch manche Relationen typenlos: sie sind keinem Funktionstyp zuordenbar. Das Prädikat „ x hat die Eigenschaft y “ drückt eine typenlose zweistellige Relation aus; das Prädikat „ x steht in der (zweistelligen) Beziehung y zu z “ drückt eine typenlose dreistellige Relation aus. Beide Relationen sind ontologische Relationen.

Typenlose
Relationen,
ontologische und
nichtontologische

Doch sind nicht alle typenlose Relationen ontologische: Eine Relation mit unendlicher Stellenzahl ist eine typenlose Relation (da jeder Funktionstyp mit einer *endlichen* Stellenzahl verbunden ist), aber es braucht sich dabei nicht um eine ontologische Relation zu handeln. Unendlichstellige Relationen lassen sich naturgemäß nicht zur Gänze sprachlich ausdrücken; andeutungsweise lassen sie sich aber sehr wohl ausdrücken, und zwar zur Verständigung durchaus hinreichend. Eine einfache unendlichstellige und keineswegs ontologische Relation (nämlich eine unendlichstellige Individuenrelation) wird etwa durch den folgenden Ausdruck andeutungsweise ausgedrückt: „ x_1 ist ein Mensch, und x_2 ist ein Mensch, ..., und x_N ist ein Mensch, und x_{N+1} ist ein Mensch, ...“.

Eine interessante ontologische Frage ist es, ob die Stellenzahl von Relationen in jedem Fall starr ist oder ob manche Relationen eine flexible Stellenzahl haben. Eine Relation mit flexibler Stellenzahl wäre ein weiteres Beispiel für eine typenlose Relation (denn mit jedem Funktionstyp ist eine *fixe* Stellenzahl verbunden). Eine Relation mit flexibler Stellenzahl könnte sich hinter dem im nächsten Abschnitt zur Sprache kommenden Exemplifikationsprädikat „ x_1, \dots, x_N EXEM [zu t] y “ verbergen: die Exemplifikationsrelation (auch „Instantiierungsbeziehung“ genannt). Doch ist „ x_1, \dots, x_N EXEM [zu t] y “ überhaupt ein Prädikat – und nicht vielmehr ein Schema zur Bildung von unendlich vielen Prädikaten mit jeweils fixer Stellenzahl: „ x_1 EXEM [zu t] y “, „ x_1, x_2 EXEM [zu t] y “, etc.? Die Möglichkeit von Relationen mit flexibler Stellenzahl ist hinreichend fraglich, um im Folgenden außer Acht gelassen zu werden.

5. Prädikative und nichtprädikative Universalien und Exemplifikation

Eine *prädikative Universalie* ist eine Entität, die eine Eigenschaft oder eine Relation ist. Hiernach ist jede prädikative Universalie eine sachverhaltsresultierende Funktion, da Eigenschaften und Relationen ausnahmslos sachverhaltsresultierende Funktionen sind. Jedoch fallen prädikative Universalien und sachverhaltsresultierende Funktionen nicht zusammen, da, wie wir ge-

Prädikative
Universalien
= Eigenschaften
und Relationen

sehen haben, manche dieser Funktionen weder Eigenschaft noch Relation sind. (Die sachverhaltsresultierende Funktion, die durch „x und y“ ausgedrückt werden kann, beispielsweise ist weder Eigenschaft noch Relation.)

Prädikative Universalien heißen „prädikativ“, da Eigenschaften und Relationen prädikative Funktionen sind: Funktionen, die von etwas (ob wahrheitsgemäß oder fälschlich) ausgesagt werden können. (Eigenschaften und Relationen sind aber nicht die einzigen prädikativen Funktionen; weitere sind die ein- und mehrstelligen Begriffe; siehe dazu Kap. VIII.2.)

Unendlichstellige
Relationen sind
nicht aussagbar

Ganz richtig ist diese Charakterisierung freilich nicht. Man muss sie durch ein „gewöhnlich“ qualifizieren, da unendlichstellige Relationen in keiner Sprache – jedenfalls in keiner Sprache im normalen Sinn – von irgendetwas ausgesagt werden können. Man kann auch nicht davon ausgehen, dass *jede* prädikative Universalie mit *endlicher* Stellenzahl N durch einen N -stelligen prädikativen Funktionsausdruck, ein N -stelliges Prädikat ausgedrückt werden und in einem Satz, der unter Verwendung dieses Prädikats gebildet ist, von etwas ausgesagt werden kann, auch dann nicht, wenn das Prädikat, das die Universalie ausdrücken soll, neu erfunden werden darf und es erlaubt ist, zu einer neuen Sprache überzugehen, wenn die Ausdrucksmittel der alten Sprache nicht zum Ausdruck der Universalie hinreichen. Denn damit eine prädikative Universalie durch ein Prädikat ausgedrückt werden kann, muss sie jedenfalls vom menschlichen Geist erfasst werden können (und zudem sprachlich sozusagen komprimierbar sein), und das ist selbst bei einstelligen prädikativen Universalien (also bei Eigenschaften) nicht generell garantierbar. Denken wir etwa an eine völlig arbiträr zusammengesetzte Menge M von unendlich vielen verschiedenen Längen zwischen 0 cm und 1 cm. Diesen Längen entspricht eine einstellige prädikative Universalie F , die sich, wenn sich *abzählbar* unendlich viele Längen in der Menge befinden, wenigstens andeutungsweise wie folgt ausdrücken lässt: „ x ist l_1 cm lang, oder x ist l_2 cm lang, oder ... [etc. ad infinitum, wobei stets $l_N < l_{N+1}$]“. Wenn sich aber *überabzählbar* unendlich viele Längen in der Menge befinden, lässt sich die fragliche Eigenschaft nicht einmal andeutungsweise ausdrücken.

An sich ausdrücken
und verständlich
(d.h. echt)
ausdrücken

Trivialerweise lässt sich die Eigenschaft F freilich ausdrücken, falls sie im ausdrückenden Prädikat *selbst genannt werden darf*. „ x hat die Eigenschaft F “ drückt nämlich *an sich* die Eigenschaft F aus. Aber diese Weise des Ausdrückens von Eigenschaften ist nur dann befriedigend und ein Ausdrücken im echten Sinn, wenn man hinreichend genau weiß, welche Eigenschaft mit „ F “ gemeint ist – was man im vorliegenden Fall eben nicht weiß und auch nicht wissen kann. (Analoge Bemerkungen gelten für den Ausdruck der Eigenschaft F durch das Prädikat „ x ist M -längig“; es liegt kein echtes Ausdrücken von F vor, da man nicht hinreichend genau weiß, welche Menge mit „ M “ gemeint ist und dies – angesichts der arbiträren und unendlichen Zusammensetzung von M – auch nicht wissen kann.)

Es ist aber richtig, dass sich in Prädikaten prädikative Universalien zeigen. Prädikate sind sprachliche Indikatoren von prädikativen Universalien, und zwar in unmittelbarer Weise, als es Namen sind. Denn für Relationen steht kein generell anwendbares umgangssprachliches Standardverfahren der Namensbildung zur Verfügung. Und für Eigenschaften haben wir zwar ein solches Standardverfahren: Eigenschaften lassen sich kanonisch

durch Infinitive (gewöhnlich erweiterte Infinitive) benennen; doch greift dieses Standardverfahren der Namensbildung in durchsichtiger Weise auf die relevanten Prädikate zurück: „x ist schön“: „die Eigenschaft, schön zu sein“, „x ist ein Mensch“: „die Eigenschaft, ein Mensch zu sein“, „x läuft schnell“: „die Eigenschaft, schnell zu laufen“. Manchmal werden Eigenschaften auch durch Substantive mit den Endungen „-heit“ und „-keit“ benannt. Aber auch in diesen Fällen ist ersichtlich, dass der primäre sprachliche Zugriff auf Eigenschaften durch Prädikate erfolgt; denn auch die auf „-heit“ und „-keit“ endenden Namen sind von Prädikaten abgeleitet: „x ist gerecht“: „die Gerechtigkeit“, „x ist schön“: „die Schönheit“.

Prädikate indizieren prädikative Universalien, aber nicht ausnahmslos

Prädikate sind also die primären sprachlichen Indikatoren von prädikativen Universalien. Leider hat sich vor nicht allzu langer Zeit (zu Beginn des 20. Jahrhunderts) die Annahme, dass sie *ausnahmslos* solche Indikatoren sind, als naiv herausgestellt. Manche Ontologen (die so genannten Nominalisten) sind zudem der Ansicht, dass selbst die Annahme, *manche* Prädikate verwiesen semantisch auf (prädikative) Universalien, naiv sei. Ich werde auf dieses Thema im Rahmen der Erörterung des Universalienproblems alsbald zu sprechen kommen.

Nichtprädikative Universalien = Typenobjekte

Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass es neben prädikativen Universalien auch nichtprädikative gibt: *die Typenobjekte*. Wie aus dieser Namensgebung ersichtlich ist, handelt es sich bei nichtprädikativen Universalien nicht um Funktionen, sondern um *Objekte*. Die Universalien überschreiten also die große ontologische Dichotomie (Zweiteilung) zwischen Objekten und Funktionen: Wir finden sie auf beiden Seiten – wenn denn sowohl Exemplare prädikativer als auch nichtprädikativer Universalien vorhanden sind, was trotz aller schon herangezogenen und noch kommender (Prima-facie-)Beispiele doch durchaus noch für manchen ontologischen Geschmack in der Schwebe sein mag.

Typenobjekte sind weder aussagbar noch ungesättigt

Nichtprädikativen Universalien ist es nicht nur unmöglich, von etwas ausgesagt zu werden (sie sind in keinem Fall etwas, das von einem Prädikat ausgedrückt werden könnte), an ihnen ist auch gar nichts Ungesättigtes. Sie sind vielmehr komplett.

Klare Beispiele für Typenobjekte sind: der Buchstabe, der wie folgt aussieht: „A“; das Logo der Bundesbahn; Homo sapiens sapiens; der Löwe (wobei „der Löwe“ *nicht* zu verstehen ist im Sinne von „dieser Löwe da“); Beethovens Neunte; das hohe C; Anna Karenina (nicht das Individual, das auch so heißt, sondern Tolstois Roman); Karminrot. Die berühmtesten historischen Beispiele für Typenobjekte sind die platonischen Ideen (oder *Formen*, wie man angesichts der modernen Verwendung des Wortes „Idee“ weniger missverständlich sagen würde).

Mit prädikativen Universalien sind nichtprädikative Universalien in vielerlei Hinsicht eng verbunden – so sehr, dass man sich durchaus fragen kann, ob die Entitäten, die als nichtprädikative Universalien gelten, nicht in Wahrheit prädikative Universalien sind, die ihren funktionalen, ungesättigten ontologischen Charakter bloß sprachlich verstecken.

Zunächst haben sowohl nichtprädikative als auch prädikative Universalien – von Grenzfällen abgesehen – neben der Fähigkeit, sich zur selben Zeit als Ganze an verschiedenen Orten zu befinden, die Fähigkeit der *Exemplifikation*. Das ist eine Fähigkeit, die kein Individuum oder Indivi-

Zwei Fähigkeiten aller nicht grenzfälliger Universalien

dual hat. In der Tat bilden die Typenobjekte eine eigene Objektkategorie *neben* den Objektkategorien Individuum und Individual, auf derselben Einteilungsebene wie diese.

Die Exemplare von Typenobjekten (engl.: „types“) werden „Vorkommnisse“ (engl.: „tokens“) genannt. Beispielsweise haben wir hier: „AAAAA“, fünf in einer Zeile unmittelbar aufeinander folgende Vorkommnisse des Buchstabens, der wie folgt aussieht: „A“. Dieser Buchstabe ist in einer Zeile fünfmal hintereinander exemplifiziert – und deshalb an fünf verschiedenen Orten zur gleichen Zeit als Ganzes anwesend. (Die Vorkommnisse mancher Typenobjekte haben spezielle Bezeichnungen: die Vorkommnisse von *Beethovens Neunter* heißen „Aufführungen von Beethovens Neunter“, die Vorkommnisse *des Löwen* heißen – „Löwen“.)

Typenobjekt und
korrespondierende
Eigenschaft

Zudem lässt sich jedem Typenobjekt T eine Eigenschaft eineindeutig (d. h. umkehrbar eindeutig) zuordnen, so dass begrifflich notwendigerweise genau die Entitäten die Eigenschaft haben, die Vorkommnisse von T sind, mit anderen Worten: so dass begrifflich notwendigerweise genau die Entitäten die zugeordnete Eigenschaft exemplifizieren, die T exemplifizieren.

Die faktische
mentale Auffassung
von Typenobjekten

Typenobjekte werden aber in anderer Weise mental aufgefasst als prädikative Universalien – und das unterstreicht, dass es berechtigt ist, sie *neben* den prädikativen Universalien anzunehmen (wenn man überhaupt Universalien ontologisch gelten lässt). Typenobjekte werden nämlich in der Regel zum einen in solcher Weise mental aufgefasst, dass Unterschiede zwischen ihren Exemplaren nicht hervortreten, ja sogar verschwinden – was bezüglich der den Typenobjekten korrespondierenden Eigenschaften nicht gilt –, und zum anderen so, dass sie zu Anlagerungspunkten für positive bzw. negative Assoziationen werden, die dann auf alle ihre Exemplare übertragen werden – was abermals für die ihnen korrespondierenden Eigenschaften nicht gilt.

Der Grund für diese psychologischen Effekte, die politisch, wie sich leicht denken lässt, außerordentlich fatal sein können, ist, dass Typenobjekte in der mentalen Auffassung an die Entitäten einer zentralen Objektkategorie, nämlich an die Individuen angeglichen werden. Sowenig sich dies rational rechtfertigen lässt, es müssen dafür die so genannten Typen wohl in der Tat *Objekte* sein und können folglich nicht mit prädikativen Universalien identifiziert werden.

Wie wir gesehen haben, besteht eine eineindeutige Korrelation zwischen den Typenobjekten und gewissen (gewiss nicht allen) Eigenschaften. Entsprechen nun aber auch wenigstens manchen Relationen Typenobjekte eigener Art eineindeutig (eins zu eins)? Wohl nicht. Der Name „die Liebe“, beispielsweise, benennt demnach nur die Relation der Liebe, nicht auch ein korrespondierendes Typenobjekt. (Der Gedanke an Typenobjekte für Relationen wird in Kap. VII.2 noch einmal aufgegriffen.)

a) Das Universalienproblem und der Nominalismus

Der Gegenstand
des Universalien-
problems

Das *Universalienproblem* wird durch die seit Jahrtausenden (eine partielle Textdokumentation bietet [6-4]) kontrovers diskutierte Frage konstituiert, *ob manche Entitäten Universalien sind*, mit anderen Worten: ob manche

Entitäten Eigenschaften, Relationen oder Typenobjekte sind, oder aber im Gegenteil keine einzige Entität eine Eigenschaft, eine Relation oder ein Typenobjekt ist.

In neuerer Zeit wird unter dem „Universalienproblem“ auch die Kontroverse um die Frage verstanden, *ob manche Entitäten abstrakt sind*. (Man sagt gewöhnlich statt „Entitäten“ „Objekte“, meint aber mit letzterem Wort, in Abweichung von seinem hier verwendeten Sinn, gewöhnlich *Entitäten überhaupt*, und nicht bloß gesättigte Entitäten.)

Das neuere „Universalienproblem“

Die jedenfalls *prima facie* verschiedenen Probleme, die beide unter dem Namen „Universalienproblem“ laufen, wären nur dann dasselbe Problem, wenn alle Universalien dem Begriff nach abstrakte Entitäten wären und alle abstrakten Entitäten dem Begriff nach Universalien. Sowohl die eine als auch die andere dieser beiden Allaussagen ist mehr als zweifelhaft (gleichwohl hat sich vielfach ein pauschalisierender Sprachgebrauch durchgesetzt, gemäß dem „Universalie“ und „abstrakte Entität“ als gleichbedeutend gelten), und darum können wir davon ausgehen, dass wir es tatsächlich mit zwei verschiedenen Problemen zu tun haben. Nur das eine der beiden Probleme führt die Bezeichnung „das Universalienproblem“ zu Recht, nämlich das zuerst angesprochene, und mit diesem allein werde ich mich hier befassen. (Vieles, was gesagt werden wird, lässt sich aber, mit entsprechender Modifikation, auf *das Problem der abstrakten Entitäten* übertragen.)

Philosophen, welche die These vertreten, *dass alle Entitäten Individuen sind*, und deshalb (unter anderen Konsequenzen) behaupten, *dass keine Entität eine Universalie ist*, werden traditionell als *Nominalisten* bezeichnet. Die Bezeichnung rührt daher, dass wenn die Nominalisten mit ihrer Position Recht hätten, alle Namen für Universalien *bloße Namen* wären und nichts benennen würden (vgl. [6-5], S. 876f.). Überhaupt wären, wenn die Nominalisten Recht hätten, alle Ausdrücke für Universalien, ob Namen oder Prädikate, *bloße Worte*. Alle *Prima-facie*-Beispiele für Universalien würden sich mithin in nichts auflösen, wenn die Nominalisten Recht hätten, und *keinerlei* (echte) *Beispiele* für Universalien wären gegeben – sondern nur Worte, Worte, Worte („universale est vox“, „flatus vocis“, wie die mittelalterlichen Formeln des Nominalismus lauten; siehe [6-5], S. 877, S. 879). Dabei müssen Worte für Nominalisten ausschließlich gewisse konkrete Schallerscheinungen oder konkrete Inskriptionen sein, und mit dem Wort „Wort“ kann nicht etwa auch ein Typenobjekt bezeichnet werden (gleichwohl scheint es so, als wäre soeben genau dies geschehen).

Die These des Nominalismus

Ein Nominalist vertritt stets die These, dass alle Entitäten Individuen sind; deshalb kann der Nominalismus auch als *ontologischer Individualismus* bezeichnet werden. Eine radikalere Form des Nominalismus ist diejenige, bei der die These aufgestellt wird, dass alle Entitäten physische Individuen sind, bzw. die alternative These, dass alle Entitäten *aktuale* Individuen sind. Die radikalste Form des Nominalismus ist diejenige, bei der die Ansicht vertreten wird, dass alle Entitäten *aktuale physische* Individuen sind.

Nominalismus = ontologischer Individualismus

Diese Thesen lassen sich leicht aufstellen, ihre Verteidigung ist schwer. Jeder Materialist würde zweifellos gerne einen Nominalismus in seiner radikalsten Form vertreten. Als vertretbar hat sich aber allein eine weit bescheidenere Form des Nominalismus erwiesen: ein Nominalismus, der

Der rekonstruktive
Nominalismus, in
zwei Varianten

zwar davon ausgeht, dass alle Entitäten Individuen und die Basisindividuen physisch sind, der aber gleichzeitig annimmt, (1) dass die meisten Individuen (auch die meisten Basisindividuen) *nichtaktual* sind, (2) dass alle Mengen über den Basisindividuen ebenfalls Individuen sind (Individuen, die man vielleicht ehrenhalber „physisch“ nennen könnte). In einem solchen nominalistischen Rahmen lassen sich die Universalien und Sachverhalte, welche anzunehmen man eigentlich ganz gute Gründe hätte, durch Entitäten, die man als Individuen erachtet, (durch gewisse Mengen) darstellen, modellieren, und somit durch Entitäten, die man als Individuen erachtet, *ersetzen*. Das ist es, was diese Form des Nominalismus – den *rekonstruktiven Nominalismus* – ontologisch vertretbar macht. Vom rekonstruktiven Nominalismus gibt es zwei Varianten: die Carnap'sche Variante (benannt nach Rudolf Carnap), bei der die Basisindividuen im Sinne des in diesem Buch verwendeten Begriffs von Individuen aufgefasst werden, und die Lewis'sche Variante (benannt nach David Lewis), bei der die Basisindividuen im Gegenteil mit ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individualen identifiziert werden. Ich werde hierauf später (in Kap. XI.3) näher eingehen.

Die älteste Form
revisionärer
Metaphysik

Der Nominalismus ist die älteste Form revisionärer Metaphysik (wir haben schon zwei andere Formen kennen gelernt: die Tropenontologie und den Vierdimensionalismus, wobei die Tropenontologie nichts anderes als eine besondere Form des Nominalismus ist). Wie gegen jede Form revisionärer Metaphysik spricht auch gegen den Nominalismus das Primärzeugnis der Sprache. Es ist nicht nur so, dass die Sprache mit einer Flut von Namen für Universalien aufwartet (und sollten die wirklich – jedenfalls solange man ihnen nicht einen geeigneten Ersatzbezug untergeschoben hat – allesamt rein gar nichts benennen?), sondern sie legt auch eine universalienfreundliche ontologische Analyse der Prädikation nahe.

Diese universalienfreundliche ontologische Analyse ist selbst eine sprudelnde Quelle von Universalienamen. Universalienamen entspringen nicht einfach aus dem Nichts, sie stehen nicht isoliert in der Sprache herum, sondern sie haben eine bestimmte Rolle inne, nämlich unter anderem diese: Sie dienen der Angabe der *ontologischen Standardanalyse der Prädikation*, insbesondere der ontologischen Standardanalyse der in logisch einfachen Sätzen erfolgenden Prädikation.

Kontexte für
das Auftreten von
Universalienamen

Es ist aber zu betonen, dass Universalienamen *nicht nur* im Kontext der ontologischen Standardanalyse der Prädikation auftreten. Beispielsweise: Jemand sagt: „Ich denke an eine gewisse Eigenschaft von Hans.“ Er wird gefragt: „Welche denn?“ Antwort: „Die Eigenschaft, unzuverlässig zu sein.“ Also, auch in solchen Kontexten – so genannten *intentionalen Kontexten* (Denken-an ist ja eine intentionale Beziehung) – kommen Namen für Eigenschaften vor, und selbstverständlich auch Namen anderer Universalien.

Die zentrale Frage
für eine
ontologische
Analyse
der Prädikation

Doch zurück zur ontologischen Standardanalyse der Prädikation. Die zu beantwortende Frage ist insbesondere diese: Was macht logisch einfache Sätze wie „Fritz ist ein Mensch“, „Anna liebt Fritz“, „Fritz liebt Anna“, „Rot ist eine Farbe“, „Regensburg liegt am Rhein“ *wahr* bzw. *falsch*? Was ist die ontologische Grundlage für deren Wahrheit bzw. Falschheit? Die Antwort auf diese Frage muss durch eine ontologische Analyse der in diesen einfachen Sätzen erfolgenden Prädikationen gegeben werden.

Die Angabe der ontologischen *Standardanalyse* einfacher sowie komplexer Prädikation bedarf terminologischer Vorbereitungen. Ich führe zunächst der Vereinheitlichung und Kürze halber ein flexibelstelliges ontologisches Prädikat ein, nämlich: „ x_1, \dots, x_N EXEM [zu t] y “ (oder handelt es sich hier, wie gesagt, nur um ein Schema zur Bildung von unendlich vielen ontologischen Prädikaten mit jeweils fixer Stellenzahl?), das wie folgt zu lesen ist: „ x_1, \dots, x_N exemplifizieren zusammen in ihrer angegebenen Reihenfolge [zum bestimmten Zeitpunkt t] die Universalie y “. Statt „exemplifizieren“ kann man auch „instanziiieren“ sagen.

Das standardisierte Exemplifikationsprädikat

Für den Spezialfall $N = 1$ nimmt das allgemeine Exemplifikationsprädikat die folgende Gestalt an: „ x EXEM [zu t] y “, lies: „ x exemplifiziert [zu t] y “ (oder „ x instanziiert [zu t] y “). Wenn y eine Eigenschaft ist, dann kann „ x EXEM [zu t] y “ auch als „ x hat [zu t] die Eigenschaft y “ oder als „die Eigenschaft y trifft [zu t] auf x zu“ gelesen werden. Wenn y hingegen ein Typenobjekt ist, dann kann „ x EXEM [zu t] y “ auch gelesen werden als „ x ist [zu t] ein Vorkommnis des Typenobjekts y “.

In allen Fällen $N > 1$ kann „ x_1, \dots, x_N EXEM [zu t] y “ auch wie folgt gelesen werden: „ x_1, \dots und x_N stehen in ihrer angegebenen Reihenfolge [zu t] in der Relation y zueinander“. („ x_1, x_2 EXEM [zu t] y “ kann auch einfach als „ x_1 steht [zu t] in der Relation y zu x_2 “ gelesen werden.)

Es gilt das folgende allgemeine Prinzip:

Für alle Entitäten x_1, \dots, x_N und y :

- (i) Wenn x_1, \dots, x_N EXEM [zu t] y und $N = 1$, dann ist y eine Eigenschaft oder ein Typenobjekt;
- (ii) wenn x_1, \dots, x_N EXEM [zu t] y und $N > 1$, dann ist y eine N -stellige Relation.

Und nun zur ontologischen Standardanalyse für einfache Prädikationen:

Frage: Warum ist der Satz „Fritz ist ein Mensch“ zum Zeitpunkt t wahr?

Antwort: Weil *Fritz* EXEM zu t *die Eigenschaft, ein Mensch zu sein*.

Einige Ergebnisse der ontologischen Standardanalyse der Prädikation

Frage: Warum ist der Satz „Anna liebt Fritz“ zu t wahr?

Antwort: Weil *Anna, Fritz* EXEM zu t *die Relation der Liebe*.

Frage: Warum ist der Satz „Fritz liebt Anna“ zu t falsch?

Antwort: Weil *Fritz, Anna* nicht EXEM zu t *die Relation der Liebe*.

Frage: Warum ist der Satz „Rot ist eine Farbe“ wahr?

Antwort: Weil *Rot* EXEM *die Eigenschaft, eine Farbe zu sein*.

Frage: Warum ist der Satz „Regensburg liegt am Rhein“ falsch?

Antwort: Weil *Regensburg, der Rhein* nicht EXEM *die Relation Liegt-an*.

(Das Aufzeigen einer einheitlichen Struktur ist in diesen Beispielen wichtiger als sprachliche Glätte, die im Übrigen jederzeit ergänzt werden kann.)

Beinahe nichts scheint nun trivialer als die Aussage, dass der Satz „Fritz ist ein Mensch“ zum Zeitpunkt t deshalb wahr ist, weil Fritz zu t die Eigenschaft hat, ein Mensch zu sein. Doch zeigt sich hier nur, wie vertraut uns die ontologische Standardanalyse der Prädikation tatsächlich ist. Es wird nämlich in den oben angeführten Beispielantworten durchaus eine Analyse geliefert und nicht etwa mit bloßen Trivialitäten im Sinne der Redundanztheorie der Wahrheit geantwortet. Auf die Frage: Warum ist der Satz „Fritz ist ein Mensch“ zu t wahr?, wird eben nicht geantwortet: Weil Fritz zu t ein Mensch ist. Von Trivialität kann keine Rede sein, denn z. B. in dem Satz

Die ontologische Standardanalyse ist nicht trivial

„Regensburg, die Donau EXEM die Relation Liegt-an“ (mit anderen Worten: „Regensburg steht in der Relation Liegt-an zur Donau“) kommen *drei* Namen vor, während in dem Satz „Regensburg liegt an der Donau“ nur *zwei* Namen vorkommen. Allgemein kommt in der ontologischen Standardanalyse jeder Prädikation stets ein Name mehr vor, als im analysierten Satz steht, nämlich ein Name für die benötigte Universalie.

Das Schema der ontologischen Standardanalyse jeder beliebigen sprachlichen Prädikation – wie komplex sie auch sein mag; wie komplex auch der Satz sein mag, in dem die an der Prädikation beteiligten Namen vorkommen – ist nun dieses:

Das allgemeine
Schema
der ontologischen
Standardanalyse
der Prädikation

„ $A(b_1, \dots, b_N)$ “ ist wahr [zu t] genau dann, wenn b_1, \dots, b_N EXEM [zu t] $\lambda o_1 \dots o_N [A(o_1, \dots, o_N)]$.

Hier steht $A(b_1, \dots, b_N)$ für einen beliebigen Satz, in dem genau N *verschiedene* Namen (einmal oder auch mehrfach, eventuell vertreten durch Pronomen) vorkommen: b_1, \dots, b_N . (Allfällige Namen für *Zeitpunkte oder Zeitintervalle* müssen dabei nicht – aber können dabei durchaus – berücksichtigt werden.) Dabei sind diese Namen genau so im Satz angeordnet, wie es die angegebene Reihenfolge nahe legt: Liest man den Satz von links nach rechts, dann ist b_1 der erste Name, auf den man stößt, usw., b_N schließlich der N -te und letzte Name.

Aus Prädikaten
gebildete Standard-
namen für N -stellige
Universalien

$\lambda o_1 \dots o_N [A(o_1, \dots, o_N)]$ steht für einen Namen für eine N -stellige (mithin *prädikative*) Universalie, die zur ontologischen Standardanalyse von $A(b_1, \dots, b_N)$ geeignet ist. Der Platzhalter o_1 ersetzt den Namen b_1 überall dort, wo er in $A(b_1, \dots, b_N)$ selbst oder vertreten durch ein Pronomen vorkommt, und Analoges gilt für die übrigen Namen, die in $A(b_1, \dots, b_N)$ vorkommen. Wenn einer dieser Namen b_i im Genitiv, Dativ oder Akkusativ steht, kann es notwendig werden (um einen eindeutigen Namen für die richtige Universalie zu erhalten), den Deklinationsfall von b_i bei der Ersetzung durch o_i mittels einer geeigneten Einfügung deutlich zu machen. Der Vorspann $\lambda o_1 \dots o_N$ zeigt an, dass $\lambda o_1 \dots o_N [A(o_1, \dots, o_N)]$ *kein* unvollständiger Ausdruck, sondern eben ein Name ist: $\lambda o_1 \dots o_N$ *bindet* sämtliche offene Stellen in $A(o_1, \dots, o_N)$ *ab*; gleichzeitig zeigt $\lambda o_1 \dots o_N$ aber auch die Anzahl und die Reihenfolge der offenen Stellen der durch $\lambda o_1 \dots o_N [A(o_1, \dots, o_N)]$ benannten Universalie auf einen Blick an. (Die Verwendung der eckigen Begrenzungsklammern in $\lambda o_1 \dots o_N [A(o_1, \dots, o_N)]$ dient allein der besseren Hervorhebung des nominalisierten Prädikats, was insbesondere bei längeren Ausdrücken hilfreich sein kann; die Bevorzugung des ungewöhnlichen Typs von Platzhaltern: „ o_1 “, „ o_2 “, „ o_3 “, ... – gegenüber dem üblichen Typ: „ x_1 “, „ x_2 “, „ x_3 “ ... – dient demselben Zweck.)

Ein Name der Gestalt $\lambda o_1 \dots o_N [A(o_1, \dots, o_N)]$ verrät aber für sich genommen *nicht* – und auch nicht durch seine Rolle in der ontologischen Standardanalyse der Prädikation –, welche Universalie genau mit ihr gemeint ist. Den Namen „ $\lambda o_1 [o_1 \text{ ist ein Mensch}]$ “ beispielsweise wird man normalerweise – gemäß dem normalen, primären Verständnis von „ x ist ein Mensch“ – so verstehen, dass damit eine gewisse Individueneigenschaft gemeint ist: dieselbe Eigenschaft, die auch mit dem Namen „die Eigenschaft, ein Mensch zu sein“ gewöhnlich und primär gemeint ist. Aber im Prinzip – gemäß einem sekundären Verständnis von „ x ist ein Mensch“ –

kann das Gemeinte auch eine Eigenschaft sein, die von *mehr* Entitäten als jene Individueneigenschaft aussagbar ist, die also aussagbar *nicht nur* von Individuen ist – die jedoch, wohlgermerkt, nichtsdestotrotz auf dieselben Entitäten wie die Individueneigenschaft zutreffen muss (wenn denn feststeht, auf welche Entitäten das Prädikat „x ist ein Mensch“ zutrifft). Wie der Name „die Eigenschaft, ein Mensch zu sein“ ist auch der Name „ $\lambda o_1[o_1$ ist ein Mensch]“ mehrdeutig – *an sich*, was nicht hindert, dass er im Kontext eindeutig sein kann.

Hier einige Einzelfälle des allgemeinen Schemas der ontologischen Standardanalyse (der Prädikation), die auch deutlich machen, wie spezifische λ -Ausdrücke zu lesen sind:

„Fritz liebt sich selbst“ ist wahr zu t genau dann, wenn Fritz EXEM zu t $\lambda o_1[o_1$ liebt sich selbst].

Füllungen
des Schemas

Hier ist $\lambda o_1[o_1$ liebt sich selbst] offenbar die Eigenschaft, sich selbst zu lieben – eine Eigenschaft, die auch durch den Namen „ $\lambda o_1[o_1$ liebt o_1]“ benannt wird.

„Fritz ist sich selbst näher, als er Anna ist“ ist wahr zu t genau dann, wenn Fritz, Anna EXEM zu t $\lambda o_1 o_2[o_1$ ist sich selbst näher, als o_1 der/dem o_2 ist].

Hier ist $\lambda o_1 o_2[o_1$ ist sich selbst näher, als o_1 der/dem o_2 ist] offenbar die zweistellige Relation Sich-selbst-näher-zu-sein-als; diese Relation kann auch durch den Namen „ $\lambda o_1 o_2[o_1$ ist o_1 näher, als o_1 der/dem o_2 ist]“ benannt werden.

„Fritz ist größer als alle Mitglieder der Familie Zuck, die größer sind als Otto“ ist wahr zu t genau dann, wenn Fritz, Familie Zuck, Otto EXEM zu t $\lambda o_1 o_2 o_3[o_1$ ist größer als alle Mitglieder der/des o_2 , die größer sind als o_3].

Beim Satz, der in diesem Beispiel analysiert wird, handelt es sich nun im Unterschied zu den Sätzen in den vorausgehenden Beispielen, die besonders einfache Prädikationen waren, um eine mehr als zwei Namen involvierende (logisch) komplexe Prädikation, was zur Folge hat, dass der Name „ $\lambda o_1 o_2 o_3[o_1$ ist größer als alle Mitglieder der/des o_2 , die größer sind als o_3]“ für die involvierte dreistellige Relation sich nicht mehr gut umschreiben lässt. Dies macht deutlich, dass es sinnvoll ist, in der ontologischen Fachsprache die λ -Ausdrücke als jederzeit bildbare – wenn auch künstliche, nicht umgangssprachliche – Namen für prädikative Universalien zur Verfügung zu haben.

Es gibt wahre Exemplifikationsaussagen, die nicht nach dem Schema der ontologischen Standardanalyse wahr sind, sondern ein noch allgemeineres Prinzip voraussetzen. Hier ein besonders einfaches Beispiel: Betrachten wir den wahren Satz „Fritz ist mit Fritz identisch“. Das Schema der ontologischen Standardanalyse liefert demnach die Wahrheit von „Fritz EXEM $\lambda o_1[o_1$ ist mit o_1 identisch]“. Genauso wahr ist aber zweifelsohne „Fritz, Fritz EXEM $\lambda o_1 o_2[o_1$ ist mit o_2 identisch]“, und es gilt gewiss: Fritz exemplifiziert die Eigenschaft, mit sich selbst identisch zu sein, (d. h. $\lambda o_1[o_1$ ist mit o_1 identisch]) genau dann, wenn er in der Relation der Identität (d. h. $\lambda o_1 o_2[o_1$ ist mit o_2 identisch]) zu sich selbst steht.

Hier kommt ein Prinzip zum Tragen, das in voller Allgemeinheit ausgedrückt wie folgt aussieht:

Für alle x_1, \dots, x_N : $A(x_1, \dots, x_N)$ [zu t] genau dann, wenn x_1, \dots, x_N EXEM [zu t] $\lambda o_1 \dots o_N[A(o_1, \dots, o_N)]$ – wobei vorausgesetzt ist, dass die Variablen „ x_1 “, „ x_2 “, „ x_N “ in $\lambda o_1 \dots o_N[A(o_1, \dots, o_N)]$ nicht vorkommen und ihre Nummerierung genau der Reihenfolge ihres (einfachen oder mehrfachen) Auftretens in $A(x_1, \dots, x_N)$ entspricht.

Der Zusammenhang
zwischen
Prädikation und
Exemplifikation,
völlig allgemein

Dies ist das *Allgemeine Exemplifikationsprinzip*, aus dem sich das Schema der ontologischen Standardanalyse leicht gewinnen lässt. Nach dem Exem-

plikationsprinzip gilt speziell: (1) Für alle x_1, x_2 : x_1 ist identisch mit x_2 genau dann, wenn x_1, x_2 EXEM $\lambda_{o_1 o_2}$ [o_1 ist mit o_2 identisch]. (2) Für alle x_1 : x_1 ist identisch mit x_1 genau dann, wenn x_1 EXEM λ_{o_1} [o_1 ist mit o_1 identisch]. Setzt man nun für „ x_1 “ und „ x_2 “ beide Male (gemäß der logischen Regel der Allsatzinstantiierung) „Fritz“ ein, so folgt aus (1) und (2) zusammen: Fritz EXEM λ_{o_1} [o_1 ist mit o_1 identisch] genau dann, wenn Fritz, Fritz EXEM $\lambda_{o_1 o_2}$ [o_1 ist mit o_2 identisch].

So einleuchtend das Schema der ontologischen Standardanalyse auf den ersten Blick erscheinen mag, es kann nicht ohne Einschränkung aufrechterhalten werden. Um dies einzusehen, können wir uns auf die folgende elementare Spezialisierung des Schemas – nennen wir sie „das Schema der Eigenschaftsprädikation“ – konzentrieren:

Eine Spezialisierung
des Schemas
der ontologischen
Standardanalyse

„ $A(b)$ “ ist wahr [zu t] genau dann, wenn b EXEM [zu t] λ_{o_1} [$A(o_1)$].

Betrachten wir die Eigenschaft, *sich nicht selbst zu exemplifizieren*, oder mit anderen Worten: λ_{o_1} [o_1 EXEM nicht o_1]. Gemäß dem Schema der Eigenschaftsprädikation gilt offensichtlich:

„ b EXEM nicht b “ ist wahr genau dann, wenn b EXEM λ_{o_1} [o_1 EXEM nicht o_1].

Eine ganze Reihe von Entitäten haben hiernach die Eigenschaft, sich nicht selbst zu exemplifizieren. Auch manche Eigenschaften haben diese Eigenschaft: Da die Eigenschaft, ein Mensch zu sein, (d.h. λ_{o_1} [o_1 ist ein Mensch]) nicht die Eigenschaft, ein Mensch zu sein, exemplifiziert (denn sonst wäre gemäß dem Schema der Eigenschaftsprädikation der Satz „Die Eigenschaft, ein Mensch zu sein, ist ein Mensch“ wahr!), ist der Satz „Die Eigenschaft, ein Mensch zu sein, exemplifiziert nicht die Eigenschaft, ein Mensch zu sein“ wahr, und mithin gilt gemäß dem Schema der Eigenschaftsprädikation: λ_{o_1} [o_1 ist ein Mensch] EXEM λ_{o_1} [o_1 EXEM nicht o_1].

Manche Eigenschaften haben aber auch *nicht* die Eigenschaft, sich nicht selbst zu exemplifizieren. So steht es beispielsweise mit der Eigenschaft, eine Entität zu sein, da der Satz „Die Eigenschaft, eine Entität zu sein, ist eine Entität“ ja wohl wahr ist. Daraus ergibt sich nämlich gemäß dem Schema der Eigenschaftsprädikation: λ_{o_1} [o_1 ist eine Entität] EXEM λ_{o_1} [o_1 ist eine Entität], also: der Satz „ λ_{o_1} [o_1 ist eine Entität] EXEM *nicht* λ_{o_1} [o_1 ist eine Entität]“ ist *nicht* wahr, also gemäß dem Schema der Eigenschaftsprädikation: λ_{o_1} [o_1 ist eine Entität] EXEM nicht λ_{o_1} [o_1 EXEM nicht o_1].

So weit, so gut. Gemäß der obigen Instanz des Schemas der Eigenschaftsprädikation (mit „ λ_{o_1} [o_1 EXEM nicht o_1]“ eingesetzt für „ λ_{o_1} [$A(o_1)$]“) gilt nun aber auch – indem man für den Vertreter „ b “ eines beliebigen Namens den Namen „ λ_{o_1} [o_1 EXEM nicht o_1]“ („die Eigenschaft, sich nicht selbst zu exemplifizieren“) einsetzt – das Folgende:

„ λ_{o_1} [o_1 EXEM nicht o_1] EXEM nicht λ_{o_1} [o_1 EXEM nicht o_1]“ ist genau dann wahr, wenn λ_{o_1} [o_1 EXEM nicht o_1] EXEM λ_{o_1} [o_1 EXEM nicht o_1].

Dies stellt eine Absurdität dar, da aus

„nicht B “ ist genau dann wahr, wenn B

wegen

„nicht B “ ist genau dann wahr, wenn nicht B

der Widerspruch „B genau dann, wenn nicht B“ logisch folgt, wobei für „B“ eben der Satz „ $\lambda o_1[o_1 \text{ EXEM nicht } o_1] \text{ EXEM } \lambda o_1[o_1 \text{ EXEM nicht } o_1]$ “ einzusetzen ist.

Der hergeleitete Widerspruch zeigt an, dass nicht an allem, was seine Herleitung möglich gemacht hat, festgehalten werden kann. Aber was ist aufzugeben? Auf dem Spiel stehen das Schema der Eigenschaftsprädikation, und damit das Schema der ontologischen Standardanalyse, und damit auch das Allgemeine Exemplifikationsprinzip.

Die logische Herleitung eines Widerspruchs aufgrund von Voraussetzungen, die prima facie allesamt äußerst plausibel sind und von denen man vorderhand nur sehr ungern irgendeine aufgeben möchte, bezeichnet man als eine *Antinomie*. Die vorliegende Antinomie ist der von Bertrand Russell entdeckten mengentheoretischen Antinomie, der Russell'schen Antinomie (siehe Kap. X.2.c), strukturell sehr ähnlich; nennen wir sie „die Antinomie der Eigenschaften“.

Eine Verwandte der Russell'schen Antinomie und wie man ihr begegnet

Wie soll man sich zu ihr stellen? Eine Möglichkeit ist diese: Man vertritt die plausible Auffassung, dass mit den Ausdrücken „ b_1 “, ..., „ b_N “ und „ b “, „ $\lambda o_1 \dots o_N[A(o_1, \dots, o_N)]$ “ und „ $\lambda o_1[A(o_1)]$ “, die im Allgemeinen Exemplifikationsprinzip, im Schema der ontologischen Standardanalyse, in seiner Spezialisierung, dem Schema der Eigenschaftsprädikation, vorkommen, *echte Namen* gemeint sind (oder besser gesagt: zu meinen sind): *Namen, die etwas benennen, und zwar etwas, was ihrem Sinn gemäß ist*; dass aber eben nicht automatisch garantiert ist, dass jeder Name etwas benennt, was seinem Sinn gemäß ist. Die obige Herleitung eines Widerspruchs hat gezeigt, dass der Name „ $\lambda o_1[o_1 \text{ EXEM nicht } o_1]$ “ tatsächlich *nichts*, was seinem Sinn gemäß ist, benennt. Wenn man nämlich annimmt, dass dieser Name etwas, was seinem Sinn gemäß ist, benennt und ihn folglich guten Glaubens in das Schema der Eigenschaftsprädikation einsetzt (in das nur echte Namen eingesetzt werden dürfen), so führt dies zum Widerspruch.

Der Name „ $\lambda o_1[o_1 \text{ EXEM nicht } o_1]$ “ (obwohl sinnvoll) benennt hiernach – entgegen dem ersten Anschein – keine Eigenschaft, die seinem Sinn entspricht; er ist kein echter Name. Somit drückt auch – entgegen dem ersten Anschein – das Prädikat „ $x \text{ EXEM nicht } x$ “ (obwohl sinnvoll) keine Eigenschaft aus, die seinem Sinn entspricht; denn die seinem Sinn gemäßige Eigenschaft, die es ausdrücken würde, wenn es eine solche Eigenschaft ausdrückte, wäre eben die Eigenschaft, die „ $\lambda o_1[o_1 \text{ EXEM nicht } o_1]$ “ seinem Sinn gemäß benennen würde, wenn es eine solche Eigenschaft benannte.

Diese Reaktion auf die aufgewiesene Antinomie hat den Vorteil, dass man das Allgemeine Exemplifikationsprinzip, das Schema der ontologischen Standardanalyse und das Schema der Eigenschaftsprädikation beibehalten kann und nur sagen muss, dass eine Einsetzung von „ $\lambda o_1[o_1 \text{ EXEM nicht } o_1]$ “ in diese Schemata unzulässig ist. Man muss zudem zugeben, dass mancher Universalienname *demonstrierbar* nichts benennt – jedenfalls nichts, was seinem Sinn gemäß ist: Um im Rahmen der klassischen Logik verbleiben zu können, die verlangt, dass *jeder* Name etwas benennt, wird man nämlich Namen, die eigentlich leer sind (nichts benennen), künstlich eine unkontroverse Bezugsentität zuweisen; aber diese artifizielle, ersatzweise Bezugsentität hat dann nichts mit dem jeweiligen Sinn jener Namen zu tun.

Eine nominalistische
Herausforderung

Zweifelsohne ist nun aber mit der beschriebenen Reaktion auf die Antinomie der Eigenschaften den Nominalisten der kleine Finger gereicht worden – und sie könnten versuchen, die ganze Hand zu nehmen. Die Herausforderung, zu der sich Nominalisten ermutigt fühlen könnten, ist diese:

Wir haben nun gesehen, dass die Wahrheit von wahren Aussagen wie „Die Eigenschaft, ein Mensch zu sein, exemplifiziert sich nicht selbst“ ohne die Annahme einer *Eigenschaft der Nichtselbstexemplifikation*, die auf die Eigenschaft, ein Mensch zu sein, zutrifft, verstanden werden *muss*. Und sicherlich *kann* die Wahrheit jener wahren Aussage auch ohne diese Annahme verstanden werden. Sollte da nicht auch die Wahrheit von „Fritz ist ein Mensch“ verstanden werden können *ohne* die Annahme einer *Eigenschaft des Menschseins*, die Fritz hat? Und die Wahrheit von „Fritz ist eine Entität“ *ohne* die Annahme einer *Eigenschaft des Entitätseins* von Fritz? Und die Wahrheit von „Anna liebt Fritz“ *ohne* die Annahme einer *Relation der Liebe*, in der Anna zu Fritz steht?

Die umgekehrte
Herausforderung

Das sind rhetorische, die Antwort „Ja“ heischende Fragen. Aber sicherlich kann ein Nominalist es nicht dabei belassen. Ihm liegt es ob, eine *alternative* befriedigende Antwort auf die Frage zu geben, was einfache sprachliche Prädikationen wie z. B. „Fritz ist ein Mensch“ wahr macht, wenn es denn nicht dies sein soll, dass Fritz die Eigenschaft hat, ein Mensch zu sein (oder auch, dass Fritz ein Vorkommnis des Typenobjekts Mensch ist). Zudem ist ein Nominalist (rational) verpflichtet zu erklären, wie es zur Erscheinung der Universalienamen kommen konnte. Tausende von Namen für nichts und wieder nichts?

Rekonstruktive Nominalisten haben hier einen leichteren Stand, denn sie leugnen nicht, dass Universalienamen etwas, was ihrem jeweiligen Sinn gemäß ist, benennen; sie leugnen nur, dass die Entitäten, die von Universalienamen ihrem jeweiligen Sinn gemäß benannt werden, tatsächlich *Universalien* sind. Nach Ansicht der rekonstruktiven Nominalisten sind die durch „Universalienamen“ benannten Entitäten vielmehr Individuen, wenn auch Individuen besonderer Art. Diese Haltung ermöglicht es rekonstruktiven Nominalisten, die ontologische Standardanalyse der Prädikation *dem Buchstaben nach* aufrechtzuerhalten; „ $\lambda\alpha_1 \dots \alpha_N [A(\alpha_1, \dots, \alpha_N)]$ “ bezeichnet für sie nur eben in keinem Fall eine Universalie, sondern, so meinen sie, in jedem (widerspruchsfreien) Fall ein gewisses Individuum (eine Menge, wie sie meinen); gewissermaßen ehrenhalber könne dieses Individuum dann auch ruhig als „Universalie“, „Eigenschaft“, „Relation“ bezeichnet werden (solange keine falschen Vorstellungen damit verbunden würden).

Die Schwierigkeiten
des nichtrekonstruk-
tiven Nominalismus

Nominalisten hingegen, die keine rekonstruktiven Nominalisten sind, tun sich sehr viel schwerer mit ihrem ontologischen Programm. Sie müssen Universalienamen als bloße Sprechweisen hinstellen, die bloß *der Kürze* oder *der Feierlichkeit* des Ausdrucks halber verwendet werden: Statt „Alles, was rot ist, ist farbig“ sage man *knapper* (aber dasselbe meinent): „Rot ist eine Farbe“, und statt „Jeder Gerechte ist tugendhaft“ sage man *feierlicher*: „Gerechtigkeit ist eine Tugend“. Der hiermit angedeutete nominalistische Gedanke – dass jeder Satz mit Universalienamen kognitiv (wenn auch nicht rhetorisch) äquivalent sei zu einem Satz ohne Universalienamen – stößt spätestens dann an seine Grenzen (zu weiterer Kritik siehe [6-6],

S. 133 ff.), sobald Universalienamen betrachtet werden, die in intentionalen Kontexten auftreten, z. B.: „Hans dachte über die Gerechtigkeit nach“. Welcher Satz ohne Universalienamen wird durch den angeführten Satz bloß abgekürzt oder „verfeierlicht“? Ein plausibler Kandidat dafür fehlt gänzlich.

Für einen Nominalisten, der kein rekonstruktiver Nominalist ist, stellt auch das Schema der ontologischen Standardanalyse der Prädikation, soweit es sich widerspruchsfrei vertreten lässt, nichts weiter dar als eine bloße rhetorische Aufblähung gewisser Fälle des folgenden trivialen Schemas (auf das sich die so genannte Redundanztheorie der Wahrheit beschränkt):

„A“ ist wahr [zu t] genau dann, wenn A [zu t].

Also beispielsweise: „Hans ist 176 cm groß“ ist wahr zu t_0 genau dann, wenn Hans zu t_0 176 cm groß ist; „Anna liebt Fritz“ ist wahr zu t_0 genau dann, wenn Anna Fritz zu t_0 liebt. Und nun wird, so die nominalistische Kritik, der Satz „Hans ist zu t_0 176 cm groß“ rhetorisch aufgebläht zu „Hans hat zu t_0 die Eigenschaft, 176 cm groß zu sein“, und der Satz „Anna liebt Fritz zu t_0 “ wird rhetorisch aufgebläht zu „Anna steht zu t_0 in der Relation der Liebe zu Fritz“. Die resultierenden Instanzen des Schemas der ontologischen Standardanalyse haben, so die nominalistische Kritik, keinerlei Erklärungswert. Es wird, so meinen Nominalisten, durch die Anwendung jenes Schemas *nicht* gesagt, was genau den Satz „Hans ist 176 cm groß“ (beispielsweise) zu t_0 wahr macht, wenn er zu t_0 wahr ist, sondern es wird nur in irreführender Weise reformuliert, was klar und deutlich ausgesprochen nichts weiter ist als dies: dass der Satz „Hans ist 176 cm groß“ genau dann zu t_0 wahr ist, wenn Hans zu t_0 176 cm groß ist – was natürlich richtig ist, aber nichts erklären kann.

Es ist demgegenüber festzuhalten, dass die Auskunft „Hans hat zu t_0 die Eigenschaft, ein Mensch zu sein“ zwar natürlich keine *kausale* Erklärung für die t_0 -Wahrheit von „Hans ist 176 cm groß“ liefert, aber dennoch die Frage, was den Satz „Hans ist 176 cm groß“ zu t_0 *wahr macht*, offenbar vollständig beantwortet, nämlich *vollständig beantwortet* auf der hier allein relevanten, allgemeinsten, ontologischen Ebene. Haben Nominalisten, die keine rekonstruktiven Nominalisten sind, eine bessere Antwort?

Eine Möglichkeit für Nominalisten, die nicht rekonstruktiv gesinnt sind, ist die folgende: Man könnte doch sagen,

„Hans ist 176 cm groß“ ist zu t wahr genau dann, wenn eine *176-cm-groß-Trope* zu t Teil von Hans ist.

Diese ontologische Analyse der im Satz „Hans ist 176 cm groß“ erfolgenden Prädikation ist aus nominalistischer Sicht akzeptabel, denn in ihr ist nur von Individuen die Rede. Natürlich ist der spezielle Sinn, in dem der Teilbegriff verwendet wird, erklärungsbedürftig. Aber ihn zu erklären, scheint kein großes Problem darzustellen; man wisse doch schon ziemlich genau, was gemeint ist. Die Tropenontologie birgt mithin das Versprechen, dem Nominalismus eine ontologische Analyse der Prädikation zu ermöglichen, welche die mit Universalien arbeitende ontologische Standardanalyse ersetzen kann.

Kognitive Leere
der ontologischen
Standardanalyse?

Tropenontologische
Analyse
der Prädikation

Schwierigkeiten der tropenontologischen Analyse

Doch ist das Versprechen nicht einfach zu erfüllen. Wie sähe etwa die tropenontologische Analyse der folgenden einfachen, aber dennoch nicht-elementaren Prädikation aus: „Rot ist eine Farbe“? Ist dieser Satz wahr, weil eine *Farbigtrophe* Teil von Rot ist? Aber eine *Farbigtrophe* ist doch wohl auch Teil von Hans zu t_0 , und dennoch ist „Hans ist eine Farbe“ nicht wahr zu t_0 . Außerdem ist „Rot“ (großgeschrieben) ein Name für ein Typenobjekt, also für eine Universalie, so dass ein Nominalist mit der angebotenen tropenontologischen Analyse von „Rot ist eine Farbe“ auch aus diesem weiteren Grund nicht zufrieden sein kann. Das Muster, das durch die tropenontologische Analyse von „Hans ist 176 cm groß“ vorgegeben wird, lässt sich demnach nicht durchhalten, sondern muss durch ad hoc – von Einzelfall zu Einzelfall – getroffene Maßnahmen abgeändert werden.

Oder wie sähe die tropenontologische Analyse der folgenden einfachen, aber mehrstelligen Prädikation aus: „Anna liebt Fritz“? Ist dieser Satz wahr zu t_0 (nehmen wir an, er sei es), weil eine auf *Fritz ausgerichtete Liebt-Trope* zu t_0 Teil von Anna ist? Nur wer bereits überzeugter Nominalist ist, kann eine solche Analyse überzeugend finden. (Noch unplausibler ist es zu sagen, dass eine Liebt-Trope mit dem aktiven Ende zu t_0 Teil von Anna ist, mit dem passiven Ende aber Teil von Fritz.)

Ein nichtrekonstruktiver Nominalismus führt in den Konventionalismus

Als Fazit bleibt demnach festzuhalten, dass der rekonstruktive Nominalismus sicherlich die vielversprechendste Form des Nominalismus ist. Wir werden auf ihn zurückkommen (in Kap. XI.3). Ohne Rückzug auf den rekonstruktiven Nominalismus sieht sich ein Nominalist hingegen mit der für die meisten Philosophen unerfreulichen Aussicht konfrontiert, die Wahrheit von Prädikationen auf nichts anderem mehr beruhen lassen zu können als auf konventionellen gesellschaftlichen Regeln, den Regeln des *Sprachspiels*, wie Wittgenstein (siehe [6–7]) bezeichnenderweise sagt; – weil, falls für Universalien kein *Ersatz* geschaffen wird, eine *sachbezogene* ontologische Analyse der Prädikation undurchführbar sein dürfte.

Abschließend zu diesem Abschnitt sei bemerkt, dass man als Freund von Universalien die Verbindung zwischen Prädikaten und Universalien durchaus als weniger umfassend ansehen kann, als dies durch das Schema der ontologischen Standardanalyse der Prädikation nahe gelegt wird. Ein Universalienfreund kann etwa der Auffassung sein, dass den meisten umgangssprachlichen Prädikaten *keine* Universalien entsprechen. Dies ist im Effekt die Position von David Armstrong (siehe [6-2]), der es nur mit *wissenschaftlichen* Universalien hält (d.h. mit solchen, die in den Naturwissenschaften angesprochen werden).

b) Universalien und Aktualität

Die großen ontologischen Gegensätze

Eine große Spaltung unter Ontologen ist durch die Spaltung zwischen Nominalisten und Nichtnominalisten gegeben: „Keine Entität ist eine Universalie“ – „Manche Entität ist eine Universalie“. Einer anderen großen Spaltung sind wir schon früher begegnet, der Spaltung zwischen Aktualisten und Nichtaktualisten: „Jede Entität ist wirklich [aktual, existent]“ – „Nicht jede Entität ist wirklich“.

Wie steht es nun mit der folgenden These: „Manche Entität ist eine Uni-

versalie, die nicht aktual ist“? Es ist eine These, die zugleich dem Aktualismus und dem Nominalismus widerspricht. Ist sie wahr (womit Aktualismus und Nominalismus zugleich als falsch erwiesen wären), oder ist sie falsch?

Bevor an die Beantwortung dieser Frage gedacht werden kann, ist zunächst zu klären, was es heißen soll, wenn von einer Universalie gesagt wird, *sie sei aktual* (sie existiere).

Für dieses Problem gibt es aber keine einheitliche Lösung. Bei der intentionalen Relation, die durch das Prädikat „x denkt zu t_0 an y“ ausgedrückt wird, würde man sagen, dass sie genau dann aktual ist, wenn ein x zu t_0 an ein y denkt – *gleichgültig*, ob dieses y aktual ist oder nicht. Bei der Relation, die durch „x beinhaltet logisch y“ ausgedrückt wird, würde man sogar sagen, dass sie genau dann aktual ist, wenn ein x ein y logisch beinhaltet – *gleichgültig*, ob y *oder* x aktual ist oder nicht.

Für *viele* – doch eben nicht für alle – Universalien U heißt, aktual zu sein, aber das Folgende:

Ist U ein Typenobjekt (also eine nichtprädikative Universalie), so gilt:

U ist aktual [zu t] genau dann, wenn für mindestens eine [zu t] *aktuale* Entität y gilt: y EXEM [zu t] U.

Ist U eine N-stellige Universalie (also eine prädikative Universalie), so gilt:

U ist aktual [zu t] genau dann, wenn für mindestens ein y_1, \dots und für mindestens ein y_N gilt: y_1 ist *aktual* [zu t], ... und y_N ist *aktual* [zu t] und y_1, \dots, y_N EXEM [zu t] U.

Zur Erläuterung ist zu sagen:

Erstens, was den in eckigen Klammern stehenden Zusatz „zu t“ angeht: Wie bei der Exemplifikation ist bei der Aktualität zwischen *dem schlechthinnigen Begriff* und *den zeitlich relativierten Begriffen* zu unterscheiden. Der Zusatz „[zu t]“ deutet an, dass die zeitliche Relativierung ins Spiel gebracht werden kann, falls es von der angezielten Aussage her erforderlich ist, dass es aber auch erforderlich sein kann, sie wegzulassen. (Das Weglassen und Hinzufügen der zeitlichen Relativierung werden wir weiter unten anhand von Beispielen illustriert sehen.) Neben der schlechthinnigen Aktualität und den zeitlich relativierten Aktualitätsbegriffen fungiert in Aussagen zudem die *unbestimmt zeitbezogene* Aktualität (die mit der schlechthinnigen Aktualität leicht verwechselt werden kann, denn ihr Ausdruck enthält wie der Ausdruck der schlechthinnigen Aktualität keinen zeitlichen Indikator). Es sei auch bemerkt, dass bei der schlechthinnigen Aktualität noch zwischen *zeitloser* und *zeitlich fundierter* Aktualität unterschieden werden kann (sie kann aber auch einfach mit der zeitlosen Aktualität gleichgesetzt werden): zwischen Aktualität ohne jeden Zeitbezug und Aktualität im Sinne von „ist zu mindestens einem Zeitpunkt (oder in mindestens einem Zeitintervall) aktual“. Betrachten wir z. B. Sokrates: „Sokrates ist aktual im Jahre 2002“ ist (vermutlich) falsch; „Sokrates ist aktual im Jahre 427 v. Chr.“ ist hingegen wahr; „Sokrates ist aktual“ im Sinn von „Sokrates ist zeitlos wirklich“ ist (vermutlich) falsch; „Sokrates ist aktual“ im Sinne von „Sokrates ist in mindestens einem Zeitintervall wirklich“ ist hingegen wahr; „Sokrates ist aktual“ im unbestimmt zeitbezogenen Sinn schließlich ist weder wahr noch falsch, solange die Unbestimmtheit nicht durch die Verwendung des Satzes in einem Kontext aufgehoben wird.

Das Wirklichsein
von Universalien

Schlechthinnige und
zeitlich relativierte
Aktualität

Unbestimmt
zeitbezogene
Aktualität

(Wenn der Satz „Sokrates ist aktual“ im unbestimmt zeitbezogenen Sinn *jetzt* geäußert wird, ist er in diesem Kontext falsch.)

Sekundärer
Charakter
der Aktualität von
Universalien

Zweitens: Die Aktualität von Universalien ist eine abgeleitete. Sie erfordert bei vielen (wenn auch nicht bei allen) Universalien die Aktualität der Entitäten, die diese Universalien in mindestens einem Fall exemplifizieren. Wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, steckt zudem im Exemplifikationsbegriff, der die Aktualität von Universalien stets mitdefinieren muss (denn eine [zu t] unexemplifizierte Universalie wird man nicht als aktual [zu t] ansehen wollen), die Aktualität von Sachverhalten.

Nun aber zunächst einige Beispiele für die Anwendung der oben angegebenen, für viele Universalien gültigen Bestimmung von Aktualität:

Aktuale Universalien

(1) Die Eigenschaft, *rot zu sein*, ist aktual zu t_0 , denn diese zu t_0 aktuelle Tomate exemplifiziert zu t_0 die Eigenschaft, rot zu sein. (Da die Eigenschaft, rot zu sein, aktual zu t_0 ist, ist sie auch schlechthin aktual, nämlich zeitlich fundiert aktual.)

(2) Das Typenobjekt *Rot* ist aktual zu t_0 , denn diese zu t_0 aktuelle Tomate exemplifiziert zu t_0 das Typenobjekt Rot. (Da das Typenobjekt Rot aktual zu t_0 ist, ist es auch schlechthin aktual, nämlich zeitlich fundiert aktual.)

(3) Die Eigenschaft, *eine Farbe zu sein*, ist [zeitlich fundiert, und darum schlechthin] aktual, denn das [zeitlich fundiert] aktuelle Typenobjekt Rot exemplifiziert sie.

(4) Die Eigenschaft, *eine Zahl zu sein*, ist [zeitlos, und darum schlechthin] aktual, denn 10 ist [zeitlos] aktual und exemplifiziert sie. (Wir setzen einmal voraus, dass Zahlen zeitlos aktual sind.)

(5) Die Relation *Ist-eine-größere-Zahl-als* ist [zeitlos] aktual, denn 1 und 2 sind [zeitlos] aktual und 2, 1 EXEM Ist-eine-größere-Zahl-als.

(6) Die Relation *Liebt* ist zu t_1 aktual, denn Anna und Fritz sind zu t_1 aktual und Anna, Fritz EXEM zu t_1 Liebt. (Da die Relation Liebt zu t_1 aktual ist, ist sie auch schlechthin aktual, nämlich zeitlich fundiert aktual.)

Lassen sich nun im Sinne der für viele Universalien gültigen Bestimmung von Aktualität auch Beispiele für [zu t] *nichtaktuale* Universalien angeben? Aber ja; man wird sich schwer damit tun, einen Aktualismus auch nur für Universalien zu verteidigen:

Nichtaktuale
Universalien

(1') Das Typenobjekt *Auerochse* und die Eigenschaft, *ein Auerochse zu sein*, ist nicht aktual zu t_0 , denn für keine zu t_0 aktuelle Entität y gilt: y EXEM zu t_0 Auerochse, oder y EXEM zu t_0 die Eigenschaft, ein Auerochse zu sein. (Aber dasselbe Typenobjekt Auerochse ist aktual um 1500 n. Chr. – und darum schlechthin, nämlich zeitlich fundiert aktual –, denn für mindestens eine um 1500 n. Chr. aktuelle Entität y gilt: y EXEM um 1500 n. Chr. *Auerochse*. Entsprechendes gilt für die Eigenschaft, *ein Auerochse zu sein*.)

(2') Die Eigenschaft, *eine Art der geflügelten Paarhufer zu sein*, ist nicht [schlechthin, d. h. zeitlich fundiert oder zeitlos] aktual, denn für keine Entität y gilt: y ist [schlechthin] aktual und y EXEM die Eigenschaft, eine Art der geflügelten Paarhufer zu sein.

(3') Die Eigenschaft, *eine größte Primzahl zu sein*, ist nicht [schlechthin] aktual, denn für keine Entität y gilt: y ist [schlechthin] aktual und y EXEM die Eigenschaft, eine größte Primzahl zu sein.

(4') Die Relation *Tötet-zu- t_0 -durch-einen-Faustkeil* ist nicht [schlechthin] aktual, denn für keine [schlechthin] aktuellen Entitäten y_1 und y_2 gilt: y_1, y_2 EXEM Tötet-zu- t_0 -durch-einen-Faustkeil.

(5') Die Relation *Tötet-durch-einen-Faustkeil* ist zu t_0 nicht aktual, denn für keine zu t_0 aktuellen Entitäten y_1 und y_2 gilt: y_1, y_2 EXEM zu t_0 Tötet-durch-einen-Faustkeil. (Aber dieselbe Relation ist zu t^* , einem passend gewählten Zeitpunkt, aktual – also

auch schlechthin, nämlich zeitlich fundiert aktual –, denn für zu t^* aktuelle Entitäten y_1 und y_2 gilt: y_1, y_2 EXEM zu t^* Tötet-durch-einen Faustkeil.)

Ist eine Eigenschaft nicht [zu t] exemplifiziert, so ist sie nicht [zu t] aktual. Das Exemplifiziertsein einer Eigenschaft ist aber in der Regel nicht hinreichend für ihre Aktualität – in der Regel, denn es gibt Ausnahmen (Beispiele werden sogleich genannt). Bei den Ausnahmen sind zwei Fälle zu unterscheiden:

Eigenschafts-
exemplifikation
und Eigenschafts-
aktualität

(1) Das Exemplifiziertsein der Eigenschaft ist hinreichend für die Aktualität der Eigenschaft; es beinhaltet aber nicht die Aktualität des Exemplifizierenden. Dies ist etwa der Fall bei ontologischen Eigenschaften, wie der Eigenschaft, ein Sachverhalt zu sein, oder bei der relationalen Eigenschaft, ein Vorstellungsinhalt von U. M. am 3. 3. 2003 zu sein. Es ist der Fall bei Eigenschaften, für welche die oben angegebene, für viele Universalien gültige Bestimmung der Aktualität nicht einschlägig ist.

(2) Das Exemplifiziertsein der Eigenschaft ist hinreichend für die Aktualität der Eigenschaft; es beinhaltet nämlich die Aktualität des Exemplifizierenden. Die Eigenschaft, aktual zu sein, zu existieren, wirklich zu sein, ist in diesem Sinne eine Eigenschaft, bei der schon das Exemplifiziertsein hinreichend ist für das Wirklichsein. Eine andere solche Eigenschaft ist die Eigenschaft, lebendig zu sein, oder die Eigenschaft, über Bewusstsein zu verfügen. Es sind dies Eigenschaften, die die Eigenschaft der Aktualität beinhalten (in dem Sinne, dass begrifflich notwendigerweise alles, was sie [zu t] exemplifiziert, auch die Eigenschaft der Aktualität [zu t] exemplifiziert), und deshalb reicht bei ihnen das Exemplifiziertsein für ihre Aktualität hin, gleichwohl die oben angegebene, für viele Universalien gültige Bestimmung der Aktualität auch für sie einschlägig ist.

Dass bei einer Eigenschaft schon das Exemplifiziertsein hinreichend ist für ihre Aktualität, bedeutet nicht, dass sich die Eigenschaft als eine aktuelle beweisen lässt. Der berühmte ontologische Gottesbeweis geht von der korrekten Einsicht aus, dass die Eigenschaft, ein göttliches Wesen zu sein, die Aktualität beinhaltet. („Man würde etwas nicht – im Ernst – als einen Gott bezeichnen, wenn es gar nicht wirklich wäre.“) Doch folgt daraus allein nicht, dass die Eigenschaft, ein göttliches Wesen zu sein, aktual ist (mit anderen Worten: dass mindestens eine wirkliche Entität ein göttliches Wesen ist, woraus mit der plausiblen Annahme, dass höchstens eine Entität ein göttliches Wesen ist, folgen würde, dass *das göttliche Wesen* – Gott – wirklich ist). Dazu ist vielmehr noch zu zeigen, dass die Eigenschaft, ein göttliches Wesen zu sein, exemplifiziert ist – was nicht möglich zu sein scheint, ohne bereits die Aktualität dieser Eigenschaft (also dass mindestens eine *wirkliche* Entität ein Gott ist) in offensichtlich zirkelhafter Weise vorauszusetzen. (Zum endlos faszinierenden Thema der Gottesbeweise, u. a. des ontologischen Gottesbeweises, siehe beispielsweise [6-12].)

Der ontologische
Gottesbeweis
und sein zentrales
Problem

Bei vielen Eigenschaften lässt sich *a priori* (ohne Rekurs auf das Zeugnis der Erfahrung) einsehen, dass sie nicht aktual sind, weil sich *a priori* einsehen lässt, dass sie nicht exemplifiziert sind, z. B. bei der Eigenschaft, von sich selbst verschieden zu sein. Lässt sich von manchen Eigenschaften *a priori* einsehen, dass sie aktual sind? Der ontologische Gottesbeweis stellt die Eigenschaft, ein göttliches Wesen zu sein, als eine solche Eigenschaft

Eine a priori aktuale Eigenschaft und die Antwort a priori auf eine berühmte Frage

hin. Tatsächlich ist es aber eine viel unscheinbarere Eigenschaft, die a priori als aktual erkennbar ist: die Eigenschaft der Aktualität selbst. Das sieht man am besten durch einen indirekten Beweis ein:

Angenommen, die Eigenschaft der Aktualität wäre nicht aktual. Mithin bestünde der Sachverhalt, dass die Eigenschaft der Aktualität nicht aktual ist. Mithin wäre dieser Sachverhalt aktual (denn dass ein Sachverhalt besteht, bedeutet, dass er aktual ist). Mithin ist die Eigenschaft der Aktualität durch etwas Aktuales exemplifiziert. Mehr als das Exemplifiziertsein durch etwas Aktuales ist aber bei keiner Eigenschaft für das Aktualesein erforderlich. Mithin ist die Eigenschaft der Aktualität aktual.

Ganz analog hierzu ist der Beweis dafür, dass manche Entität aktual ist. In der Tat handelt es sich bei „Manche Entität ist aktual“ und „Die Eigenschaft der Aktualität ist aktual“ um ontologisch äquivalente Aussagen. Versteht man die berühmte Frage „Warum *ist* etwas und nicht vielmehr nichts?“ im Sinne von „Warum ist etwas *aktual* und nicht vielmehr nichts *aktual?*“, so ist also die a priori einsehbare Antwort die, dass es aus begrifflicher Notwendigkeit nicht anders sein kann, als dass etwas *ist*.

6. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen

Zusammenfassung

Dieses Kapitel war der anderen Seite des Seins gewidmet, den ungesättigten Entitäten, den Funktionen. Ein Großteil der Funktionen lässt sich durch Funktionstypen, insbesondere die zentralen Funktionstypen erfassen; doch sind manche Funktionen typenlos. Eigenschaften (am wichtigsten für uns: Individueneigenschaften) sind einstellige – und Relationen mehrstellige (am wichtigsten für uns: endlichstellige Individuenrelationen) – sachverhaltsresultierende prädikative Funktionen. Es sind aber weder alle sachverhaltsresultierenden noch alle prädikativen Funktionen Eigenschaften oder Relationen. Die Eigenschaften und Relationen machen die prädikativen Universalien aus, doch erschöpfen sie nicht alle Universalien: Nichtprädikative Universalien – Typenobjekte – finden sich auf der Objektseite des Seins.

Das Universalienproblem besteht in der kontrovers diskutierten Frage, ob manche Entitäten Universalien sind. Der Nominalismus – der ontologische Individualismus – verneint dies. Die ontologische Standardanalyse der Prädikation, in der zu jedem Prädikat, bei der ontologischen Analyse von dessen Instantiierungen sie anwendbar ist, ein entsprechender Universalienname gebildet wird, legt im Gegenteil eine große Fülle von Universalien nahe – für die der rekonstruktive Nominalist in dem für ihn akzeptablen ontologischen Rahmen Ersatz schaffen will. Allerdings zeigt die Antinomie der Eigenschaften, dass nicht jeder aus einem Prädikat gebildete Universalienname seinem Sinn gemäß eine Universalie benennt (nämlich eine Universalie, die durch jenes Prädikat seinem Sinn gemäß ausgedrückt wird). Eine zentrale und ebenfalls kontrovers diskutierte Frage der Ontologie der Universalien ist denn auch, genau welche Prädikate Universalien ausdrücken. Wie die Antwort „Jedes“ dürfte auch die Antwort „Keines“ nicht akzeptabel sein.

Was es wiederum für eine Universalie bedeutet, aktual zu sein, lässt sich nicht einheitlich für alle Universalien sagen, wohl aber einheitlich für eine große Menge von ihnen. Es zeigt sich, dass von einem Aktualismus bezüglich Universalien nicht ausgegangen werden kann. Von der Eigenschaft der Aktualität lässt sich a priori zeigen, dass sie aktual ist.

Lektürehinweise

Die Arbeiten [6-1] und [6-8] von Frege sind grundlegend und seien zur eingehenden Lektüre empfohlen. Ein moderner Klassiker der Universalienliteratur ist zweifelsohne [6-2]. Die mittelalterliche Diskussion der Universalienfrage kann in [6-4] verfolgt werden. Zu einer von Typenobjekten geprägten klassischen Philosophie siehe [6-9] (und [6-10], Kap. 1 und 2, zu einer modernen philosophischen Interpretation von [6-9], die analytischen Ansprüchen genügt, freilich nicht zwischen Typenobjekten und Eigenschaften unterscheidet). Zu einer engagierten Verteidigung von Typenobjekten nach Jahrtausenden (wenn auch auf Kosten der prädikativen Universalien) siehe [6-11].

Fragen und Übungen

Zu Abschnitt 1 und 2:

Üben Sie sich im Niederschreiben und Lesen der Standardnamen für Funktionstypen. Schreiben Sie Standardnamen für Funktionstypen nieder, die im Text nicht erwähnt werden, und versuchen Sie, Beispiele für sie anzugeben. Finden Sie (weitere) Beispiele für Funktionstypen, die im Text erwähnt werden.

Zu Abschnitt 3:

Bestimmen Sie den Funktionstyp der durch den folgenden Ausdruck ausgedrückten Funktion: „der Sachverhalt, von dem x zu t_0 neu überzeugt ist“. Handelt es sich bei ihr um eine Eigenschaft?

Was spricht dafür, dass der Eigenschaftsname „(die Eigenschaft,) zu t_0 größer zu sein, als das rechte Ohr von Sherlock Holmes zu t^* ist“ nichts (d.h. jedenfalls: nichts, was seinem Sinn gemäß wäre) benennt? (Was auch immer Sie finden, fragen Sie sich, ob es nicht – übertragen – genauso dafür spräche, dass der Name „Sherlock Holmes“ nichts benennt.) Bilden Sie ähnliche Eigenschaftsnamen.

Warum ist die Identitätsfunktion keine Eigenschaft?

Geben Sie einige Beispiele für Fähigkeiten an, die keine Dispositionen sind.

Zu Abschnitt 4:

Bilden Sie aus drei verschiedenen Individuenrelationen sieben verschiedene relationale Individueneigenschaften.

Ist es denkbar, dass eine Relation endlichstellig, aber für kein $N (\geq 1)$ N -stellig ist?

Zu Abschnitt 5:

Geben Sie drei Beispiele verschiedener Stellenzahl für Universalien an, die nicht exemplifiziert werden können.

Vergleichen Sie im psychologischen Selbstexperiment das Typenobjekt *Die Frau* (bzw. *Der Mann*) mit der mit ihm korrelierten *Eigenschaft, eine Frau zu sein* (bzw. *ein Mann zu sein*). Bei welcher Entität – dem Typenobjekt oder der Eigenschaft – haben Sie die neutralere Einstellung? Vergleichen Sie auch im psychologischen Selbstexperiment die Typenobjekte *Der Amerikaner* und *Der Muslim* mit den ihnen korrespondierenden Eigenschaften. Bei welcher Entität – dem Typenobjekt oder der Eigenschaft – haben Sie die neutralere Einstellung?

Geben Sie die ontologische Standardanalyse der Prädikation für die folgenden Sätze an: „U. M. ist ein Kind“, „Um 5 Uhr 59 bricht der Damm“ (bei diesem Satz sind zwei Standardanalysen möglich!), „Regensburg liegt zwischen München und Nürnberg“, „München ist bevölkerungsreicher als Regensburg“, „Keine natürliche Zahl ist kleiner als 0“.

Wie ergibt sich aus der These, dass alle Entitäten Individuen sind, die These, dass keine Entität eine Universalie ist?

VII. Sachverhalte

Sachverhalte haben schon im Vorausgehenden immer mitfungiert. Dieses Kapitel gilt ihnen aber insbesondere. Unter Bezugnahme auf Instantiierungssachverhalte wird eine Theorie der Typenexemplifikation und der prädikativen Exemplifikation angegeben, die mit älteren Exemplifikationstheorien verglichen wird. Dann geht es darum, ob Sachverhalte „fein“ oder „grob“ aufzufassen sind, um die Unterscheidung zwischen Sachverhalten und Propositionen, ob Instantiierungssachverhalte bzw. -propositionen als endlichlange diskrete Folgen angesehen werden können. Als Nächstes wird die Frage behandelt, wie viele und welche Sachverhalte anzunehmen sind. Dabei wird auf die Antinomie der Sachverhalte und auf das so genannte „Slingshot“-Argument eingegangen. Es wird die Frage diskutiert, ob mit logisch komplexen und mit – in einem gewissen Sinn – unausdrückbaren Sachverhalten zu rechnen ist. Es wird gesagt, wie mögliche Welten am besten aufzufassen sind. Schließlich geht es um Aktualität und Möglichkeit, insbesondere von Sachverhalten. Es wird dargelegt, was gegen eine relativistische Auffassung der absoluten Aktualität spricht, also derjenigen Aktualität, die durch „x ist aktuell“ ausgedrückt wird, wenn dieses Prädikat (außerhalb des Kontexts seines Auftretens) weder unbestimmt auf eine Zeit noch unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogen ist. Es wird eingegangen auf die so genannte Gegenstücktheorie, die der Aktualitätsrelativismus nach sich zieht.

1. Der ontologische Charakter der Sachverhalte und der sprachliche Zugriff auf sie

Am Ende von Abs. 5 des vorausgehenden Kapitels haben die Kategorie der Sachverhalte und die Aktualität von Sachverhalten eine entscheidende Rolle gespielt. Vorher schon erwiesen sich die prädikativen Universalien als sachverhaltsresultierende Funktionen. Bislang wurden Sachverhalte jedoch nicht eigens thematisiert. Es ist an der Zeit, die Aufmerksamkeit in besonderer Weise auf die Kategorie der Sachverhalte zu richten.

Alle Sachverhalte sind (wie Individuen, Individuale und Typenobjekte) *Objekte*, gesättigte Entitäten. Die Kategorie Sachverhalt ist also eine Subkategorie der Kategorie Objekt, und zwar eine unmittelbare. Wie längst schon deutlich geworden ist, werden Sachverhalte durch Dass-Ausdrücke benannt und durch Sätze ausgedrückt. Dass-Ausdrücke (in der traditionellen Grammatik spricht man von „durch ‚dass‘ eingeleiteten Nebensätzen“) und Sätze sind die sprachlichen Indikatoren von Sachverhalten. Dabei benennt ein Ausdruck der Form „dass A“ den Sachverhalt, der durch den Satz A ausgedrückt wird. (Nicht immer, wie wir sehen werden, kann aber davon ausgegangen werden, dass ein Satz A einen Sachverhalt ausdrückt; und wenn er einen Sachverhalt ausdrückt, drückt er, wie wir sehen werden, auch noch etwas anderes aus, das ebenfalls mit „dass A“ benannt wird.)

Der sprachliche
Zugriff
auf Sachverhalte

Ein Satz ist etwas Zusammengesetztes, und so sind auch die durch Sätze ausgedrückten Sachverhalte in beispielhafter Weise *zusammengesetzte* Entitäten. Teile und andere Konstituenten haben auch Entitäten anderer Kategorien (beispielsweise Individuen und Individueneigenschaften); aber es liegt dennoch nicht nahe, sie als „zusammengesetzte Entitäten“ zu bezeichnen. Sachverhalte hingegen sind beispielhafte *Komposita*. Was macht sie dazu?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir auf die Notation für die Sättigung einer Funktion zurückkommen, die in Kap. VI.3 eingeführt wurde:

$\langle F, a_1, \dots, a_N \rangle$,

wobei F die zu sättigende Entität und a_1, \dots, a_N die Entitäten sind, durch die F der Reihenfolge seiner Stellen nach (von der 1. bis zur N . Stelle) vollständig gesättigt werden soll.

Wenn F keine N -stellige Funktion ist oder wenn eine Entität a_i von den Entitäten a_1, \dots, a_N F an der i -ten Stelle ($1 \leq i \leq N$) nicht sättigen kann (hier je ein Beispiel für jede der beiden Alternativen: \langle die Eigenschaft, ein Mensch zu sein, Anna, Fritz \rangle , \langle die Relation des Glaubens, der Sachverhalt, dass Regensburg an der Donau liegt, U. M. \rangle), dann benennt „ $\langle F, a_1, \dots, a_N \rangle$ “ vorderhand *nichts*. Um aber die Anwendbarkeit der klassischen Logik zu bewahren, erhält „ $\langle F, a_1, \dots, a_N \rangle$ “ unter den beschriebenen Umständen einen künstlichen Bezug zugeordnet, nämlich die Entität c^* , sagen wir: ein gewisses, festgewähltes unmögliches, also nichtaktuelles Individual (z. B. den Schatten von Peter Schlemihl).

Wenn F hingegen eine N -stellige Funktion ist und jede Entität a_i von den Entitäten a_1, \dots, a_N F an der i -ten Stelle sättigen kann, dann benennt „ $\langle F, a_1, \dots, a_N \rangle$ “ eben diejenige Entität, die dem Sinn dieses singulären Terms entspricht: die (vollständige) Sättigung von F durch a_1, \dots, a_N der Reihenfolge ihrer Stellen nach.

Viele Sachverhalte p sind nun zusammengesetzte Entitäten, Komposita in folgendem ausgezeichneten Sinn: Für eine N -stellige Universalie F und Entitäten x_1, \dots, x_N gilt: $p = \langle F, x_1, \dots, x_N \rangle$. Derartige Sachverhalte nennt man *Instantiierungssachverhalte* (weil sie nämlich im Falle ihrer Aktualität die Instantiierung oder Exemplifikation einer Universalie darstellen; siehe dazu den nächsten Abschnitt). Wenn die folgende Identitätenkette korrekt ist, dann ist sogar jeder Sachverhalt p ein Instantiierungssachverhalt: $p =$ dass p der Fall ist $= \langle \lambda o_1 [o_1$ ist der Fall], $p \rangle$.

Manche Sachverhalte sind aber jedenfalls keine *natürlichen* Instantiierungssachverhalte, wie z. B. der von dem Satz „Alle Menschen sind unsterblich“ ausgedrückte Sachverhalt. Aber sie sind in *anderer* Weise in einem ausgezeichneten und natürlichen Sinn zusammengesetzte Entitäten, nämlich in der Weise, die das ontologische Spiegelbild der *logischen* Zusammengesetztheit der sie ausdrückenden Sätze ist. Der Sachverhalt etwa, dass alle Menschen unsterblich sind, ist die Konjunktion aller Sachverhalte q , so dass für ein Individuum z gilt: $q = \langle \lambda o_1 [o_1$ ist kein Mensch oder o_1 ist unsterblich], $z \rangle$.

Die Zusammen-
gesetztheit
von Sachverhalten

Instantiierungs-
sachverhalte

Ein „logisch“
zusammengesetzter
Sachverhalt

2. Die auf Instantiierungssachverhalten beruhende Exemplifikationstheorie und andere Theorien der Exemplifikation

Der flexibelstellige Sättigungsoperator „ $\langle y, x_1, \dots, x_N \rangle$ “ eröffnet eine bedeutsame Definitionsmöglichkeit. Im vorausgehenden Kapitel wurde das Exemplifikationsprädikat eingeführt: „ x_1, \dots, x_N EXEM [zu t] y “. Wir lassen hier die schwache, meinongianische Exemplifikation, wonach beispiels-

weise *der goldene Berg* die Eigenschaft, ein Berg zu sein, und die Eigenschaft, golden zu sein, exemplifiziert (vgl. Kap.V.5), außer Acht: Mit dem Exemplifikationsprädikat *sei* die starke, nichtmeinongianische Exemplifikation gemeint.

Zwei Formen
der starken
Exemplifikation

Auch die *eigentliche* (starke, nichtmeinongianische) Exemplifikation hat aber noch zwei Formen: die *prädikative* Exemplifikation, bei der die exemplifizierte Entität y eine prädikative Universalie, mit anderen Worten: eine ein- oder mehrstellige Universalie ist, und die *Typenexemplifikation*, bei der die exemplifizierte Entität eine nichtprädikative Universalie, mit anderen Worten: ein Typenobjekt ist. Das Prädikat der prädikativen Exemplifikation (gekennzeichnet durch ein hochgestelltes „P“) lässt sich nun wie folgt definieren:

$x_1, \dots, x_N \text{ EXEMP}^P [\text{zu } t] y =_{\text{Def}} y$ ist eine N-stellige Universalie, und $\langle y, x_1, \dots, x_N \rangle$ ist ein Sachverhalt und aktual [zu t].

Die prädikative Exemplifikation lässt sich also zurückführen auf die Aktualität von Instantiierungssachverhalten. Und die Typenexemplifikation – lässt sich auch die weiter zurückführen?

Die ursprüngliche
Exemplifikations-
theorie

Platon (427 v. Chr.–347 v. Chr.) war der Denker, der zum ersten Mal in der Philosophiegeschichte die Aufmerksamkeit auf Universalien und Exemplifikation lenkte. Universalien, freilich, waren für ihn ausschließlich Typenobjekte (die platonischen Ideen) und Exemplifikation war dementsprechend für ihn ausschließlich Typenexemplifikation, die Platon „Teilhabe“ – *methexis* – dann nannte, wenn das Exemplifizierende vom Exemplifizierten verschieden ist. Trotz dieser Beschränkungen ist Platons Konzeptualisierungsleistung staunenswert.

Platon hat sich sehr bemüht, die Typenexemplifikation, die er mit der Exemplifikation überhaupt identifizierte, näher zu explizieren. Mit wenig Erfolg, was ihm – nach [7-1], 127d6–137c3, zu urteilen – mit der Zeit selbst klar geworden ist. Lange Zeit vertrat er – *sinngemäß* natürlich – die Ansicht, dass „ $x \text{ EXEM}^T [\text{zu } t] y$ “ (das Prädikat der Typenexemplifikation, gekennzeichnet durch ein hochgestelltes „T“) so viel besage wie „ x ist der Idee (dem Typenobjekt) y [zu t] hinreichend ähnlich“.

Was macht also den Satz „Diotima ist schön“ zu t_2 wahr? Nach der ontologischen Standardanalyse der Prädikation ist es die Tatsache, dass Diotima zu t_2 die Schönheit exemplifiziert. Wir Heutigen denken beim Namen „die Schönheit“ automatisch an eine gewisse prädikative Universalie, nämlich die Eigenschaft, schön zu sein (= $\lambda o_1[o_1 \text{ ist schön}]$). Platon dachte hingegen an ein gewisses Typenobjekt: die Idee (Form, Gestalt: *eidōs*) der Schönheit. Dementsprechend ließe sich sein die ontologische Standardanalyse auf Typenobjekte abwandelter Gedankengang wie folgt rekonstruieren: Diotima exemplifiziert zu t_2 die Schönheit, d.h.: Diotima EXEM^T zu t_2 die Schönheit (die Exemplifikation wird von Platon als Typenexemplifikation aufgefasst), d.h.: Diotima ist der Schönheit zu t_2 hinreichend ähnlich (Platons ursprüngliche Deutung der Typenexemplifikation kommt zum Einsatz), also auch: Diotima hat zu t_2 teil an der Schönheit (wie Platon sagen würde, da Diotima von der Schönheit verschieden ist).

Zweifelsohne ist nun die Schönheit der Schönheit (zeitlos) hinreichend ähnlich, denn sie ist ja sogar identisch mit ihr. Mithin folgt gemäß Platons

ursprünglicher Deutung der Typenexemplifikation, dass *die Schönheit* EXEM^T *die Schönheit*. Und mithin folgt im Sinne Platons (unter Zugrundelegung des entsprechend modifizierten Schemas der ontologischen Standardanalyse der Prädikation), dass der Satz „Die Schönheit ist schön“ (zeitlos) wahr ist. Das ist die berühmteste platonische Selbstprädikation (siehe [7-2], 210e2–211b5) – eine unvermeidliche Folge aus Platons ursprünglicher Theorie der Exemplifikation.

Platonische Selbstexemplifikation und -prädikation

Dass die Schönheit schön sein soll und die Gerechtigkeit gerecht, die Ungerechtigkeit aber ungerecht und die Hässlichkeit hässlich, sind Merkwürdigkeiten, die sich aus der urplatonischen Exemplifikationstheorie ergeben (zu deren rekonstruktiver Darstellung siehe [7-3]), mit denen man sich vielleicht noch abfinden könnte, ja die man vielleicht sogar als eine attraktive Seite jener Exemplifikationstheorie erachten könnte. Aber höchst sonderbar ist es, wenn die Tapferkeit tapfer sein soll und die Schmutzigkeit schmutzig (ganz abgesehen davon, dass eine Idee der Schmutzigkeit nicht recht zu der gehobenen Ideengesellschaft von Schönheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit usw. passt, wie Platon selbst sah; siehe [7-1], 130c7–130d5).

Vollends unplausibel wird die urplatonische Theorie der Exemplifikation, wenn wir das Typenobjekt *Mensch* betrachten. Nach jener Theorie wäre dieses Typenobjekt ein Mensch (und sogar in ganz ausgezeichnete Weise ein Mensch, denn es ist sich selbst nicht nur hinreichend ähnlich, sondern sogar mit sich selbst identisch). Aber das Typenobjekt Mensch ist sicherlich *kein* Mensch.

Die urplatonische Theorie der Exemplifikation, die als solche eine Theorie der Typenexemplifikation ist, lässt sich nicht aufrechterhalten. Sie muss durch eine andere ersetzt werden (was aber Platons historisches philosophisches Verdienst als erster Theoretiker der Exemplifikation nicht mindert).

Der beste Weg, zu einer Theorie der Typenexemplifikation zu kommen, ist ihre simple Zurückführung auf die prädikative Exemplifikation, für die ja oben bereits eine Deutung angegeben wurde. Um diese Zurückführung zu bewerkstelligen, brauchen wir uns nur daran zu erinnern, dass jedem Typenobjekt *y* eine Eigenschaft eineindeutig entspricht (siehe Kap. VI.5). Wir können also einfach definieren:

Eine haltbare Theorie der Typenexemplifikation

x EXEM^T [zu *t*] *y* =_{Def} *y* ist ein Typenobjekt, und x EXEM^P [zu *t*] die *y* entsprechende Eigenschaft.

Und was „ x EXEM^P [zu *t*] die *y* entsprechende Eigenschaft“ besagt, wissen wir bereits, nämlich gemäß der oben angegebenen Definition der prädikativen Exemplifikation so viel wie: „die *y* entsprechende Eigenschaft ist eine 1-stellige Universalie, und <die *y* entsprechende Eigenschaft, x > ist ein Sachverhalt und aktual“.

Die Frage ist nun noch: Ist zu der nunmehr angegebenen Theorie der Exemplifikation (der prädikativen Exemplifikation und der Typenexemplifikation) eine bessere Alternative vorhanden? Gemäß der angegebenen Theorie ist die Typenexemplifikation gleichsam eine ins Nichtprädikative gewendete prädikative Exemplifikation, und prädikative Exemplifikation ihrerseits kommt dadurch zustande, dass eine N-stellige Universalie und N dieser Universalie der Reihe ihrer Sättigungsstellen nach *gemäße* Entitäten in einem Sachverhalt, *der aktual ist*, zusammengestellt („verkettet“) sind. Wie anders könnte Exemplifikation zustande kommen?

Mereologische
Auffassung
der Exemplifikation

Bei Platon ist ursprünglich Exemplifikation gleichsam ein Abspiegeln aus mehr oder minder großer Distanz, wobei im Grenzfall Abgespiegeltes (Bild) und Abgespiegeltes (Original) zusammenfallen. Doch in der Rede von der *Teilhabe* deutet sich schon eine andere Deutung der Exemplifikation an, die Platon in [7-1] auch selbst auf den Weg gebracht hat, nämlich die *mereologische*. (Siehe dazu [7-4], insbesondere Abs. 4. Aber auch die Auffassung der Exemplifikation als Verkettung ist bei Platon zumindest angedeutet; siehe [7-4], S. 61.) Nach der mereologischen Konzeption der Exemplifikation wird eine Universalie dadurch exemplifiziert, dass sie (oder jedenfalls ein Teil von ihr) *in* dem ist, was sie exemplifiziert, gewissermaßen ein Teil, eine Konstituente von dem ist, was sie exemplifiziert. Das urplatonische, im Regelfall recht distanzierte Verhältnis der Exemplifikation als Abspiegelung (als hinreichende Ähnlichkeit zum Original) wird mithin durch ein ausnahmslos intimes Verhältnis ersetzt: Aus der Universalie *ante rem* wird – spätestens in der Exemplifikation – die Universalie *in re* (wie man traditionell sagt).

Die hiermit skizzierte Exemplifikationstheorie war – gestützt durch die Autorität des Aristoteles (384 v. Chr.–322 v. Chr.) und mehr als nahe gelegt durch die Syllogistik, die aristotelische Logik – in verschiedenen Ausgestaltungen die herrschende Exemplifikationstheorie bis weit hinein ins 19. Jahrhundert. Als Vorteil rechnete man ihr an, dass sie gleichsam die Universalien vom Himmel holte – vom platonischen Himmel, in dem Platon die Universalien ursprünglich angesiedelt hatte – und sie in die Dinge steckte. Ein kritischer Punkt ist aber die Frage, in genau welchem Sinn eine Universalie *in* einem Individuum sein soll, das sie exemplifiziert.

Konzentrieren wir uns auf Individueneigenschaften *F*, die zeitlich vollständig bestimmt sind oder keinerlei Zeitbezug haben: auf Individueneigenschaften*. In welchem Sinn mögen solche Universalien in den Individuen sein, die sie exemplifizieren?

Mereologische
Exemplifikation
bei Leibniz

Eine besonders klare Antwort kann man der Philosophie von Leibniz entnehmen: *F* ist *in* dem sie exemplifizierenden Individuum, insofern sie von *der vollständigen ersteigenschaftlichen Bestimmung* des Individuums beinhaltet wird, davon intensionaler Teil ist, so wie beispielsweise die Eigenschaft, zu t_0 ein Mann zu sein, intensionaler Teil der Eigenschaft ist, zu t_0 ein Junggeselle zu sein. Vollständige ersteigenschaftliche Bestimmungen sind hierbei Individueneigenschaften*, die von jeder Individueneigenschaft* entweder diese selbst oder aber ihre Negation (intensional) beinhalten. Da für Leibniz Individuen von den ihnen zugeordneten vollständigen ersteigenschaftlichen Bestimmungen unabtrennbar sind (wie es seiner Gleichsetzung von Individuen mit ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individualen entspricht; vgl. Kap. V.4), landet er mit seiner Exemplifikationstheorie (die sich schlagwortartig durch die Formel „*praedicatum inest subjecto*“ charakterisieren lässt) schnurstracks bei einer sehr starken Form des Determinismus: Jedes Individuum hat jede Individueneigenschaft*, die es hat, mit Notwendigkeit.

Das ergibt sich folgendermaßen: Das Enthaltensein einer Eigenschaft in einer anderen ist, wenn es gegeben ist, mit Notwendigkeit gegeben. Wenn also Individuum *x* eine Individueneigenschaft* *F* hat, dann ist nach Leibnizens Exemplifikationstheorie *F* in der vollständigen ersteigenschaftlichen

Bestimmung von x enthalten, also mit Notwendigkeit enthalten, und also hat x mit Notwendigkeit die Individueneigenschaft* F . Dem könnte x nur entgehen, wenn es nicht mit Notwendigkeit die vollständige ersteigenschaftliche Bestimmung hätte, die es hat. Aber nach Leibniz hat es diese mit Notwendigkeit, da die vollständige ersteigenschaftliche Bestimmung eines Individuums – gemäß der leibnizschen Gleichsetzung von Individuen mit ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individualen – das Individuum ontologisch *ausmacht*: es ist für Leibniz – im Unterschied zu der in diesem Buch vertretenen Individuumsauffassung – gewissermaßen nichts anderes als seine vollständige ersteigenschaftliche Bestimmung. (Es lohnt sich, die in diesem und dem vorangegangenen Absatz angesprochenen Aspekte leibnizscher Metaphysik in einem leibnizschen Text zur Kenntnis zu nehmen; siehe den Literaturhinweis am Ende dieses Kapitels.)

Neben spezifischen Schwierigkeiten haben die alten Exemplifikationstheorien einen gravierenden, ihnen allen gemeinsamen Mangel: ihre geringe Reichweite. Sie erfassen nur den einfachsten und vertrautesten Fall von Exemplifikation, nämlich die Exemplifikation eines Typenobjekts oder einer Eigenschaft. Die Exemplifikation einer Relation hingegen wird durch die alten Exemplifikationstheorien nicht erfasst, und es ist auch nicht zu sehen, wie die alten Exemplifikationstheorien erweitert werden könnten (ohne sie zu sprengen), so dass sie auch der Exemplifikation einer Relation gerecht würden.

Sei R eine relationale Universalie – eine zweistellige, um den einfachsten Fall zu betrachten. Wie wäre der Fall, dass x und y (in der angegebenen Reihenfolge) R exemplifizieren (also prädikativ exemplifizieren), durch eine Erweiterung der urplatonischen Exemplifikationstheorie zu erfassen, die den Charakter dieser Exemplifikationstheorie bewahrt, also jede Exemplifikation zu einer Typenexemplifikation macht? Man müsste Typenobjekte in Erwägung ziehen, die Relationen zugeordnet sind (und nicht nur Typenobjekte, die Eigenschaften entsprechen). Dann könnte man erklären: „ x, y EXEMP [zu t] R “ besage, dass das *geordnete Paar* (x, y) R^* [zu t] *typenexemplifiziert*, mit anderen Worten: es besage so viel wie „ (x, y) EXEM^T [zu t] R^* “, wobei R^* das der Relation R entsprechende Typenobjekt ist; und „ (x, y) EXEM^T [zu t] R^* “ wiederum besage, dass (x, y) dem R^* [zu t] hinreichend ähnlich ist. Doch ist die Annahme von Typenobjekten, die Relationen entsprechen, keine sonderlich plausible Annahme. Außerdem ergibt sich das folgende Problem: Ist nicht (R^*, R^*) – das geordnete Paar, in dem an erster Stelle R^* steht und an zweiter Stelle ebenfalls R^* – R^* hinreichend ähnlich? Es scheint so. Dann folgt aber nach der eben ins Auge gefassten Erweiterung der urplatonischen Exemplifikationstheorie (indem man für „ x “ und „ y “ „ R^* “ einsetzt): R^*, R^* EXEMP R . Wenn nun beispielsweise R die Relation *Liebt* ist: $\lambda o_1 o_2 [o_1$ *liebt* $o_2]$, und R^* das entsprechende Typenobjekt: *die Liebe** (mit „*“ der Eindeutigkeit halber, denn mit „die Liebe“ – ohne „*“ – könnte auch die Relation *Liebt*, also gar kein Typenobjekt gemeint sein), so folgt daraus, dass R^*, R^* EXEMP R (und also R^*, R^* EXEM R), nach dem Schema der ontologischen Standardanalyse der Prädikation, dass der Satz „Die *Liebe** *liebt* die *Liebe**“ wahr ist. „Die *Liebe** *liebt* sich selbst“ – das klingt zwar geheimnisvoll, es ist aber wohl schlichter Unsinn.

Großes Manko alter Exemplifikationstheorien: Relationsexemplifikation nicht erfasst

Wie wäre der Fall der Exemplifikation einer zweistelligen Relation R durch x und y mittels einer Erweiterung der mereologischen Exemplifikationstheorie, die den Charakter dieser Exemplifikationstheorie bewahrt, zu erfassen? Man müsste sagen: x, y EXEMP [zu t] R genau dann, wenn R [zu t] in dem geordneten Paar (x, y) ist. Doch in welchem Sinn ist beispielsweise die zweistellige Relation *10-Meter-entfernt-von* zu t_0 im geordneten Paar (x, y) , wenn wir annehmen, dass x und y zu t_0 10 Meter weit voneinander entfernt sind und mithin gilt: x, y EXEMP zu t_0 10-Meter-entfernt-von? Offenbar ist die Relation *10-Meter-entfernt-von* in keinem denkbaren Sinn, der im Mindesten mit dem gewöhnlichen Sinn von „in“ verwandt wäre, in x , in y oder in (x, y) .

Eine Adäquatheit
der hier vertretenen
Exemplifikations-
theorie

Schlagend zeigt dieses Beispiel, dass die mereologische Exemplifikationstheorie (und schon gar die urplatonische) mit der Exemplifikation *äußerer* (oder *extrinsischer*) Relationen nicht zurecht kommen kann. Die Exemplifikation äußerer Relationen ist hingegen kein Problem für die hier vorgeschlagene Theorie der Exemplifikation. Wenn x von y zu t_0 10 Meter entfernt ist und mithin gilt: x, y EXEMP zu t_0 10-Meter-entfernt-von, dann ist *ersichtlicherweise* der Sachverhalt, der die Sättigung von 10-Meter-entfernt-von durch x (an erster Stelle) und durch y (an zweiter Stelle) ist, zu t_0 aktual (mit anderen Worten: \langle 10-Meter-entfernt-von, x, y \rangle ist zu t_0 aktual). Und umgekehrt: Wenn dieser Sachverhalt zu t_0 aktual ist, dann gilt *ersichtlicherweise*: x, y EXEMP zu t_0 10-Meter-entfernt-von.

Exemplifikations-
theorien
des rekonstruktiven
Nominalismus

Eine bessere ontologische Analyse der Exemplifikation als die hier vorgeschlagene, scheint es, wird sich schwerlich finden lassen: Exemplifikation [zu t] einer N -stelligen Universalie U durch Entitäten x_1, \dots, x_N ist einfach die Aktualität (das Bestehen, das Der-Fall-sein, das Tatsachesein) [zu t] des mit U und x_1, \dots, x_N gebildeten Instantiierungssachverhalts $\langle U, x_1, \dots, x_N \rangle$. (Und die Typenexemplifikation ist durch die prädikative Exemplifikation – über die den Typenobjekten eins-zu-eins korrespondierenden Eigenschaften – miterfasst, wie wir gesehen haben.) Doch werden im Rahmen des rekonstruktiven Nominalismus andere Exemplifikationstheorien bereitgestellt, die *nicht* wie die hier favorisierte Exemplifikationstheorie sozusagen „dreifüßig“ sind – Exemplifikationstheorien, die neben exemplifizierter Universalie und den sie exemplifizierenden Entitäten *keinen* diese Elemente zusammenordnenden und den Exemplifikationsnexus erst stiftenden Sachverhalt involvieren. Darüber wird zu sprechen sein (in Kap. XI.3).

3. Endlichlange diskrete Folgen, grobe und feine (Instantiierungs-)Sachverhalte und Propositionen

Zwei Benennungs-
weisen
für Sachverhalte

Der Sachverhalt, den ein Satz ausdrückt, lässt sich durch den dem Satz entsprechenden Dass-Ausdruck benennen. Das ist die nichttechnische Benennungsweise, die die Sprache „von selbst“ bereitstellt. Eine andere Möglichkeit, den durch einen Satz ausgedrückten Sachverhalt zu benennen, ist, wie wir gesehen haben, dessen Benennung durch einen Sättigungs- oder Verkettungsausdruck; derartige Ausdrücke stellt die Sprache aber nicht

„von selbst“ zur Verfügung, sondern erst dann, wenn die ontologische Reflexion sich ihre eigene Fachsprache schafft.

„Im Sachverhalt hängen die Gegenstände ineinander, wie die Glieder einer Kette“, sagt Wittgenstein in [7-5], 2.03. Nehmen wir uns die Freiheit, mit dem Wort „Gegenstand“ in diesem Satz auch Universalien gemeint sein zu lassen. Wie in einer Kette hängen dann die „Gegenstände“ zusammen z. B. in dem Sachverhalt, dass Anna Fritz liebt, denn dieser Sachverhalt ist nichts anderes als $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ liebt } o_2], \text{ Anna, Fritz} \rangle$; aber wie in einer Kette hängen sie auch zusammen in dem Sachverhalt, dass Fritz blond ist, denn dieser Sachverhalt ist nichts anderes als $\langle \lambda o_1 [o_1 \text{ ist blond}], \text{ Fritz} \rangle$. Jeder Satz, der Namen enthält, drückt einen Sachverhalt aus, in dem die „Gegenstände“ ineinander hängen wie die Glieder einer Kette: einen Instantiierungssachverhalt.

Das legt den Gedanken nahe, dass Instantiierungssachverhalte am Ende gar wortwörtlich *ontologische Ketten*, oder mit anderen Worten: eine bestimmte Art von *diskreten Folgen* sind.

Endlichlange diskrete Folgen notieren wir hier mit umschließenden runden Klammern wie folgt: (b_1, \dots, b_N) ($N \geq 2$); das ist die Folge, deren erstes Glied b_1 ist, ..., deren N -tes und letztes Glied b_N ist. Diskrete Folgen, deren Länge 2 ist, nennt man auch „geordnete Paare“ (von denen im vorausgehenden Abschnitt schon die Rede war). Diskrete Folgen, deren Länge 3, 4, 5, etc. ist, bezeichnet man als „geordnete Tripel“, „geordnete Quadrupel“, „geordnete Quintupel“, etc. Eine diskrete Folge der Länge N ($N \geq 2$) heißt auch – mit einem Kunstwort – „ein geordnetes N -Tupel“. (Ein geordnetes Tripel ist also nichts anderes als ein geordnetes 3-Tupel.)

Kleine Ontologie
der Folgen

Neben endlichlangen diskreten Folgen ist zu rechnen mit: unendlichlangen diskreten Folgen (Beispiel: die Reihe der natürlichen Zahlen), endlichlangen nichtdiskreten Folgen (Beispiel: die Reihe der reellen Zahlen, die mit 0 beginnt und mit 1 aufhört), unendlichlangen nichtdiskreten Folgen (Beispiel: die Reihe der reellen Zahlen). Doch reicht für die anstehenden Überlegungen zur Ontologie der Instantiierungssachverhalte die Betrachtung endlichlanger diskreter Folgen aus.

Endlichlange diskrete Folgen Q_1 und Q_2 haben die folgende hinreichende und notwendige Identitätsbedingung (die erste, die wir kennen lernen):

$Q_1 = Q_2$ genau dann, wenn Q_1 und Q_2 gleich lang sind und das erste Glied von Q_1 identisch mit dem ersten Glied von Q_2 ist, ... [usw.], und schließlich das letzte Glied von Q_1 identisch mit dem letzten Glied von Q_2 ist.

Ist z. B. $Q_1 = (b_1, b_2)$ und $Q_2 = (c_1, c_2)$, so gilt nach der hinreichenden und notwendigen Identitätsbedingung für endlichlange diskrete Folgen:

$Q_1 = Q_2$ genau dann, wenn $b_1 = c_1$ und $b_2 = c_2$.

Hiernach ist das geordnete Paar (2, die gerade Primzahl *minus* 1) identisch mit dem geordneten Paar (die gerade Primzahl, 1); denn 2 ist identisch mit der geraden Primzahl, und die gerade Primzahl *minus* 1 ist identisch mit 1. Hingegen ist das geordnete Paar (2, die gerade Primzahl *minus* 1) verschieden von den geordneten Paaren (1, 2), (1, 1) und (2, 2).

Die Frage ist nun, ob Instantiierungssachverhalte endlichlange diskrete Folgen sind oder aber nicht. Dass sie endlichlange diskrete Folgen sind, würde sich klarerweise ergeben, wenn der Sättigungsoperator „ $\langle y, x_1, \dots,$

Sind Instantiierungssachverhalte ontologische Ketten?

x_N >“ schlicht und einfach durch den Folgenoperator definiert würde, nämlich als „ $\langle y, x_1, \dots, x_N \rangle$ “. Wenn p ein Instantiierungssachverhalt ist, also ein Sachverhalt, so dass für eine N -stellige Universalie y und Entitäten x_1, \dots, x_N gilt: $p = \langle y, x_1, \dots, x_N \rangle$, und wenn $\langle y, x_1, \dots, x_N \rangle$ mit (y, x_1, \dots, x_N) definitiorisch identisch ist, so folgt eben: $p = (y, x_1, \dots, x_N)$, und also: p ist eine endlichlange diskrete Folge. Aber wenn es die Frage ist, ob Instantiierungssachverhalte endlichlange diskrete Folgen sind, so steht eben auch zur Debatte, ob eine Definition des Sättigungsoperators durch den Folgenoperator adäquat wäre.

Es ist nun leicht zu sehen, dass eine *generelle* Gleichsetzung von $\langle y, x_1, \dots, x_N \rangle$ mit (y, x_1, \dots, x_N) nicht in Frage kommt. Das liegt daran, dass $\langle \lambda o_1[\text{der Vater von } o_1], \text{Fritz} \rangle$ nicht etwa das geordnete Paar $(\lambda o_1[\text{der Vater von } o_1], \text{Fritz})$ ist, sondern vielmehr *der Vater von Fritz*. Denn die Sättigung der einstelligen Individuenfunktion $\lambda o_1[\text{der Vater von } o_1]$ – in Kap. VI.2 auch als „die väterliche Abstammungsfunktion“ bezeichnet – mit dem Individuum Fritz ergibt einfach ein weiteres Individuum: den Vater von Fritz. (Es sei darauf hingewiesen, dass „ $\lambda o_1[\text{der Vater von } o_1]$ “ genau die nichtprädikative Individuenfunktion benennt, die der nichtprädikative Funktionsausdruck „der Vater von x “ ausdrückt, so wie „ $\lambda o_1 o_2[o_1 \text{ ist der Vater von } o_2]$ “ genau die prädikative, und also sachverhaltsresultierende, Funktion benennt, die der prädikative Funktionsausdruck „ x ist Vater von y “ ausdrückt. Auch aus nichtprädikativen Funktionsausdrücken können λ -Ausdrücke gebildet werden.)

Es ist nur die Frage, ob dann, wenn y eine N -stellige Universalie und x_1, \dots, x_N Entitäten sind, so dass $\langle y, x_1, \dots, x_N \rangle$ ein Sachverhalt ist, – ob wenigstens unter dieser speziellen Voraussetzung stets postuliert werden kann: $\langle y, x_1, \dots, x_N \rangle = (y, x_1, \dots, x_N)$.

Vollziehen wir dies probenhalber: Unter der Voraussetzung, dass y eine N -stellige Universalie und x_1, \dots, x_N Entitäten sind, so dass $\langle y, x_1, \dots, x_N \rangle$ ein Sachverhalt ist, gelte stets (so sei postuliert): $\langle y, x_1, \dots, x_N \rangle = (y, x_1, \dots, x_N)$.

Der Sachverhalt, dass Anna Fritz liebt, ist nun zum einen identisch mit $\langle \lambda o_1 o_2[o_1 \text{ liebt } o_2], \text{Anna, Fritz} \rangle$. Der Sachverhalt, dass Anna Fritz liebt, ist aber zum anderen auch identisch mit $\langle \lambda o_1[\text{Anna liebt } o_1], \text{Fritz} \rangle$.

Da $\lambda o_1 o_2[o_1 \text{ liebt } o_2]$ eine zweistellige Universalie und Anna und Fritz Entitäten sind, so dass $\langle \lambda o_1 o_2[o_1 \text{ liebt } o_2], \text{Anna, Fritz} \rangle$ ein Sachverhalt ist (nämlich der Sachverhalt, dass Anna Fritz liebt), gilt gemäß der oben erfolgten probeweisen Postulierung: $\langle \lambda o_1 o_2[o_1 \text{ liebt } o_2], \text{Anna, Fritz} \rangle = (\lambda o_1 o_2[o_1 \text{ liebt } o_2], \text{Anna, Fritz})$.

Da $\lambda o_1[\text{Anna liebt } o_1]$ eine einstellige Universalie und Fritz eine Entität ist, so dass $\langle \lambda o_1[\text{Anna liebt } o_1], \text{Fritz} \rangle$ ein Sachverhalt ist (nämlich der Sachverhalt, dass Anna Fritz liebt), gilt gemäß der probeweisen Postulierung auch: $\langle \lambda o_1[\text{Anna liebt } o_1], \text{Fritz} \rangle = (\lambda o_1[\text{Anna liebt } o_1], \text{Fritz})$.

Die unvermeidliche logische Folge aus den vorausgehenden drei Absätzen ist dann aber: $(\lambda o_1 o_2[o_1 \text{ liebt } o_2], \text{Anna, Fritz}) = (\lambda o_1[\text{Anna liebt } o_1], \text{Fritz})$ – was schon aus dem Grund falsch sein muss, dass die diskreten Folgen $(\lambda o_1 o_2[o_1 \text{ liebt } o_2], \text{Anna, Fritz})$ und $(\lambda o_1[\text{Anna liebt } o_1], \text{Fritz})$ nicht beide gleich lang sind: die erste Folge ist ein geordnetes Tripel, die zweite ein geordnetes Paar.

Es ist folglich nicht einmal so, dass wenigstens unter der Voraussetzung, dass y eine N -stellige Universalie und x_1, \dots, x_N Entitäten sind, so dass $\langle y, x_1, \dots, x_N \rangle$ ein Sachverhalt ist, stets postuliert werden kann: $\langle y, x_1, \dots, x_N \rangle = (y, x_1, \dots, x_N)$. Aus der Annahme, dass man es doch kann, folgt nämlich eine Absurdität. Dann ist aber nicht zu sehen, wie Instantiierungssachverhalte stets als endlichlange diskrete Folgen aufgefasst werden könnten. Denn wenn p ein Instantiierungssachverhalt ist und also gilt: $p = \langle y, x_1, \dots, x_N \rangle$, für eine N -stellige Universalie y und N Entitäten x_1, \dots, x_N , wie sonst soll p stets – welcher Instantiierungssachverhalt p auch sein mag – eine bestimmte endlichlange diskrete Folge sein als in der nichtarbiträren Weise, dass p stets die endlichlange diskrete Folge aus zunächst der N -stelligen Universalie y und dann den N Entitäten x_1, \dots, x_N sein soll: $p = (y, x_1, \dots, x_N)$?

Instantiierungssachverhalte sind nicht generell $N+1$ -lange diskrete Folgen aus einer N -stelligen Universalie als erstem Glied und N Entitäten als die nachfolgenden Glieder. Sie sind es jedenfalls dann nicht, wenn gilt:

$\langle \lambda_{o_1 o_2} [o_1 \text{ liebt } o_2], \text{Anna, Fritz} \rangle = \langle \lambda_{o_1} [\text{Anna liebt } o_1], \text{Fritz} \rangle$.

Das war der Dreh- und Angelpunkt der obigen Argumentation.

Aber hat man denn hier eine Wahl? Könnte man auch annehmen: $\langle \lambda_{o_1 o_2} [o_1 \text{ liebt } o_2], \text{Anna, Fritz} \rangle \neq \langle \lambda_{o_1} [\text{Anna liebt } o_1], \text{Fritz} \rangle$?

Schärfen wir unseren Blick dafür, dass es in der Auffassung der Instantiierungssachverhalte tatsächlich eine Wahl geben könnte: die Wahl zwischen der Auffassung von Instantiierungssachverhalten als *grobe* Sachverhalte (engl.: *coarsegrained states of affairs*) und der Auffassung von Instantiierungssachverhalten als *feine* Sachverhalte (engl.: *finegrained states of affairs*).

Zwei Auffassungen von Instantiierungssachverhalten

Werden $\langle \lambda_{o_1 o_2} [o_1 \text{ liebt } o_2], \text{Anna, Fritz} \rangle$ und $\langle \lambda_{o_1} [\text{Anna liebt } o_1], \text{Fritz} \rangle$ als *grobe* Sachverhalte aufgefasst, so gilt: $\langle \lambda_{o_1 o_2} [o_1 \text{ liebt } o_2], \text{Anna, Fritz} \rangle = \langle \lambda_{o_1} [\text{Anna liebt } o_1], \text{Fritz} \rangle$. Werden hingegen $\langle \lambda_{o_1 o_2} [o_1 \text{ liebt } o_2], \text{Anna, Fritz} \rangle$ und $\langle \lambda_{o_1} [\text{Anna liebt } o_1], \text{Fritz} \rangle$ als *feine* Sachverhalte aufgefasst, so gilt: $\langle \lambda_{o_1 o_2} [o_1 \text{ liebt } o_2], \text{Anna, Fritz} \rangle \neq \langle \lambda_{o_1} [\text{Anna liebt } o_1], \text{Fritz} \rangle$, und es liegt nahe – ja scheint mit der Auffassung der fraglichen Instantiierungssachverhalte als *feine* Sachverhalte äquivalent zu sein –, $\langle \lambda_{o_1 o_2} [o_1 \text{ liebt } o_2], \text{Anna, Fritz} \rangle$ mit dem geordneten Tripel $(\lambda_{o_1 o_2} [o_1 \text{ liebt } o_2], \text{Anna, Fritz})$ und $\langle \lambda_{o_1} [\text{Anna liebt } o_1], \text{Fritz} \rangle$ mit dem geordneten Paar $(\lambda_{o_1} [\text{Anna liebt } o_1], \text{Fritz})$ zu identifizieren.

Werden $\langle \lambda_{o_1} [o_1 \text{ ist ein gleichwinkliges Dreieck}], d^* \rangle$ (= dass d^* ein gleichwinkliges Dreieck ist) und $\langle \lambda_{o_1} [o_1 \text{ ist ein gleichseitiges Dreieck}], d^* \rangle$ (= dass d^* ein gleichseitiges Dreieck ist) als *grobe* Sachverhalte aufgefasst (wobei d^* irgendein Gegenstand sei), so gilt: $\langle \lambda_{o_1} [o_1 \text{ ist ein gleichwinkliges Dreieck}], d^* \rangle = \langle \lambda_{o_1} [o_1 \text{ ist ein gleichseitiges Dreieck}], d^* \rangle$. Fasst man hingegen $\langle \lambda_{o_1} [o_1 \text{ ist ein gleichwinkliges Dreieck}], d^* \rangle$ und $\langle \lambda_{o_1} [o_1 \text{ ist ein gleichseitiges Dreieck}], d^* \rangle$ als *feine* Sachverhalte auf, so gilt: $\langle \lambda_{o_1} [o_1 \text{ ist ein gleichwinkliges Dreieck}], d^* \rangle \neq \langle \lambda_{o_1} [o_1 \text{ ist ein gleichseitiges Dreieck}], d^* \rangle$, und es liegt nahe, $\langle \lambda_{o_1} [o_1 \text{ ist ein gleichwinkliges Dreieck}], d^* \rangle$ mit dem geordneten Paar $(\lambda_{o_1} [o_1 \text{ ist ein gleichwinkliges Dreieck}], d^*)$ und $\langle \lambda_{o_1} [o_1 \text{ ist ein gleichseitiges Dreieck}], d^* \rangle$ mit dem offenbar anderen geordneten Paar $(\lambda_{o_1} [o_1 \text{ ist ein gleichseitiges Dreieck}], d^*)$ zu identifizieren. (Die beiden geordneten Paare unterscheiden sich offenbar im ersten Glied.)

Werden $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist genauso groß wie } o_2], \text{ Fritz, Anna} \rangle$ (= dass Fritz genauso groß wie Anna ist) und $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist genauso groß wie } o_2], \text{ Anna, Fritz} \rangle$ (= dass Anna genauso groß wie Fritz ist) als *grobe* Sachverhalte aufgefasst, so gilt: $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist genauso groß wie } o_2], \text{ Fritz, Anna} \rangle = \langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist genauso groß wie } o_2], \text{ Anna, Fritz} \rangle$. Fasst man $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist genauso groß wie } o_2], \text{ Fritz, Anna} \rangle$ und $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist genauso groß wie } o_2], \text{ Anna, Fritz} \rangle$ hingegen als *feine* Sachverhalte auf, so gilt: $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist genauso groß wie } o_2], \text{ Fritz, Anna} \rangle \neq \langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist genauso groß wie } o_2], \text{ Anna, Fritz} \rangle$, und es liegt nahe, $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist genauso groß wie } o_2], \text{ Fritz, Anna} \rangle$ mit dem geordneten Tripel $(\lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist genauso groß wie } o_2], \text{ Fritz, Anna})$ und $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist genauso groß wie } o_2], \text{ Anna, Fritz} \rangle$ mit dem anderen geordneten Tripel $(\lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist genauso groß wie } o_2], \text{ Anna, Fritz})$ zu identifizieren. (Die beiden geordneten Tripel unterscheiden sich zweifellos im zweiten und dritten Glied.)

Werden $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist größer als } o_2], \text{ Fritz, Anna} \rangle$ (= dass Fritz größer als Anna ist) und $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist kleiner als } o_2], \text{ Anna, Fritz} \rangle$ (= dass Anna kleiner als Fritz ist) als *grobe* Sachverhalte aufgefasst, so gilt: $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist größer als } o_2], \text{ Fritz, Anna} \rangle = \langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist kleiner als } o_2], \text{ Anna, Fritz} \rangle$. Fasst man $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist größer als } o_2], \text{ Fritz, Anna} \rangle$ und $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist kleiner als } o_2], \text{ Anna, Fritz} \rangle$ hingegen als *feine* Sachverhalte auf, so gilt: $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist größer als } o_2], \text{ Fritz, Anna} \rangle \neq \langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist kleiner als } o_2], \text{ Anna, Fritz} \rangle$, und es liegt nahe, $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist größer als } o_2], \text{ Fritz, Anna} \rangle$ mit dem geordneten Tripel $(\lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist größer als } o_2], \text{ Fritz, Anna})$ und $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist kleiner als } o_2], \text{ Anna, Fritz} \rangle$ mit dem anderen geordneten Tripel $(\lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist kleiner als } o_2], \text{ Anna, Fritz})$ zu identifizieren. (Die beiden geordneten Tripel unterscheiden sich zweifellos im ersten, zweiten und dritten Glied.)

Feinaufgefasste
Instantiierungssach-
verhalte sind feiner
unterschieden als
grob aufgefasste

Im Fall der Auffassung von Instantiierungssachverhalten als *grobe* Sachverhalte sind also Identitäten zwischen Instantiierungssachverhalten anzunehmen, die im Fall der Auffassung von Instantiierungssachverhalten als *feine* Sachverhalte zu leugnen sind. Die „grobe Auffassung“ lässt mithin nicht so feine Unterschiede zwischen Instantiierungssachverhalten zu wie die „feine Auffassung“, und grobe Sachverhalte heißen „grob“, weil sie eben nicht so fein unterschieden sind wie feine Sachverhalte. Aber welche Auffassung der Instantiierungssachverhalte ist nun die richtige, die „grobe“ oder die „feine“?

Für die Auffassung der beispielhaft genannten Instantiierungssachverhalte als *grobe* Sachverhalte spricht die folgende Argumentation:

Ein Argument
für Grobheit

Die Sachverhalte

- (1) $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ liebt } o_2], \text{ Anna, Fritz} \rangle$ und $\langle \lambda o_1 [o_1 \text{ liebt } o_1], \text{ Fritz} \rangle$,
- (2) $\langle \lambda o_1 [o_1 \text{ ist ein gleichwinkliges Dreieck}], d^* \rangle$ und $\langle \lambda o_1 [o_1 \text{ ist ein gleichseitiges Dreieck}], d^* \rangle$,
- (3) $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist genauso groß wie } o_2], \text{ Fritz, Anna} \rangle$ und $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist genauso groß wie } o_2], \text{ Anna, Fritz} \rangle$,
- (4) $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist größer als } o_2], \text{ Fritz, Anna} \rangle$ und $\langle \lambda o_1 o_2 [o_1 \text{ ist kleiner als } o_2], \text{ Anna, Fritz} \rangle$,

sind paarweise miteinander identisch, weil es keine möglichen Umstände gibt, unter denen einer dieser Sachverhalte besteht, der ihm paarweise zugeordnete Sachverhalt aber nicht.

Für die Auffassung der beispielhaft genannten Instantiierungssachverhalte als *feine* Sachverhalte spricht demgegenüber die folgende Argumentation:

Es ist richtig, dass keiner der angeführten Sachverhalte unter irgendwelchen möglichen Umständen bestehen könnte, während der ihm paarweise zugeordnete Sachverhalt nicht bestünde. Aber daraus folgt nicht, dass die paarweise einander zugeordneten angeführten Sachverhalte identisch sind. Vielmehr sind sie verschieden. Denn die Sätze

Ein Argument für Feinheit und Einwände dagegen

(1') „Anna steht in der Relation Liebt zu Fritz“ und „Fritz hat die Eigenschaft, von Anna geliebt zu werden“,

(2') „d* ist ein gleichwinkliges Dreieck“ und „d* ist ein gleichseitiges Dreieck“,

(3') „Fritz ist genauso groß wie Anna“ und „Anna ist genauso groß wie Fritz“,

(4') „Fritz ist größer als Anna“ und „Anna ist kleiner als Fritz“,

drücken offensichtlich paarweise verschiedene *Inhalte* aus. Die von dem Satzpaar (1') ausgedrückten Inhalte bilden nun aber das Sachverhaltspaar (1), die von dem Satzpaar (2') ausgedrückten Inhalte bilden das Sachverhaltspaar (2), etc. Mithin sind die Sachverhalte aus (1), (2), (3) und (4) jeweils paarweise voneinander verschieden.

Gegen diese Argumentation lässt sich zunächst einwenden, dass es gar nicht so offensichtlich ist, dass die zwei Sätze in (1'), (2'), (3') und (4') nicht doch jeweils denselben Inhalt haben; denn was „Inhalt“ hier genau heißen soll, ist nicht von vornherein ausgemacht. Aber angenommen, sie hätten jeweils verschiedene Inhalte, dann heißt das doch noch nicht, dass *die Sachverhalte*, die von ihnen ausgedrückt werden, ebenfalls je verschieden sind. Diese Sachverhalte könnten vielmehr miteinander identisch sein. Denn wer sagt, dass der von einem Satz ausgedrückte Inhalt identisch ist mit dem von einem Satz ausgedrückten Sachverhalt? Den Inhalt, der von einem Satz ausgedrückt wird, würde man eher mit der durch den Satz ausgedrückten *Proposition* identifizieren als mit dem durch den Satz ausgedrückten Sachverhalt.

Von der Möglichkeit Gebrauch machend, den durch einen Satz ausgedrückten Inhalt von dem durch einen Satz ausgedrückten Sachverhalt zu unterscheiden, seien hier Sachverhalte und insbesondere Instantiierungssachverhalte als *grobe* Sachverhalte aufgefasst. Dementsprechend ist festgelegt, dass Sachverhalte dem Begriff nach grobe Sachverhalte sind. Kennzeichnend für diese Sachverhaltsauffassung ist,

Grobheit der Sachverhalte

dass Sachverhalte, die unter gewissen möglichen Umständen [zu einer Zeit] bestehen und unter gewissen anderen möglichen Umständen [zu dieser Zeit] nicht bestehen, stets als identisch gelten, wenn es keinen möglichen Umstand gibt, unter dem [zu einer Zeit] der eine Sachverhalt besteht, der andere aber nicht.

Um aber den Intuitionen gerecht zu werden, die dafür sprechen, Sachverhalte als *feine* Sachverhalte aufzufassen, steht die Kategorie der *Propositionen* bereit. Diese Kategorie ist der ontologische Ort der Entitäten, die man meint, wenn man von „feinen Sachverhalten“ spricht. Propositionen sind (spätestens nach der nun erfolgten Regelung der ontologischen Sprache) *keine* Sachverhalte, aber, wie die letzteren, *Objekte* (gesättigte Entitäten).

Feinheit der Propositionen

Keine Proposition ist ein Sachverhalt, kein Sachverhalt eine Proposition. Dennoch sind die beiden Objektkategorien (derselben Einteilungsebene)

eng miteinander verwandt. Wie man die ebenfalls voneinander separaten Individuen und Individuale unter dem Oberbegriff der individuenähnlichen Entitäten zusammenfassen kann, so lassen sich Sachverhalte und Propositionen unter dem Oberbegriff der sachverhaltsähnlichen (oder sachverhaltsartigen) Entitäten befassen.

Propositionen
können
als Satzbedeutungen
fungieren

Die Kategorie der Propositionen stellt zur Kategorie der Sachverhalte die *sprachbezogene Sekundärkategorie* dar. Propositionen sind weit enger an die sprachlichen Entitäten gebunden, durch die sie ausgedrückt werden, als es Sachverhalte sind. Sie kommen als die *Bedeutungen* von Sätzen in Frage, während Sachverhalte (das heißt nun: *grobe* Sachverhalte) als Satzbedeutungen nicht generell geeignet sind. Wenn man Sachverhalte generell als Bedeutungen verwendete, müsste man sagen, dass die Sätze „Hans ist zu t_0 links von Anna“ und „Anna ist zu t_0 rechts von Hans“ dieselbe Bedeutung haben, denn sie drücken denselben (groben) Sachverhalt aus (gibt es doch keinen möglichen Umstand, in dem der Sachverhalt, den der eine der beiden Sätze ausdrückt, besteht, der Sachverhalt, den der andere ausdrückt, aber nicht; beide Sachverhalte bestehen zudem unter gewissen möglichen Umständen, unter anderen nicht); doch haben die genannten beiden Sätze ganz sicherlich *nicht* dieselbe *Bedeutung*.

Referentielle
ontologische
Mehrdeutigkeit von
Dass-Ausdrücken

Die enge Verwandtschaft zwischen Sachverhalten und Propositionen kommt sprachlich dadurch zum Ausdruck, dass Sätze – in einem Atemzug – sowohl eine Proposition als auch einen Sachverhalt ausdrücken, wobei sowohl die ausgedrückte Proposition als auch der ausgedrückte Sachverhalt durch denselben Namen standardmäßig benannt werden kann, nämlich, wenn A der ausdrückende Satz ist, durch den Namen „dass A“. Der Name „dass die Zugspitze im Jahre 2002 mehr als 2900 Meter hoch ist“ kann also sowohl die (wahre) Proposition benennen, die der Satz „Die Zugspitze ist im Jahre 2002 mehr als 2900 Meter hoch“ ausdrückt, als auch den (bestehenden) Sachverhalt, den der eben angeführte Satz ebenfalls ausdrückt. Was jeweils gemeint ist, kann durch einen Vorspann zum Dass-Ausdruck explizit deutlich gemacht werden: „*der Sachverhalt*, dass die Zugspitze im Jahre 2002 mehr als 2900 Meter hoch ist“, „*die Proposition*, dass die Zugspitze im Jahre 2002 mehr als 2900 Meter hoch ist“.

Wahrheit ist
die Aktualität
von Propositionen

Oder aber es wird durch den Kontext implizit deutlich, welche Entität gemeint ist. Wenn gesagt wird: „*Es ist wahr*, dass die Zugspitze im Jahre 2002 2900 Meter hoch ist“, so ist mit dem Dass-Ausdruck die Proposition gemeint, die durch den Satz „Die Zugspitze ist im Jahre 2002 2900 Meter hoch“ ausgedrückt wird. Denn Wahrheit ist die Aktualität von Propositionen, *nicht* die Aktualität von Sachverhalten. (Die Auffassung von Wahrheit als Aktualität von Propositionen ist so gut wie zwingend, wenn die Aktualität von Propositionen wegen der engen Verwandtschaft zwischen Propositionen und Sachverhalten *Hand in Hand gehen soll* mit der – gleichwohl anders gestrickten – Aktualität der korrespondierenden Sachverhalte; vgl. dazu gleich weiter unten. *Wenn nicht*, bietet sich nur ein Aktualismus bezüglich Propositionen an.)

Darin, dass Wahrheit die Aktualität von Propositionen ist, zeigt sich die besondere Sprachnähe, die Propositionen haben, denn als „wahr“ (wenn auch im analogischen, semantischen Sinn, nicht im eigentlichen, ontologischen) können ja wahrheitsgemäß auch Sätze – *nicht* hingegen Sach-

verhalte – bezeichnet werden. Wahr ist nämlich ein Satz genau dann, wenn die Proposition wahr ist, die er ausdrückt.

Wenn hingegen gesagt wird: „*Es ist der Fall*, dass die Zugspitze im Jahre 2002 2900 Meter hoch ist“, so ist mit dem Dass-Ausdruck der Sachverhalt gemeint, der durch den entsprechenden Satz ausgedrückt wird. Denn Der-Fall-sein (Bestehen, Tatsachesein) ist die Aktualität von Sachverhalten, *nicht* die Aktualität von Propositionen. Man kann von keiner Proposition wahrheitsgemäß sagen, sie sei der Fall. Beide Aktualitäten (*wenn* Wahrheit die Aktualität von Propositionen ist) gehen aber offensichtlich Hand in Hand, da ja der folgende Zusammenhang besteht: Die Proposition, dass A, ist wahr genau dann, wenn der Sachverhalt, dass A, der Fall ist. Die Aktualität von Sachverhalten ist dabei offenbar die grundlegendere von beiden Aktualitäten: Der Sachverhalt, dass A, besteht nicht deshalb, weil die Proposition, dass A, (oder irgendeine andere *ihn meinende* Proposition) wahr ist, sondern die Proposition; dass A, ist wahr (und neben ihr alle anderen den Sachverhalt, dass A, meinenden Propositionen), weil der Sachverhalt, dass A, besteht. Wahrheit ist also gewissermaßen ein sekundärer Begriff; das gilt nicht nur für die analogische Wahrheit von Sätzen, sondern auch für Wahrheit im eigentlichen Sinn: für die Wahrheit von Propositionen.

Der-Fall-sein
ist die Aktualität
von Sachverhalten

Instantiierungssachverhalte (aufgefasst als grobe Sachverhalte, worauf wir uns nun festgelegt haben) lassen sich nicht immer als endlichlange diskrete Folgen der beteiligten Entitäten auffassen (wie wir gesehen haben). Lassen sich aber wenigstens die entsprechenden *Instantiierungspropositionen*, die anstelle von N-stelligen Universalien mit N-stelligen *Begriffen* plus N Entitäten gebildet sind und eine andere Art der Sättigung involvieren (siehe dazu Kap. IX.4), immer als endlichlange diskrete Folgen der beteiligten Entitäten auffassen?

Sind Instantiierungs-
propositionen
ontologische Ketten?

Es wird schnell deutlich, dass die Auffassung von Instantiierungspropositionen als derartige endlichlange diskrete Folgen jenen Entitäten nicht immer angemessen ist. Denn in manchen Fällen ist die in Frage kommende derartige Folge *zu grob* dazu, um mit einer gegebenen Instantiierungsproposition identifiziert werden zu können. Die besondere Nähe der Propositionen zur Sprache führt zu Unterschieden bei ihnen, die bei einer Identifikation von Instantiierungspropositionen mit den ihnen unmittelbar entsprechenden endlichlangen diskreten Folgen unter den Tisch fallen, wodurch man zwangsläufig zu offensichtlich falschen Identitätsaussagen geführt wird.

Betrachten wir beispielsweise die Proposition, dass der Morgenstern am Morgen am hellsten leuchtet. Betrachten wir zudem die Proposition, dass der Abendstern am Morgen am hellsten leuchtet. Offenbar handelt es sich hierbei um zwei verschiedene Instantiierungspropositionen, von denen, wenn Instantiierungspropositionen mit den ihnen unmittelbar entsprechenden endlichlangen diskreten Folgen generell identifiziert werden könnten, das Folgende gelten müsste: Die Proposition, dass der Morgenstern am Morgen am hellsten leuchtet = (der Begriff *Leuchtet am Morgen am hellsten*, der Morgenstern); die Proposition, dass der Abendstern am Morgen am hellsten leuchtet = (der Begriff *Leuchtet am Morgen am hellsten*, der Abendstern). Da nun aber der Morgenstern identisch mit dem Abendstern ist (da beide die Venus sind), folgt, dass die beiden eben angespro-

chenen geordneten Paare miteinander identisch sind (sind doch ihre ersten Glieder miteinander identisch und ihre zweiten auch). Und mithin ergibt sich: Die Proposition, dass der Morgenstern am Morgen am hellsten leuchtet = die Proposition, dass der Abendstern am Morgen am hellsten leuchtet. Diese Identitätsaussage ist jedoch schlicht falsch. Für eine Identität der beiden Propositionen müssten die Namen „der Morgenstern“ und „der Abendstern“ nicht nur dasselbe benennen, sondern zudem dieselbe *Begriffssingularisierung* ausdrücken – was jedoch nicht der Fall ist. (Zu Begriffssingularisierungen siehe Kap. IX.2, und zu ihrer Rolle in Propositionen IX.4.)

Hingegen ist richtig: *Der Sachverhalt*, dass der Morgenstern am Morgen am hellsten leuchtet = *der Sachverhalt*, dass der Abendstern am Morgen am hellsten leuchtet, denn jeder dieser Sachverhalte ist identisch mit $\langle \lambda o_1[o_1 \text{ leuchtet am Morgen am hellsten}], \text{Venus} \rangle$, und es gibt demzufolge keinen möglichen Umstand, in dem der eine der beiden Sachverhalte besteht, der andere aber nicht.

Eine Schwierigkeit für die behauptete Identität von Sachverhalten

„Aber“, könnte man einwenden, „es ist doch möglich, dass es zwar der Fall ist, dass der Morgenstern am Morgen am hellsten leuchtet, aber nicht der Fall ist, dass der Abendstern am Morgen am hellsten leuchtet.“ Das ist nun zwar eine wahre Aussage, aber hier redet man gar nicht von dem Sachverhalt, dass der Morgenstern am Morgen am hellsten leuchtet (= $\langle \lambda o_1[o_1 \text{ leuchtet am Morgen am hellsten}], \text{der Morgenstern} \rangle$) und dem Sachverhalt, dass der Abendstern am Morgen am hellsten leuchtet (= $\langle \lambda o_1[o_1 \text{ leuchtet am Morgen am hellsten}], \text{der Abendstern} \rangle$), nämlich von dem *einen* Sachverhalt $\langle \lambda o_1[o_1 \text{ leuchtet am Morgen am hellsten}], \text{die Venus} \rangle$, sondern von gewissen *zwei* Sachverhalten, die unter den ins Auge gefassten von der Wirklichkeit abweichenden möglichen Umständen nur die *Rollen* der erstgenannten Sachverhalte spielen; ebenso wie man in der ebenfalls wahren Aussage „Es ist möglich, dass der Morgenstern nicht der Abendstern ist“ gar nicht von dem Morgenstern und dem Abendstern redet, nämlich von dem *einen* Individuum, dem Planeten Venus, sondern von gewissen *zwei* Individuen, die unter den ins Auge gefassten von der Wirklichkeit abweichenden möglichen Umständen nur die *Rollen* des Morgensterns und des Abendsterns spielen. Dies wird dadurch ermöglicht, dass die Namen „der Abendstern“ und „der Morgenstern“ (anders als der Name „die Venus“) das, was sie benennen, nicht unter allen möglichen Umständen fix benennen – keine *rigiden Namen* sind, wie man auch sagt –, sondern unter den ins Auge gefassten möglichen Umständen andere Individuen benennen als das *eine* Individuum, das sie tatsächlich benennen. Und die Nichtrigidität der Individuennamen „der Morgenstern“ und „der Abendstern“ überträgt sich natürlich auf die Sachverhaltsnamen „dass der Morgenstern am Morgen am hellsten leuchtet“, „dass der Abendstern am Morgen am hellsten leuchtet“, „ $\langle \lambda o_1[o_1 \text{ leuchtet am Morgen am hellsten}], \text{der Morgenstern} \rangle$ “ und „ $\langle \lambda o_1[o_1 \text{ leuchtet am Morgen am hellsten}], \text{der Abendstern} \rangle$ “, die ebenfalls zu nichtrigiden Namen werden.

Nichtrigidität von Namen

Weitere Einwände gegen Propositionen als ontologische Ketten

Endlichlange diskrete Folgen sind nicht nur zu grob, um gewissen Instanzierungspropositionen ontologisch gerecht werden zu können, sie sind in anderen Fällen auch *zu fein* dazu. Es dürfte nämlich kaum zu bestreiten sein, dass nicht nur der Sachverhalt, dass Fritz genauso groß ist wie Anna,

identisch ist mit dem Sachverhalt, dass Anna genauso groß ist wie Fritz, sondern dass auch *die Proposition*, dass Fritz genauso groß ist wie Anna, identisch ist mit *der Proposition*, dass Anna genauso groß ist wie Fritz. Wenn diese Propositionen aber endlichlange diskrete Folgen wären, dann müssten sie im Gegenteil verschieden sein.

Außerdem: Die Proposition, dass die Proposition p wahr ist, ist identisch mit der Proposition p (ebenso wie der Sachverhalt, dass der Sachverhalt q besteht, identisch ist mit dem Sachverhalt q). Die Proposition, dass die Proposition p wahr ist, ist aber eine Instantiierungsproposition, die, wenn Instantiierungspropositionen mit gewissen endlichlangen diskreten Folgen allgemein identifizierbar wären, mit dem folgenden geordneten Paar identisch sein müsste: (der Begriff Wahrheit, p). Dies kann aber nicht sein, denn das geordnete Paar (der Begriff Wahrheit, p) ist nie und nimmer identisch mit p .

So einfach und nahe liegend die Auffassung von Instantiierungspropositionen bzw. Instantiierungssachverhalten als ontologische Ketten oder endlichlange diskrete Folgen ist, sie kann nicht leicht durchgehalten werden. Das hindert nicht, Instantiierungssachverhalte *metaphorisch* als „Verkettungen“ zu bezeichnen; das ist ebenso harmlos wie sie als „Sättigungen“ zu bezeichnen.

4. Wie viele und welche Sachverhalte sind anzunehmen?

Sätze drücken Sachverhalte und Propositionen aus, wobei die Differenzierungen bei den Sachverhalten nicht so weit gehen wie bei den Propositionen: Es kommt vor (wie wir gesehen haben), dass Sätze denselben Sachverhalt ausdrücken, aber verschiedene Propositionen.

Was hingegen nicht sein kann, ist dies: dass Sätze dieselbe Proposition ausdrücken, aber verschiedene Sachverhalte. Die Proposition, die ein Satz ausdrückt, (sein *Inhalt*) ist sozusagen ein Filter, der nur einen einzigen Sachverhalt durchlässt – den Sachverhalt, den der Satz ausdrückt; die ausgedrückte Proposition determiniert eindeutig den ausgedrückten Sachverhalt (als den von ihr *gemeinten* Sachverhalt). Auch hierin zeigt sich deutlich die im vorausgehenden Abschnitt angesprochene enge Verwandtschaft zwischen Sachverhalten und Propositionen.

Ausgedrückte
Proposition
bestimmt
ausgedrückten
Sachverhalt

Sätze drücken Sachverhalte aus. Aber tun dies *alle* Sätze? (Zur Erinnerung: Mit „Sätzen“ sind *Behauptungssätze* gemeint.) Dass dem tatsächlich so ist, wird dadurch nahe gelegt, dass sich jedem Satz A der Standardname des Sachverhalts, den er offenbar ausdrückt, an die Seite stellen lässt: „(der Sachverhalt,) dass A “.

Ebenso ließ sich jedem N -stelligen Prädikat $P(x_1, \dots, x_N)$ der Standardname der N -stelligen Universalie, die es offenbar ausdrückt, an die Seite stellen: „ $\lambda o_1 \dots o_N [P(o_1, \dots, o_N)]$ “. Doch haben wir gesehen – anhand der Antinomie der Eigenschaften –, dass mancher dieser Universalienamen tatsächlich nichts benennt, das seinem Sinn entspricht (also wenn ihm nicht ein künstliches Bezugsobjekt zugeordnet wird, *gar nichts* benennt). Womöglich ist es auch bei den Sachverhaltsnamen der Gestalt „dass A “ so, dass nicht jeder dieser Namen etwas seinem Sinn Entsprechendes benennt?

Die mit dem „Lügner“ verwandte Antinomie der Sachverhalte

So verhält es sich tatsächlich, wie sich anhand der *Antinomie der Sachverhalte* einsehen lässt (die mit der seit der Antike diskutierten so genannten „Lügnerantinomie“ eng verwandt ist). Wir betrachten den folgenden Satz:

Der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *Einführung in die Ontologie* von U. M.) beginnt, ist nicht wahr.

Wir betrachten außerdem den diesem Satz entsprechenden Sachverhaltsnamen: „der Sachverhalt, dass der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, nicht wahr ist“. Nehmen wir an, dieser Sachverhaltsname benenne etwas, das seinem Sinn entspricht. Das kann dann kein anderer Sachverhalt sein, als der Sachverhalt, der durch den Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, dem Sinn jenes Satzes gemäß ausgedrückt wird (wie wir uns leicht überzeugen können, indem wir in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* nachsehen). Nun gilt aber das folgende Prinzip:

[I] Ein Satz *S*, der seinem Sinn gemäß einen Sachverhalt ausdrückt, ist wahr genau dann, wenn der durch *S* gemäß dem Sinn von *S* ausgedrückte Sachverhalt besteht.

Mithin:

[I.1] Der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, ist wahr genau dann, wenn der durch diesen Satz seinem Sinn gemäß ausgedrückte Sachverhalt besteht.

Mithin:

[I.2] Der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, ist wahr genau dann, wenn der Sachverhalt besteht, dass der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, nicht wahr ist.

Es gilt aber außerdem das Prinzip:

[II] *A* genau dann, wenn der Sachverhalt besteht, dass *A* (für Sätze *A*, die ihrem Sinn gemäß einen Sachverhalt ausdrücken).

Mithin durch Einsetzung des Satzes „Der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, ist nicht wahr“ für den Sätze (nicht Namen von Sätzen!) vertretenden Platzhalter „*A*“:

[II.1] Der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, ist nicht wahr genau dann, wenn der Sachverhalt besteht, dass der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, nicht wahr ist.

Und folglich aufgrund von [I.2] und [II.1]:

Der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, ist wahr genau dann, wenn der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, nicht wahr ist.

Dies ist nun ein logischer Widerspruch, und folglich muss mindestens eine der Annahmen, die für dessen Herleitung verwendet wurden, falsch sein. Aber welche? Wie bei jeder Antinomie liegt die Antwort nicht auf der Hand.

Wie der Antinomie entgehen?

Man könnte eines der beiden herangezogenen Prinzipien ([II] und [III]) für falsch erklären, was aber (jedenfalls in meinen Augen) der Plausibilität ent-

behrt. Am plausibelsten ist es, die bei der Herleitung des Widerspruchs verwendete Annahme zu bestreiten, dass der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, einen Sachverhalt ausdrückt, der seinem Sinn gemäß ist. Jener Satz drückt keinen solchen Sachverhalt aus (womit [I] und [II] unanwendbar werden). Die hiermit verneinte Annahme ist aber äquivalent mit der am Anfang der Überlegung gemachten Annahme, dass der Sachverhaltsname „der Sachverhalt, dass der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, nicht wahr ist“ etwas benennt, das seinem Sinn gemäß ist. Auch diese letztere Annahme ist also zu verneinen.

Freilich lässt sich der oben abgeleitete Widerspruch auch mittels des folgenden Schemas gewinnen:

[III] $n(A)$ ist wahr genau dann, wenn A ,

wo für „ $n(A)$ “ irgendein Name eines Satzes eingesetzt werden kann und für „ A “ der Satz selbst, also beispielsweise für „ $n(A)$ “: „der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt“, und für „ A “ mithin (man braucht nur in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* nachzusehen): „der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, ist nicht wahr“.

Hierauf kann aber ganz im Sinne des schon Gesagten wie folgt reagiert werden: Auch das zuletzt angegebene Schema [III] ist einzuschränken (und also ist das redundanztheoretische Schema – vgl. S. 95 – nicht so trivial, wie es aussieht) und gilt nur für Sätze, die ihrem Sinn gemäß einen Sachverhalt ausdrücken; folglich zeigt der abgeleitete Widerspruch nur, dass der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, keinen Sachverhalt ausdrückt, der seinem Sinn gemäß ist. Im Sinne der klassischen, von Alfred Tarski (1902–1983) herrührenden Reaktion wäre sogar zu bestreiten, dass jener Satz – weil Objekt- und Metasprache vermischt – überhaupt *einen Sinn* hat. Das geht meines Erachtens einen Schritt zu weit. (Literaturhinweis zu Tarski siehe am Ende des Kapitels.)

Nicht jeder Satz A drückt mithin einen Sachverhalt aus, der dem Sinn von A gemäß ist; nicht jeder Sachverhaltsname der Gestalt „(der Sachverhalt,) dass A “ benennt etwas, das seinem Sinn entspricht. Überlegungen, die den eben angegebenen analog sind, zeigen auch, dass nicht jeder Satz eine seinem Sinn gemäß Proposition ausdrückt, dass nicht jeder Propositionsname der Gestalt „(die Proposition,) dass A “ etwas benennt, das seinem Sinn entspricht. Die beiden heranzuziehenden Prinzipien lauten dann:

[I'] Ein Satz S , der seinem Sinn gemäß eine Proposition ausdrückt, ist wahr genau dann, wenn die durch S gemäß dem Sinn von S ausgedrückte Proposition wahr ist.

[II'] A genau dann, wenn die Proposition, dass A , wahr ist (für Sätze A , die ihrem Sinn gemäß eine Proposition ausdrücken).

Der Satz, der in der 4. Zeile der 118. Seite des Buches *E* beginnt, drückt weder einen Sachverhalt noch eine Proposition aus, die seinem Sinn gemäß sind – *seinem Sinn*, den er gleichwohl hat (denn wir verstehen ihn ja und können nur deshalb, weil wir ihn verstehen, zu all den nunmehr in Bezug auf ihn getroffenen Feststellungen kommen). Jener Satz ist mithin zwar nicht sinnlos, wohl aber ist er *sinngemäß inhaltslos* (oder *sinngemäß*

Vereinfachte
Antinomie, doch
gleicher Ausweg

Nicht jeder Satz
drückt sinngemäß
einen Sachverhalt
oder eine
Proposition aus

bedeutungslos, wenn *Bedeutung* mit *Inhalt* gleichgesetzt, von *Sinn* jedoch unterschieden wird): Er kann – und zwar gemäß seinem Sinn – keinen Inhalt ausdrücken, der seinem Sinn gemäß ist; er drückt folglich keine Proposition und also auch keinen Sachverhalt aus, die seinem Sinn gemäß sind.

Sinngemäß bezugslose Namen können nach besonderer Festsetzung etwas benennen, das nicht ihrem Sinn gemäß ist. Entsprechend könnten sinngemäß bedeutungslose Sätze oder Prädikate nach besonderer Festsetzung etwas ausdrücken, das nicht ihrem Sinn gemäß ist. Aber solange solche besonderen Festsetzungen nicht vorgenommen werden, fallen Ausdrücken des vom Sinn Verschiedenen und es *sinngemäß* Ausdrücken zusammen (und mithin auch *nichts* vom Sinn Verschiedenes *sinngemäß* Ausdrücken und *nichts* vom Sinn Verschiedenes Ausdrücken).

Daraus, dass nicht jeder Satz einen Sachverhalt ausdrückt (wie gesehen), kann selbstverständlich nicht geschlossen werden, dass kein Satz einen Sachverhalt ausdrückt. Ähnlich unerfreulich aus der Sicht des Freundes von Sachverhalten wäre es jedoch, wenn geschlossen werden könnte, dass alle wahren Sätze ein und denselben Sachverhalt ausdrücken, und alle falschen Sätze ebenfalls einen und denselben. Es wäre dann die weitere Schlussfolgerung unausbleiblich, dass überhaupt nur zwei Sachverhalte vorhanden sind.

Drücken alle
wahren Sätze
denselben
Sachverhalt aus?

Unter dem Namen „the Slingshot“ – „die Schleuder“ – ist ein verhängliches Argument berühmt geworden, das genau dies zu zeigen scheint: dass alle wahren Sätze ein und denselben Sachverhalt ausdrücken (und darum auch alle falschen einen und denselben). Hier ist eine Version dieses Arguments (Literatur hierzu wird am Ende des Kapitels angegeben):

Die Buchstaben „A“ und „B“ vertreten im Folgenden beliebige *wahre* Sätze. Für sie können im Folgenden beliebige wahre Sätze uniform eingesetzt werden (*die Sätze selbst*, nicht deren Namen!), z. B. für „A“ uniform „die Zugspitze ist im Jahre 2002 mehr als 2900 Meter hoch“, und für „B“ uniform „Gerhard Schröder ist im Jahre 2002 Kanzler der Bundesrepublik Deutschland“.

- (1) A genau dann, wenn dasjenige x identisch mit U. M. ist, von dem gilt: A und $x = U. M.$
- (2) B genau dann, wenn dasjenige x identisch mit U. M. ist, von dem gilt: B und $x = U. M.$
- (3) Dasjenige x ist identisch mit U. M., von dem gilt: A und $x = U. M.$
- (4) Dasjenige x ist identisch mit U. M., von dem gilt: B und $x = U. M.$
- (5) Dasjenige x , von dem gilt: A und $x = U. M.$, ist identisch mit demjenigen x , von dem gilt: B und $x = U. M.$
- (6) A genau dann, wenn dasjenige x identisch mit U. M. ist, von dem gilt: B und $x = U. M.$
- (7) „A“ ist logisch äquivalent mit „B“.
- (8) Der Sachverhalt, den „A“ ausdrückt, ist identisch mit dem Sachverhalt, den „B“ ausdrückt. (Q. E. D.)

Zur Erläuterung dieser Herleitung ist zu sagen:

- (1) und (2) sind unproblematische Prinzipien der Kennzeichnungslogik; sie sind logisch wahre Äquivalenzaussagen.
- (3) ergibt sich aus (1), und (4) aus (2), wegen der Voraussetzung, dass „A“ und „B“ wahre Sätze vertreten.

(5) ergibt sich aus (3) und (4); denn wenn b identisch ist mit c und d ebenfalls identisch ist mit c, dann sind b und d auch miteinander identisch.

(6) ergibt sich aus (1) durch die Ersetzung von „dasjenige x, von dem gilt: A und $x = U. M.$ “ durch „dasjenige x, von dem gilt: B und $x = U. M.$ “ – eine Ersetzung, die offenbar möglich ist, da ja diese beiden Namen gemäß (5) dasselbe benennen (nämlich U. M.).

(7) ergibt sich aus (2) und (6); denn wenn der durch den Buchstaben „A“ vertretene Satz (gemäß (6)) und der durch den Buchstaben „B“ vertretene Satz (gemäß (2)) mit demselben Satz (nämlich mit „dasjenige x ist identisch mit U. M., von dem gilt: B und $x = U. M.$ “) logisch äquivalent sind, dann sind sie auch miteinander logisch äquivalent.

(8) schließlich ergibt sich aus (7) mit dem bei einer Auffassung von Sachverhalten als grobe Sachverhalte plausiblen Prinzip, dass logisch äquivalente Sätze denselben Sachverhalt ausdrücken.

Durch eine Erweiterung des Arguments lässt sich auch zeigen, dass alle falschen Sätze denselben Sachverhalt ausdrücken. Dazu muss man nur bedenken, dass die Negationen falscher Sätze wahre Sätze sind, also, wie schon gezeigt, alle denselben Sachverhalt ausdrücken. Aber wie könnten die falschen Sätze selbst voneinander verschiedene Sachverhalte ausdrücken, wenn ihre Negationen alle denselben Sachverhalt ausdrücken?

Wo liegt im „Slingshot“-Argument der Fehler, dessen Aufdeckung zeigen würde, dass die Ontologie der Sachverhalte der Trivialisierung entgehen kann?

Wie dem Schuss der Schleuder entkommen?

Manchmal wird der Übergang von (7) zu (8) kritisiert. Aber während dies möglich ist, wenn das „Slingshot“-Argument für Propositionen und nicht für (grobe) Sachverhalte durchgespielt wird oder man unter „Sachverhalten“ Propositionen („feine Sachverhalte“) versteht, ist es gänzlich unangebracht, den Übergang von (7) zu (8) zu kritisieren, wenn, wie hier, eine grobe Sachverhaltskonzeption zugrunde gelegt ist.

Tatsächlich findet der Skandal ja auch nicht erst bei (8), sondern bereits bei (7) statt; denn da hat man aus der Voraussetzung, dass die durch „A“ und „B“ vertretenen Sätze wahr sind, gefolgert, dass sie miteinander logisch äquivalent sind. Alle wahren Sätze wären demnach miteinander *logisch* äquivalent, d. h., alle wahren Sätze ließen sich *logisch* auseinander folgern! Aus dem wahren Satz „ $2 + 2 = 4$ “ ließe sich demnach der ebenfalls wahre Satz „In Deutschland fand im Jahre 2002 eine Hochwasserkatastrophe statt“ logisch folgern – was vollkommen absurd ist.

Das eigentliche Problem beim „Slingshot“-Argument ist die Folgerung von (6) aus (1) und (5), *sofern* dabei die logische Wahrheit von (1) auf (6) übergehen soll – was jedoch für den Übergang von (6) und (2) zu (7) unerlässlich ist (ist (6) keine logische Wahrheit, so ist keine Rechtfertigung für (7) mehr gegeben). Die Ersetzung eines Namens durch einen anderen Namen, der dasselbe benennt, führt nicht in jedem Fall von einer logischen Wahrheit zu einer anderen logischen Wahrheit: Es gibt wahre Sätze A und B, für die (1) logisch wahr ist, aber (6) nicht logisch wahr ist, obwohl (5) wahr ist für sie, eben beispielsweise die Sätze „Die Zugspitze ist im Jahre 2002 mehr als 2900 Meter hoch“ und „Gerhard Schröder ist im Jahre 2002 Kanzler der Bundesrepublik Deutschland“. Denn: (1') „Die Zugspitze ist im Jahre 2002 mehr als 2900 Meter hoch genau dann, wenn dasjenige x

Substitution des Identischen bewahrt nicht immer logische Wahrheit

identisch mit U. M. ist, von dem gilt: die Zugspitze ist im Jahre 2002 mehr als 2900 Meter hoch und $x = U. M.$ “ ist eine logische Wahrheit (ein logisch wahrer Äquivalenzsatz); der folgende Satz ist aber keine logische Wahrheit: (6') „Die Zugspitze ist im Jahre 2002 mehr als 2900 Meter hoch genau dann, wenn dasjenige x identisch mit U. M. ist, von dem gilt: Gerhard Schröder ist im Jahre 2002 Kanzler der Bundesrepublik Deutschland und $x = U. M.$ “, obwohl er aus (1') hervorgeht gemäß der Wahrheit des Satzes (5'): „Dasjenige x , von dem gilt: die Zugspitze ist im Jahre 2002 mehr als 2900 Meter hoch und $x = U. M.$, ist dasselbe wie dasjenige x , von dem gilt: Gerhard Schröder ist im Jahre 2002 Kanzler der Bundesrepublik Deutschland und $x = U. M.$ “.

Wenn es nun doch mehr Sachverhalte als bloß zwei gibt (was man nach Widerlegung des „Slingshot“-Arguments wieder annehmen darf), wie weit soll man bei der Annahme von Sachverhalten gehen? Zwar kann man nicht davon ausgehen, wie wir gesehen haben, dass jeder Satz einen Sachverhalt ausdrückt, der dem Sinn des Satzes gemäß ist; aber wenn wir der Sprache nur einigmaßen vertrauen, weist die Sprache mittels der in ihr aus Sätzen bildbaren Namen für Sachverhalte auf eine große Fülle von verschiedenartigen Sachverhalten hin:

Vielfalt
der Sachverhalte

- Elementare Instantiierungssachverhalte, z. B.: dass Anna Fritz liebt; dass der Sachverhalt, dass jedes Lebewesen sterblich ist, den Sachverhalt beinhaltet, dass jeder Mensch sterblich ist.
 - Höherstufige Instantiierungssachverhalte, z. B.: dass *Ist-größer-als* eine transitive Relation ist.
 - Negative Sachverhalte, z. B.: dass Nürnberg nicht zwischen Regensburg und München liegt; dass *Liebt* nicht eine symmetrische Relation ist.
 - Konjunktive Sachverhalte, z. B.: dass Anna Fritz liebt und *Ist-größer-als* eine transitive Relation ist.
 - Disjunktive Sachverhalte, z. B.: dass U. M. am 20. 12. 2002 sich um 10 Uhr oder 11 Uhr an der Universität Regensburg befindet.
 - All-Sachverhalte, z. B.: dass alle Menschen sterblich sind.
 - Mindestens-eins-Sachverhalte (gewöhnlich – aber irreführenderweise – als „Existenzsachverhalte“ bezeichnet), z. B.: dass mindestens ein Philosoph ein Raucher ist.
 - Möglichkeitssachverhalte, z. B.: dass es möglich ist, dass im März 2013 ein Irak-Krieg ausbricht.
 - Notwendigkeitssachverhalte, z. B.: dass es unausbleiblich ist, dass im März 2013 ein Irak-Krieg ausbricht.
- Usw., usw.

Die Sachverhaltsklassen, die hiermit exemplarisch aufgewiesen sind, stehen nicht unverbunden nebeneinander. Wir haben schon gesehen, dass jeder Sachverhalt p mit einem gewissen Instantiierungssachverhalt, und zwar einem elementaren, identisch ist, nämlich mit $\langle \lambda o_1[o_1 \text{ ist der Fall}], p \rangle$. Jeder Sachverhalt ist also ein elementarer Instantiierungssachverhalt, wenngleich man geneigt sein wird hinzuzufügen, manche Sachverhalte seien es nur in der eben angegebenen „künstlichen“ Weise.

Negationen
von Sachverhalten

Jeder Sachverhalt ist auch ein negativer Sachverhalt; denn jeder Sachverhalt ist mit einem negativen Sachverhalt identisch, nämlich mit dem Sachverhalt, der die Negation seiner Negation ist.

Viele Sachverhalte sind noch auf interessantere Weise negative Sachverhalte, als es alle Sachverhalte ohnehin sind: Alle konjunktiven Sach-

verhalte sind nämlich Negationen von Disjunktionen von Sachverhalten, und alle disjunktiven Sachverhalte sind Negationen von Konjunktionen von Sachverhalten. Alle Notwendigkeitssachverhalte sind Negationen von Möglichkeitssachverhalten, und alle Möglichkeitssachverhalte sind Negationen von Notwendigkeitssachverhalten. Alle Mindestens-eins-Sachverhalte sind Negationen von All-Sachverhalten, und alle All-Sachverhalte sind Negationen von Mindestens-eins-Sachverhalten.

Trotz der beherrschenden Stellung, die die Negation in der Ontologie der Sachverhalte einnimmt, ist es unter Ontologen erstaunlicherweise umstritten, ob manche Sachverhalte negative Sachverhalte sind (parallel zu der Kontroverse darüber, ob manche Universalien negative Universalien sind; ablehnt äußert sich David Armstrong in [7-6], S. 134 f.; ein früherer, fähiger Verteidiger negativer Sachverhalte ist Adolf Reinach (1883–1917) in [7-7]). Es ist aber kein rechter Grund dafür ersichtlich, bei einem gewissen gewöhnlichen Satz A zwar anzuerkennen, dass A einen Sachverhalt ausdrückt, aber bei dem (ebenso gewöhnlichen) Satz nicht-A zu bestreiten, dass er einen Sachverhalt ausdrückt (zumal man ja anerkennen wird, dass jeder der beiden Sätze eine Proposition ausdrückt, die ausgedrückte Proposition aber jeweils einen ausgedrückten Sachverhalt bestimmt). Wenn jedoch mit A auch nicht-A einen Sachverhalt ausdrückt, dann ist der durch nicht-A ausgedrückte Sachverhalt die Negation des durch A ausgedrückten Sachverhalts (und vice versa), und mithin sind manche Sachverhalte negative Sachverhalte. Oder was soll sonst mit dem Ausdruck „negativer Sachverhalt“ gemeint sein, wenn nicht dies: „Sachverhalt, der die Negation eines Sachverhalts ist“?

Ablehnung negativer
Sachverhalte
abgelehnt

Auf ebenso wenig Akzeptanz wie negative Sachverhalte stoßen bei manchen Ontologen (David Armstrong ist das prominente Beispiel; siehe [7-6], S. 1, S. 35) disjunktive Sachverhalte (ganz entsprechend zu den disjunktiven Universalien). Viel eindeutiger als das Auftreten von negativen und disjunktiven Sätzen – mit deren sachverhaltsfordernder Kraft der Abweiser negativer und disjunktiver Sachverhalte eventuell noch fertig werden kann – spricht jedoch das Auftreten von *Namen* für disjunktive und negative Sachverhalte in wahren Sätzen dafür, dass manche Sachverhalte disjunktive Sachverhalte sind, und manche negative: Wenn der Kommissar überzeugt ist, (1) dass der Gärtner oder der Butler am Mord beteiligt war, (2) dass nicht sowohl der Gärtner als auch der Butler am Mord (täterschaftlich) beteiligt war und (3) dass niemand, der sowohl vom Gärtner als auch vom Butler verschieden ist, am Mord beteiligt war, aber einstweilen weder überzeugt ist, dass der Gärtner am Mord beteiligt war, noch überzeugt ist, dass der Butler am Mord beteiligt war, ist dann der Kommissar hinsichtlich der täterschaftlichen Beteiligung im anliegenden Mordfall von *keinem Sachverhalt* überzeugt? Es erscheint vielmehr als nicht von der Hand weisbar, dass er von drei Sachverhalten überzeugt ist: von (1), (2) und (3). Wenn aber (1), (2) und (3) Sachverhalte sind, dann ist (1) ein disjunktiver Sachverhalt, sind (2) und (3) negative Sachverhalte. Mithin sind manche Sachverhalte disjunktiv, und manche Sachverhalte negativ.

Von disjunktiven
Sachverhalten ist
ebenso auszugehen
wie von negativen

Ein analoges Argument lässt sich dafür angeben, dass manche Sachverhalte Möglichkeitssachverhalte bzw. Mindestens-eins-Sachverhalte sind, und auch dafür, dass manche Sachverhalte Notwendigkeitssachverhalte

bzw. All-Sachverhalte sind. Es ist schlicht so, dass Namen für derartige Entitäten in wahren Sätzen auftreten und dort auch in solcher Weise auftreten – nämlich in Beschreibungen der Exemplifikation so genannter „propositionaler Haltungen“ (siehe Kap. VI.4) –, dass nicht zu sehen ist, wie sie von da – unter Wahrung der Wahrheit – in plausibler Weise eliminiert („wegumschrieben“) werden könnten.

Bislang haben wir auf diejenigen Sachverhalte gesehen, auf die uns Sätze und die von den Sätzen abgeleiteten Standardnamen für Sachverhalte hinführen, d. h. auf Sachverhalte, die durch Sätze (ihrem Sinn nach) ausgedrückt werden, und zwar in den elementaren Fällen so durch Sätze ausgedrückt werden, dass in diesen keine Sachverhalte genannt werden. Doch ist auch mit Sachverhalten zu rechnen, die durch *keinen* Satz ausgedrückt werden können, in dem keine Sachverhalte genannt werden?

In gewisser Weise ist jeder Sachverhalt durch einen Satz ausdrückbar

Hingegen kann *jeder* Sachverhalt durch einen Satz ausgedrückt werden, in dem er selbst genannt wird. Sei x ein beliebiger Sachverhalt, der durch den Namen „ a “ unter allen möglichen Umständen fix benannt wird. Dann drückt diesen Sachverhalt der Satz „ a ist der Fall“ aus und der Name „der Sachverhalt, dass a der Fall ist“ benennt den Sachverhalt x ein zweites Mal; denn für jeden Sachverhalt p gilt: p ist identisch mit dem Sachverhalt, dass p der Fall ist. Dabei ist zu beachten, dass die Eigenschaft des Der-Fall-seins, die im Sachverhalt, dass p der Fall ist, involviert ist, je nach dem temporalen Charakter von p entweder schlechthiniges Der-Fall-sein oder aber unbestimmt zeitbezogenes Der-Fall-sein sein muss, damit die Identität von p und dem Sachverhalt, dass p der Fall ist, gewährleistet ist. Wenn p ein zeitlich bestimmter Sachverhalt ist (wie z. B. bei $p =$ dass Anna zu t_0 größer als Fritz ist) oder ein zeitlich unbestimmter, aber zeitindifferenter Sachverhalt (wie z. B. bei $p =$ dass Anna eine Person ist), dann ist das erforderliche Der-Fall-sein das schlechthinige, *sonst* das unbestimmt zeitbezogene (wie z. B. bei $p =$ dass Anna größer als Fritz ist).

Sachverhalte, die die Sprache überschreiten

Wir werden also nun nach Sachverhalten fragen, die durch keinen Satz, in dem keine Sachverhalte genannt werden, ausgedrückt werden können. Betrachten wir einen Garten (oder ein Wohnzimmer, oder die Erde, ...) und die Summe (oder Konjunktion) aller den Garten im Zeitintervall t^* intrinsisch betreffenden Tatsachen. (Alle diese Sachverhalte sind durch t^* zeitlich bestimmt, oder durch ein Subintervall von t^* , oder auch nur durch einen oder mehrere Zeitpunkte aus t^* .) Diese Summe von Tatsachen ist selbst eine Tatsache (ein bestehender Sachverhalt), der wir den Namen „ g^* “ geben, durch den sie unter allen möglichen Umständen fix benannt werde. Kann g^* durch einen Satz ausgedrückt werden, in dem keine Sachverhalte genannt werden?

Eine vollständige wahre Beschreibung des Gartens, so wie er in sich innerhalb des Zeitintervalls t^* ist, die so verfasst ist, dass sie keine Sachverhalte nennt, würde g^* ausdrücken, ohne g^* oder irgendeinen Sachverhalt namentlich zu erwähnen. Aber es ist mehr als zweifelhaft, ob eine derartige Beschreibung sich als Satz formulieren ließe; denn es sieht doch sehr danach aus, dass die Beschreibung aus unendlich vielen Sätzen bestehen müsste. Während aus endlich vielen Sätzen stets ein Satz gebildet werden kann (dazu braucht man die Sätze bloß durch „und“ verbinden), lässt sich aus unendlich vielen Sätzen kein Satz bilden, denn ein Satz ist eben das,

was Sachverhalt und Proposition nicht generell sein können: eine endlich-lange diskrete Folge.

Die Summe aller bestehenden Sachverhalte, die den Garten im Zeitintervall t^* intrinsisch betreffen, d. h. der Sachverhalt g^* , dürfte durch keinen Satz ausdrückbar sein, in dem keine Sachverhalte genannt werden. Ein Satz, *der einen Sachverhalt nennt* und g^* ausdrückt, ist hingegen schnell gefunden: „ g^* ist (schlechthin) der Fall“.

Wenn schon g^* durch keinen Satz ausdrückbar sein dürfte, der keinen Sachverhalt nennt, so gilt dies sicherlich von dem Sachverhalt, der *die Summe (oder Konjunktion) aller schlechthin bestehenden Sachverhalte* ist. Für diesen Sachverhalt führen wir den Namen „ w^* “ ein, durch den er unter allen möglichen Umständen fix benannt werde. Hingegen überzeugt man sich leicht, dass der Name „die Summe aller schlechthin bestehenden Sachverhalte“ den Sachverhalt, den er benennt (der derselbe Sachverhalt ist wie der, den „ w^* “ benennt), nicht ohne weiteres unter allen möglichen Umständen fix benennt: Wenn unter gewissen bloß möglichen Umständen andere Sachverhalte schlechthin bestehen als tatsächlich schlechthin bestehen – und so ist es doch wohl –, dann benennt der Name „die Summe aller schlechthin bestehenden Sachverhalte“ offenbar unter jenen Umständen einen anderen Sachverhalt, als er tatsächlich (unter den tatsächlichen Umständen) benennt.

Für „die Summe aller schlechthin bestehenden Sachverhalte“ kann man auch sagen: „die wirkliche (aktuale) Welt“, oder kurz: „die Welt“. Die Welt ist demnach (per definitionem) die Summe aller schlechthin bestehenden Sachverhalte, oder wie Wittgenstein in der 1. These von [7-5] lapidar sagt: „Die Welt ist alles, was der Fall ist“, und alternativ (siehe [7-5], 1.1): „Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge.“

Die Welt ist mithin ein Sachverhalt, und zwar natürlich ein schlechthin bestehender (aktueller, wirklicher) Sachverhalt, eine einzige große Tatsache schlechthin (und nicht, es sei denn in einem trivialen Sinn, relativ zu Zeitpunkten oder Zeitintervallen). Damit ist (nun entgegen Wittgenstein) nicht bestritten, dass auch derjenige Weltbegriff seine Berechtigung hat, wonach die Welt ein einziges großes aktuales Individuum bzw. Individual ist (nämlich die Summe aller aktuellen Individuen bzw. aktuellen Individuale). Aber die Auffassung der Welt als Sachverhalt hat den Vorteil, dass *nichtaktuale mögliche Welten* nach dieser Auffassung ebenfalls Sachverhalte sein müssen (es geht ja nicht an, die Welt und die nichtaktualen möglichen Welten zu verschiedenen ontologischen Kategorien gehören zu lassen) – und nichtaktuale Sachverhalte erscheinen nun einmal als sehr viel akzeptabler als nichtaktuale Individuen bzw. Individuale. (Zur Aktualität von Sachverhalten siehe im Einzelnen Abs. 5.)

Mögliche Welten sind mithin Sachverhalte (und *mögliche Umstände*, von denen in diesem und dem vorausgehenden Abschnitt schon wiederholt die Rede war, sind – wenn sie umfassend und ohne zeitliche Unbestimmtheit aufgefasst werden – mögliche Welten). Aber welche Art von Sachverhalten bilden die möglichen Welten? Die paradigmatische mögliche Welt ist *die Welt*, und die nichtaktualen möglichen Welten müssen mit diesem Paradigma etwas Auszeichnendes gemeinsam haben – etwas, das dann alle möglichen Welten als solche definiert. Was ist dieses?

Die Welt
als Sachverhalt,
weder Individuum
noch Individual

Mögliche Welten
als Sachverhalte

Mögliche Welten =
maximalkonsistente
Sachverhalte

Dies: Bei der Welt handelt es sich um einen *maximalkonsistenten* Sachverhalt, und die nichtaktualen möglichen Welten sind ebenfalls maximal-konsistente Sachverhalte (wenn auch solche, die nicht der Fall sind). Die maximalkonsistenten Sachverhalte sind die möglichen Welten.

Maximalkonsistenz hebt einen Sachverhalt gegenüber gewöhnlichen Sachverhalten, die konsistent, aber nicht maximalkonsistent sind, als unvergleichlich inhaltsvoll hervor. Mögliche Welten sind in inhaltlicher Hinsicht maximale konsistente Sachverhalte. Sie sind so inhaltsvoll, dass sie zeitlich bestimmt sind und bei *jedem* Sachverhalt *x*, der zeitlich bestimmt oder zeitindifferent ist (also schlechthin besteht, wenn er besteht), entweder diesen selbst oder aber seine Negation als Teilsachverhalt haben. Das ist es eben, was ihre Maximalkonsistenz ausmacht.

Die Teilsachverhalts-
beziehung

Die Teilbeziehung zwischen Sachverhalten, die für die Definition der Maximalkonsistenz von Sachverhalten wesentlich ist, ist die Spezifikation der relationalen Transzendentalie *Teil-von* für Sachverhalte und stellt einen ontologischen Grundbegriff dar – was nicht bedeutet, dass man sie nicht näher charakterisieren könnte. Vielmehr ist die *Mereologie* (die Teil-Ganzes-Lehre) *der Sachverhalte* eine wichtige Teiltheorie der Ontologie, auf die an anderer Stelle dieses Buches (in Kap. XI.4) noch ausführlicher eingegangen wird. Hier muss einstweilen die Charakterisierung der Teilbeziehung zwischen Sachverhalten durch Beispiele und durch ein allgemeines Prinzip genügen:

Der (zeitlich bestimmte) Sachverhalt, dass Fritz zu t_1 größer ist als Anna, ist Teilsachverhalt des Sachverhalts, dass Anna zu t_1 kleiner ist als Fritz – und vice versa; der Sachverhalt, dass Anna zu t_1 nicht genauso groß ist wie Fritz, ist ebenfalls Teilsachverhalt des Sachverhalts, dass Fritz zu t_1 größer ist als Anna – aber dieses Mal *nicht* vice versa. Allgemein gilt:

Wenn Satz B aus Satz A logisch folgt, dann ist der Sachverhalt, dass B, Teilsachverhalt des Sachverhalts, dass A.

Wenn Satz B aus Satz A nicht logisch folgt, dann ist der Sachverhalt, dass B, nicht Teilsachverhalt des Sachverhalts, dass A.

In diesem Prinzip ist die Rede von logischer Folge im weiten Sinn aufzufassen, so dass nicht nur *formallogische* Folgerungspaare (A, B) damit gemeint sind, sondern jedes Folgerungspaar (A, B), bei dem die Wahrheit eines Satzes A allein aus sich selbst heraus (*per se*) nach sich zöge, dass ein Satz B wahr ist.

Mögliche Welten
bei Plantinga

Die auf wittgensteinsche Ideen zurückgehende Auffassung von möglichen Welten als maximalkonsistente Sachverhalte wurde in der modernen ontologischen Diskussion mit größerem Einfluss vor allem durch Alvin Plantinga vertreten. Siehe [7-8], S. 258; allerdings charakterisiert Plantinga dabei Sachverhalte generell als abstrakte Entitäten und verwendet den Möglichkeitsbegriff zur Definition des sachverhaltlichen Beinhaltens – zwei theoretische Schritte, die mit der Auffassung von möglichen Welten als maximalkonsistente Sachverhalte nicht verbunden zu werden brauchen (wie wir eben sahen) und auch nicht mit ihr verbunden werden sollten. Denn manche Sachverhalte sind sicherlich *konkrete Entitäten*, und kein Sachverhalt könnte konkreter sein als ein maximalkonsistenter; außerdem: wenn der Begriff der Möglichkeit schon verwendet wird, um das sachver-

haltliche Beinhalten zu definieren, mit dessen Hilfe dann die möglichen Welten als maximalkonsistente Sachverhalte definiert werden, dann kann der Begriff der möglichen Welt nicht mehr so viel beitragen, um den Begriff der Möglichkeit zu charakterisieren.

Und wie viele Sachverhalte gibt es denn nun? *Sicherlich mehr als zwei* (wie sich aufgrund des eben angegebenen Prinzips leicht einsehen lässt), ja es zeichnet sich ab, dass die Anzahl der Sachverhalte unendlich groß ist. Es lässt sich zudem über die Anzahl der Sachverhalte Spezifischeres als dieses sagen: Offenbar legt jede nichtleere Menge von möglichen Welten, die von der Gesamtmenge der möglichen Welten verschieden ist, einen anderen Sachverhalt fest, nämlich den Sachverhalt, der genau in diesen möglichen Welten schlechthin besteht. Wenn also $n(W)$ die Anzahl der möglichen Welten ist, dann ist die Anzahl der Sachverhalte *mindestens* $2^{n(W)} - 2$ (d. h.: mindestens die Anzahl derjenigen nichtleeren Mengen von möglichen Welten, die von der Gesamtmenge der möglichen Welten verschieden sind).

Es ist aber Platz für weitere Sachverhalte: für solche etwa, die in allen möglichen Welten schlechthin bestehen, und solche, die in allen möglichen Welten schlechthin nicht bestehen. Zwei von diesen sind jedenfalls der (grobe) Sachverhalt n^* , der von allen logisch schlechthin wahren Sätzen ausgedrückt wird, und der (grobe) Sachverhalt u^* , der von allen logisch schlechthin falschen Sätzen ausgedrückt wird; die beiden werden in Kap. X noch eine Rolle spielen. Aber von n^* und u^* *verschiedene* Sachverhalte, die in allen möglichen Welten schlechthin bestehen bzw. schlechthin nicht bestehen, werden sich uns in den nächsten beiden Abschnitten zeigen.

Die Anzahl
der Sachverhalte

5. Die Aktualität von Sachverhalten und der Aktualitätsrelativismus

Wir beschränken uns im Folgenden (zwecks Komplexitätsreduktion) auf die Diskussion von Aktualität, die weder zeitlich relativiert noch unbestimmt zeitbezogen ist, also auf schlechthinige Aktualität. In diesem Sinne sind „ist aktual“ und seine sachverhaltsbezogenen Varianten – „ist der Fall“, „besteht“, „ist eine Tatsache“ – im Folgenden zu lesen. Weiter unten werden wir die schlechthinige Aktualität noch von der *absoluten Aktualität* unterscheiden; schlechthinige Aktualität beinhaltet (ohne weiteres) logisch nur die zeitliche Absolutheit des Aktualeins, während die absolute Aktualität noch eine andere (zu thematisierende) Absolutheit logisch beinhaltet.

Der Aktualismus – die These, dass alle Entitäten aktual sind – erreicht den höchsten Grad der Unplausibilität, wenn wir auf die Kategorie der Sachverhalte blicken. Es kann nämlich kaum bestritten werden, dass manche Sachverhalte nicht aktual sind. Viele Sachverhalte bestehen offenbar nicht, und nicht aktual (oder nicht wirklich) ist ein Sachverhalt eben genau dann, wenn er nicht besteht (nicht der Fall, keine Tatsache ist). Selbst wenn das im vorausgehenden Abschnitt behandelte „Slingshot“-Argument korrekt wäre und die Anzahl der Sachverhalte nur 2 wäre, würde einer von

Der Sachverhalts-
aktualismus ist nicht
haltbar

den beiden Sachverhalten nicht bestehen, und mithin wäre immer noch mancher Sachverhalt nicht aktual.

In der Tat lässt sich a priori beweisen: *Mancher Sachverhalt ist nicht aktual*. Denn angenommen im Gegenteil, jeder Sachverhalt wäre aktual. Dann wäre auch der Sachverhalt aktual, dass mancher Sachverhalt nicht aktual ist, und mithin wäre mancher Sachverhalt nicht aktual. Denn A – wobei für „A“ ein beliebiger sachverhaltshaltiger Satz eingesetzt werden kann –, wenn der Sachverhalt, dass A, aktual ist; siehe das apriorische Prinzip [II] im vorausgehenden Abschnitt. Aus „Jeder Sachverhalt ist aktual“ folgt also „Mancher Sachverhalt ist nicht aktual“. Mithin: *Mancher Sachverhalt ist nicht aktual*.

Es lässt sich zudem von einem gewissen Sachverhalt a priori beweisen, dass er nicht aktual ist. Dies ist eben der Sachverhalt, dass jeder Sachverhalt aktual ist. Denn angenommen, dieser Sachverhalt wäre aktual; also wäre jeder Sachverhalt aktual. Denn A, wenn der Sachverhalt, dass A, aktual ist (wie gesagt). Doch haben wir soeben a priori das Gegenteil hiervon eingesehen.

Es führt also kein Weg am Nichtaktualismus im Allgemeinen, und im Besonderen am Nichtaktualismus für Sachverhalte, vorbei. Und es verhält sich nicht nur so, dass manche Sachverhalte einfach nicht aktual sind, sondern sogar so, dass mancher Sachverhalt gar nicht aktual sein kann, nämlich z. B. der Sachverhalt, dass alle Sachverhalte aktual sind. Da Existenz Aktualität ist, ist also wie bei Individualen und Universalien auch bei Sachverhalten von notwendigerweise Nichtexistentem auszugehen.

Notwendige
Nichtaktualität
und notwendige
Aktualität
bei Sachverhalten

Dem erwähnten Sachverhalt, der notwendigerweise nichtaktual ist, steht gegenüber ein Sachverhalt, der notwendigerweise aktual ist: der Sachverhalt, dass mancher Sachverhalt aktual ist.

Zunächst lässt sich a priori beweisen: *Mancher Sachverhalt ist aktual*. Angenommen im Gegenteil, jeder Sachverhalt wäre nicht aktual. Also wäre auch der Sachverhalt nicht aktual, dass jeder Sachverhalt nicht aktual ist. Wiederum gemäß dem eben schon erwähnten apriorischen Prinzip [II] gilt nun auch für beliebige sachverhaltshaltige Sätze A: Wenn A, dann ist der Sachverhalt, dass A, aktual; und folglich auch: Wenn der Sachverhalt, dass A, *nicht* aktual ist, dann *nicht* A. Mithin insbesondere (indem für „A“ der Satz „jeder Sachverhalt ist nicht aktual“ eingesetzt wird): Wenn der Sachverhalt, dass jeder Sachverhalt nicht aktual ist, nicht aktual ist, dann ist nicht jeder Sachverhalt nicht aktual. Also, da ja der Sachverhalt, dass jeder Sachverhalt nicht aktual ist, aufgrund der Annahme, von der wir ausgegangen sind, als nicht aktual gelten muss: Nicht jeder Sachverhalt ist nicht aktual, und das heißt: *Mancher Sachverhalt ist aktual*.

Wenn aber mancher Sachverhalt aktual ist, dann ist der Sachverhalt, dass mancher Sachverhalt aktual ist, aktual – gemäß dem apriorischen Prinzip [II] –, und der Hintersatz dieses Wenn-dann-Satzes erweist sich mithin als ebenso a priori beweisbar wie der Vordersatz (der im vorausgehenden Absatz a priori bewiesen wurde).

Nicht immer garantiert apriorische Beweisbarkeit die notwendige Geltung des Bewiesenen, aber in den vorliegenden Fällen – nämlich bei den Sätzen „Der Sachverhalt, dass jeder Sachverhalt aktual ist, ist nicht aktual“, „Der Sachverhalt, dass mancher Sachverhalt aktual ist, ist aktual“ – durchaus.

Notwendigerweise Wirkliches gibt es also wirklich, wie sich beweisen lässt, aber es zeigt sich eben nicht bei den Individuen, wo es die philosophische Tradition im Kontext der Gottesfrage stets gesucht hat, sondern bei den Sachverhalten (und bei den Eigenschaften, wie wir in Kap. VI.5.b schon gesehen haben).

Mancher Sachverhalt ist notwendigerweise aktual, mancher notwendigerweise nichtaktual; doch für die meisten Sachverhalte gilt sicherlich, dass sie weder notwendigerweise aktual sind, noch notwendigerweise nichtaktual. Dies ist der Grund dafür, warum der Name „die Summe aller schlechthin bestehenden Sachverhalte“ (siehe Abs. 4) nicht ohne weiteres unter allen möglichen Umständen fix denselben Sachverhalt benennt. Denn wenn ein Sachverhalt nicht notwendigerweise aktual ist und wir „aktual“ in „nicht notwendigerweise aktual“ als unbestimmt auf einen möglichen Umstand bezogen und nicht etwa *absolut* verstehen (wie wir es einstweilen tun wollen), dann ist ein möglicher Umstand vorhanden, unter dem der Sachverhalt nicht aktual ist; und wenn ein Sachverhalt nicht notwendigerweise nichtaktual ist, dann ist ein möglicher Umstand vorhanden, unter dem er aktual ist (*wenn* wir „aktual“ in „nicht notwendigerweise nichtaktual“ als unbestimmt auf einen möglichen Umstand bezogen verstehen, und nicht etwa *absolut*). Mithin bestehen nicht unter allen möglichen Umständen dieselben Sachverhalte, und mithin bezeichnet „die Summe aller schlechthin bestehenden Sachverhalte“ nicht unter allen möglichen Umständen denselben Sachverhalt (*wenn* wir „bestehend“ in „die Summe aller schlechthin bestehenden Sachverhalte“ als unbestimmt auf einen möglichen Umstand bezogen und nicht etwa *absolut* verstehen). Insbesondere bezeichnet „die Summe aller schlechthin bestehenden Sachverhalte“ nicht unter allen möglichen Umständen den Sachverhalt w^* – den Sachverhalt, der freilich unter den tatsächlichen Umständen von dem Namen „die Summe aller schlechthin bestehenden Sachverhalte“ tatsächlich bezeichnet wird (siehe Abs. 4).

Die Rede vom Bestehen von Sachverhalten *unter gewissen möglichen Umständen* weist darauf hin, dass es einen Aktualitätsbegriff gibt, der relativ zu möglichen Umständen ist. Wenn wir mögliche Umstände mit möglichen Welten identifizieren, dann ist dieser relative Aktualitätsbegriff der Begriff des *Aktualseins in einer möglichen Welt*. (Im Fall des Aktualseins von Sachverhalten spricht man dann vom Bestehen, vom Der-Fall-sein *in einer möglichen Welt*.)

Eine sehr grundsätzliche ontologische Frage ist die Frage, welches Verhältnis anzunehmen ist zwischen diesem *relativen* Aktualitätsbegriff auf der einen Seite – mitsamt seinem Abkömmling: dem (bei Absehung vom Kontext) *unbestimmt* auf eine mögliche Welt bezogenen Aktualitätsbegriff – und auf der anderen Seite dem *absoluten* Aktualitätsbegriff. (Es ist festzuhalten, dass hier der Einfachheit halber von zeitlicher Bezogenheit abgesehen wird: Sowohl der relative, als auch der unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogene, als auch der absolute Aktualitätsbegriff sind hier *schlechthin*, d. h. *ohne zeitliche Bezogenheit* aufzufassen.)

Wir können uns bei der gestellten Frage auf die Betrachtung des möglichen-Welten-relativen und des absoluten Aktualitätsbegriffs *für Sachverhalte* konzentrieren. Denn die Aktualität von Sachverhalten ist insofern on-

Nicht notwendigerweise aktueller Sachverhalt in einem umstandsbezogenen Sinn

Drei Formen schlechthiniger Aktualität und die Frage ihres Verhältnisses

Die Zentralität der Aktualität von Sachverhalten

tologisch zentral, als die Aktualität aller aktuellen Entitäten sich auf die Aktualität von Sachverhalten zurückführen lässt. Es gilt ja begrifflich (oder im weiten Sinn *logisch*) notwendigerweise:

x ist *aktual* genau dann, wenn x die Eigenschaft der Aktualität exemplifiziert, und x exemplifiziert die Eigenschaft der Aktualität genau dann, wenn $\langle \lambda o_1[o_1 \text{ ist aktual}], x \rangle$ ein *aktueller Sachverhalt* ist.

Und entsprechend gilt auch begrifflich notwendigerweise:

x ist *aktual in der möglichen Welt* w genau dann, wenn x die Eigenschaft der Aktualität in w exemplifiziert, und x exemplifiziert in der möglichen Welt w die Eigenschaft der Aktualität genau dann, wenn $\langle \lambda o_1[o_1 \text{ ist aktual}], x \rangle$ ein *in w aktueller Sachverhalt* ist.

Der mögliche-Welten-relative Aktualitätsbegriff für Sachverhalte besagt ein intrinsisches Verhältnis zwischen einem Sachverhalt und einer möglichen Welt. Wenn, wie hier, mögliche Welten mit maximalkonsistenten Sachverhalten identifiziert werden, dann ist es unausbleiblich, dass die mögliche-Welten-relative Aktualität von Sachverhalten mit dem Teilsachverhaltsverhältnis zwischen Sachverhalten und möglichen Welten identifiziert wird:

Die relative
Aktualität
von Sachverhalten

(A) x ist ein Sachverhalt, der in w *aktual* ist \equiv_{Def} w ist eine mögliche Welt, und x ist Teilsachverhalt von w .

Die absolute
Aktualität
von Sachverhalten
definiert durch
die relative

Der absolute Aktualitätsbegriff für Sachverhalte sei hier – der Eindeutigkeit halber – ausgedrückt durch das Prädikat „ x ist ein aktueller* Sachverhalt“. In der ontologischen Umgangssprache wird er aber einfach ausgedrückt durch „ x ist ein aktueller Sachverhalt“, also durch *dasselbe Prädikat* wie der entsprechende, unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogene (mithin unbestimmt relative) Aktualitätsbegriff. Diese Doppeldeutigkeit von „ist ein aktueller Sachverhalt“ dürfte einer der Faktoren sein, die es nahe legen, den absoluten Aktualitätsbegriff für Sachverhalte durch den mögliche-Welten-relativen Aktualitätsbegriff *zu definieren*, mit anderen Worten: den ersteren Aktualitätsbegriff auf den letzteren *zu reduzieren*. Nämlich wie folgt:

(B) x ist ein aktueller* Sachverhalt \equiv_{Def} x ist ein Sachverhalt, der in w^* *aktual* ist.

Die Verknüpfung der beiden Definitionen (A) und (B) ergibt die rein defini-torische Wahrheit:

(C) Für alle x : x ist ein aktueller* Sachverhalt genau dann, wenn w^* eine mögliche Welt und x ein Teilsachverhalt von w^* ist.

Hieraus kann der Teilsatz „ w^* ist eine mögliche Welt“ weggelassen werden, denn der Ausdruck „ w^* “ ist ja im vorausgehenden Abschnitt eigens als Name eingeführt worden, der die Aufgabe hat, eine gewisse mögliche Welt (maximalkonsistenten Sachverhalt) starr (unter allen möglichen Umständen) zu benennen, nämlich den Sachverhalt, der die wirkliche Welt ist. Mit „ w^* ist eine mögliche Welt“ ist also eine logische Selbstverständlichkeit gesagt, die, wie die Logik lehrt, auch in Bedingungssätzen unerwähnt bleiben darf.

Mithin ergibt sich – wenn (B) als zulässige Definition gilt – *hypothetisch* die folgende *begrifflich notwendige Wahrheit*:

Das Aktualitätsprinzip für Sachverhalte

Für alle x : x ist ein aktueller* Sachverhalt genau dann, wenn x ein Teilsachverhalt von w^* ist.

Die oben angesprochene sehr grundsätzliche ontologische Frage gibt nun *nicht* Anlass zu Kontroversen hinsichtlich dessen, ob dieses Prinzip, das Spezialisierungen zweier Transzendentalien (Aktualität und Teil-von) miteinander verknüpft, tatsächlich *wahr* ist. Es *ist* wahr, wie sich völlig unabhängig von den obigen Definitionen leicht einsehen lässt:

Wenn x ein aktueller* Sachverhalt ist, dann ist x ein aktueller Sachverhalt (wie „aktual“ auch gemeint sein mag: ob absolut oder unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogen) und deshalb zweifellos ein Teilsachverhalt der Summe aller aktuellen Sachverhalte, mithin ein Teilsachverhalt von w^* (denn w^* ist ja identisch mit der Summe aller aktuellen – d. h. schlechthin bestehenden – Sachverhalte).

Wenn x andererseits ein Teilsachverhalt von w^* ist, dann ist x zweifellos ein aktueller Sachverhalt. Denn w^* ist ein aktueller Sachverhalt, und jeder Teilsachverhalt eines aktuellen Sachverhalts ist selbst ein aktueller Sachverhalt. Als aktueller Sachverhalt ist x aber auch ein aktueller* Sachverhalt, denn solange keine kontextuelle Bezugnahme auf eine mögliche Welt vorliegt, die von der wirklichen Welt verschieden ist, (und keine solche Bezugnahme liegt im Kontext dieser Überlegungen vor) *koinzidieren* (treffen auf dasselbe zu) „ x ist ein aktueller Sachverhalt“ und „ x ist ein aktueller* Sachverhalt“ unweigerlich.

Die oben angesprochene sehr grundsätzliche ontologische Frage gibt vielmehr zu Kontroversen Anlass hinsichtlich dessen, ob das Aktualitätsprinzip für Sachverhalte tatsächlich *begrifflich notwendigerweise wahr* ist. Wenn *ja*, dann wäre die Reduktion des absoluten auf den mögliche-Welten-relativen Aktualitätsbegriff für Sachverhalte rechtfertigbar; wenn *nein*, dann nicht, sondern dann stünden die beiden Aktualitätsbegriffe gleichberechtigt nebeneinander (verbunden allerdings durch das zwar nicht begrifflich notwendigerweise wahre, aber doch immerhin wahre Aktualitätsprinzip für Sachverhalte).

Welche Konsequenzen hätte es, wenn das Aktualitätsprinzip für Sachverhalte *begrifflich notwendigerweise wahr* wäre?

Ob ein Sachverhalt x Teilsachverhalt von w^* ist oder nicht, ist eine Frage intrinsischer Notwendigkeit: wenn x Teilsachverhalt von w^* ist, dann ist das intrinsisch notwendigerweise so; wenn x nicht Teilsachverhalt von w^* ist, dann ist das auch intrinsisch notwendigerweise so. Mit anderen Worten: Es ist dem Sachverhalt x wesentlich (ihm essentiell), Teilsachverhalt von w^* zu sein, wenn x Teilsachverhalt von w^* ist, und ihm wesentlich, nicht Teilsachverhalt von w^* zu sein, wenn x nicht Teilsachverhalt von w^* ist. Wenn demnach das Aktualitätsprinzip für Sachverhalte begrifflich notwendigerweise wahr wäre, dann wäre es eine Frage intrinsischer Notwendigkeit, ob ein Sachverhalt *aktual** – der *Fall** – ist oder nicht, denn ein Sachverhalt wäre dann intrinsisch notwendigerweise der *Fall**, wenn er der *Fall** ist, und intrinsisch notwendigerweise nicht der *Fall**, wenn nicht.

Wenn das Aktualitätsprinzip begrifflich notwendigerweise wahr wäre, so läge demnach hinsichtlich der Frage, welche Sachverhalte *aktual** sind und welche nicht, (und deshalb auch hinsichtlich der allgemeineren Frage,

Das Aktualitätsprinzip für Sachverhalte ist wahr

Ist das Aktualitätsprinzip aus begrifflichen Gründen wahr?

Die begriffliche Wahrheit des Aktualitätsprinzips schliesse Kontingenz aus

welche Entitäten absolut aktual sind und welche nicht) keine *Kontingenz* vor; der ontologische Status, dass etwas zwar so und so ist*, aber auch anders hätte sein* können, käme nicht vor. Doch spricht dies gegen tief verwurzelte ontologische Intuitionen, denn von vielen Sachverhalten meinen wir, dass sie zwar bestehen* (aktual* sind), aber hätten nicht bestehen* können, bzw. dass sie zwar nicht bestehen*, aber hätten bestehen* können.

Wenn wir an diesen Intuitionen festhalten, dann ist das Aktualitätsprinzip für Sachverhalte zwar immer noch wahr, aber nicht begrifflich notwendigerweise wahr, sondern dieses Prinzip spricht dann einen nur begrifflich kontingenterweise gegebenen allgemeinen Zusammenhang aus. Die Definition des absoluten Aktualitätsbegriffs für Sachverhalte durch den möglichen-Welten-relativen (die Reduktion des ersteren Aktualitätsbegriffs auf den letzteren) kommt dann freilich nicht mehr in Frage; denn dass das Aktualitätsprinzip für Sachverhalte *mit begrifflicher Notwendigkeit* wahr ist, ist ja eine logische Folge jener Definition: der Definition (B) (im Zusammenspiel mit der Definition (A), an der aber nichts auszusetzen ist). Wenn es also nicht korrekt ist, dass das Aktualitätsprinzip für Sachverhalte begrifflich notwendigerweise wahr ist, dann ist es auch nicht korrekt, „ist ein aktueller* Sachverhalt“ durch die Definition (B) zu definieren.

Mit der begrifflichen
Wahrheit des
Aktualitätsprinzips
vereinbare
Kontingenz?

Gegen eine Unvereinbarkeit der Kontingenz des Bestehens* bzw. Nichtbestehens* von Sachverhalten mit der begrifflichen Notwendigkeit des Aktualitätsprinzips für Sachverhalte lässt sich nun vorbringen, dass doch viele Sachverhalte nicht aktual, nicht ein Teilsachverhalt von w^* sind, aber in einer anderen möglichen Welt w aktual, ein Teilsachverhalt von w sind; und dass doch viele Sachverhalte aktual, ein Teilsachverhalt von w^* sind, aber in einer anderen möglichen Welt w nicht aktual, nicht ein Teilsachverhalt von w sind. Mithin sei das Bestehen* bzw. das Nichtbestehen* vieler Sachverhalte kontingent – unbeschadet der begrifflichen Notwendigkeit des Aktualitätsprinzips für Sachverhalte.

Hierzu ist zu sagen, dass daraus, dass ein Sachverhalt x ein Teilsachverhalt von w^* ist, aber von einer anderen möglichen Welt w kein Teilsachverhalt ist, noch nicht folgt, dass das Bestehen* von x kontingent ist: dass x zwar besteht*, aber hätte nicht bestehen* können. Ebenso folgt daraus, dass ein Sachverhalt x kein Teilsachverhalt von w^* ist, aber ein Teilsachverhalt einer anderen möglichen Welt w , noch nicht, dass das Nichtbestehen* von x kontingent ist: dass x zwar nicht besteht*, aber hätte bestehen* können. Im Gegenteil: Wenn das Aktualitätsprinzip für Sachverhalte mit begrifflicher Notwendigkeit gilt, dann ist Kontingenz im Bestehen* bzw. Nichtbestehen* von x ausgeschlossen; dann ist, falls x besteht*, das Bestehen* von x ebenso intrinsisch notwendig wie der Sachverhalt, dass 2 kleiner als 3 ist; und dann ist, falls x nicht besteht*, das Nichtbestehen* von x ebenso intrinsisch notwendig wie der Sachverhalt, dass 4 nicht kleiner als 3 ist. Dass x in einer anderen möglichen Welt als w^* nicht besteht bzw. besteht, ist für die Kontingenz des Bestehens* bzw. Nichtbestehens* von x unerheblich und könnte an einem eventuellen Nichtvorliegen solcher Kontingenz nichts ändern, wie ja auch an der intrinsischen Notwendigkeit dessen, dass 2 *kleiner als* 3 ist, nichts dadurch zu ändern ist, dass zugleich 2 *nicht kleiner als* 1 ist, und an der intrinsischen Notwendigkeit dessen, dass 4 *nicht kleiner als* 3 ist, nichts dadurch, dass zugleich 4 *kleiner als* 5 ist.

Viele Metaphysiker sehen sich freilich nicht in der Lage, in der Kontingenz des Bestehens* bzw. Nichtbestehens* von Sachverhalten etwas anderes zu sehen als Differenzen in der Teilsachverhaltszusammensetzung zwischen w^* und anderen möglichen Welten. Es liegt ihnen daher fern, zu der Überzeugung zu gelangen, dass die begrifflich notwendige Geltung des Aktualitätsprinzips für Sachverhalte die Kontingenz im Bestehen* bzw. Nichtbestehen* von Sachverhalten aufhebt. Damit entfällt für sie der hauptsächliche Einwand gegen die begrifflich notwendige Geltung des Aktualitätsprinzips für Sachverhalte. Für sie spricht somit nichts Wesentliches dagegen, den absoluten Aktualitätsbegriff für Sachverhalte durch den relativen zu definieren. Metaphysiker, die dies tun und die überhaupt jedwede absolute Aktualität auf intrinsisch-essentiell aufgefasste relative Aktualität, auf *Aktualität in w^** zurückführen (also: „ x ist aktual*“ heißt für sie nichts anderes als „ x ist aktual in w^* “), seien als *Aktualitätsrelativisten* bezeichnet.

Die Kontingenzauffassung von vielen

Dass wir in der Frage, ob der *Aktualitätsrelativismus* korrekt ist oder nicht, vor einer Wasserscheide größter Bedeutung in der Allgemeinen Metaphysik stehen, mögen die folgenden Überlegungen unterstreichen.

Bedeutsamkeit der Frage des Aktualitätsrelativismus und zwei Warum-Fragen

Wenn wir uns auf den Weg metaphysischer Fragestellungen begeben und die Frage, was die Welt ist, im Sinne Wittgensteins beantwortet haben (nämlich so: „Die Welt ist alles, was der Fall ist“), stellt sich uns als Nächstes die folgende Frage: „Warum ist die (wirkliche) Welt ausgerechnet *diese* Welt?“ Mit anderen Worten: „Warum ist die Summe aller bestehenden Sachverhalte ausgerechnet w^* und keine andere mögliche Welt?“ Und radikaler: „Warum ist die Welt als Sachverhalt überhaupt ein *maximalkonsistenter* Sachverhalt?“ Mit anderen Worten: „Warum ist die Summe aller bestehenden Sachverhalte ein maximalkonsistenter Sachverhalt und kein anders gearteter Sachverhalt?“ (Statt „aller bestehenden Sachverhalte“ können wir in den angesprochenen Fragen auch „aller bestehenden* Sachverhalte“ verwenden, denn in dem durch diese Fragen indizierten Kontext ist mit „bestehend“ dasselbe wie mit „bestehend*“ gemeint.)

Warum-Fragen bringen einen Erklärungsbedarf zum Ausdruck: Wir wundern uns über etwas und fragen nach einer Erklärung dafür. Dass wir – jedenfalls manche von uns – den Erklärungsbedarf haben, den die beiden eben angeführten Warum-Fragen zum Ausdruck bringen, ist nun ebenfalls etwas, das gegen den Aktualitätsrelativismus spricht. Denn vom Standpunkt des Aktualitätsrelativismus aus kann jener Erklärungsbedarf nun gerade nicht bestehen. Wenn *Aktualsein** (*Bestehen**) für Sachverhalte nichts anderes heißt, als ein Teilsachverhalt von w^* zu sein – von w^* , das als der Sachverhalt, der es ist, ein *maximalkonsistenter* Sachverhalt gerade so ist, wie 2 als die Zahl, die sie ist, eine *gerade* Zahl ist –, dann ist es nicht verwunderlich, sondern einfach eine intrinsische Notwendigkeit, dass die Summe aller bestehenden* Sachverhalte w^* ist und damit ein maximalkonsistenter Sachverhalt. Vom Standpunkt des Aktualitätsrelativismus aus betrachtet können die angeführten Warum-Fragen nur das Produkt einer verkehrten Auffassung des absoluten Aktualitätsbegriffs sein. Sind sie das wirklich?

Rätsel oder keines – ein ontologischer Scheideweg

Aktualitätsrelativisten werden es jedenfalls als einen immensen Vorteil ihrer Position ansehen, dass sich bei dieser Position die durch jene Warum-

Fragen angesprochenen ontologischen Rätsel ohne irgendeine zusätzliche Anstrengung von Theorie einfach in nichts auflösen. Wenn wir hingegen diese Rätsel ernst nehmen, dann haben wir schon die Auffassung verlassen, dass gewisse Sachverhalte, nämlich die Teilsachverhalte des maximal-konsistenten Sachverhalts w^* , aus sich heraus aktual* sind, alle anderen Sachverhalte hingegen aus sich heraus nichtaktual*. Der Grund der vorfindlichen Aktualität* von Sachverhalten, auf welche die absolute Aktualität aller absolut aktuellen Entitäten aufbaut, ist für uns dann nicht mehr einfach (nämlich einfach definitorisch) der Sachverhalt w^* und seine sachverhaltensmäßige Zusammensetzung, sondern entweder hat die vorfindliche Aktualität* von Sachverhalten keinen Grund und ist *in einer explanatorisch absolut zufälligen Weise* mit der Gesamtheit der Tatsachen* einfach gegeben (und ist also ein so genanntes *factum brutum*), oder aber sie *hat* einen Grund, der jedoch dann ontologisch tiefer liegen muss als der Boden jener Gesamtheit von Tatsachen*.

Wenn wir es als erklärungsbedürftig erachten, dass die wirkliche Welt mit w^* identisch ist, dann ist das Aktualitätsprinzip für Sachverhalte für uns nicht begrifflich notwendigerweise wahr, sondern zumindest in der Weise kontingent, dass an seiner Stelle auch der Satz „Für alle Sachverhalte x : x ist aktual* genau dann, wenn x Teilsachverhalt von $w^\#$ ist“ hätte *im Prinzip* wahr sein können, wo $w^\#$ (hier und im Folgenden) eine von w^* *verschiedene* mögliche Welt sei (sagen wir, eine Welt, in der keine Schiffsuntergänge vorkommen). Wenn wir es darüber hinaus als erklärungsbedürftig erachten, dass die wirkliche Welt ein maximalkonsistenter Sachverhalt ist, dann ist das Aktualitätsprinzip für Sachverhalte für uns in der radikaleren Weise kontingent, dass an seiner Stelle der Satz „Für alle Sachverhalte x : x ist aktual* genau dann, wenn x Teilsachverhalt von p^* ist“ hätte im Prinzip wahr sein können, wo p^* nicht nur von w^* verschieden, sondern sogar ein *nicht maximalkonsistenter* Sachverhalt sei (p^* mag z. B. die Summe aller bestehenden rein arithmetischen Sachverhalte sein).

Möglichkeit
und Kontingenz,
die nicht umstands-
bezogen ist

Es ist wichtig, sich Klarheit zu verschaffen über den Charakter dieses „hätte im Prinzip an Stelle des Aktualitätsprinzips für Sachverhalte wahr sein können“. Es beinhaltet *nicht*, dass das Aktualitätsprinzip für Sachverhalte in einer anderen möglichen Welt als w^* falsch ist. Es ist zwar so, dass der Satz „Für alle Sachverhalte x : x ist aktual genau dann, wenn x Teilsachverhalt von w^* ist“ in von w^* verschiedenen möglichen Welten (z. B. in $w^\#$) *falsch* ist, *wenn* in ihm „ist aktual“ als (an sich, ohne Kontext) *unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogen* verstanden wird; denn stellt man diesen so verstandenen Satz in den Kontext der möglichen Welt $w^\#$, in der keine Schiffsuntergänge vorkommen, so erhält man beispielsweise: der Untergang der Titanic ist nicht aktual (in $w^\#$!), aber der Untergang der Titanic ist dennoch Teilsachverhalt von w^* – womit der Satz widerlegt ist. Aber so wird „ist aktual“ im Aktualitätsprinzip für Sachverhalte eben nicht verstanden, sondern so, dass es einen absoluten Aktualitätsbegriff ausdrückt, was durch den zu „aktual“ hinzugefügten Asteriskus angezeigt wird. *So verstanden* ist der fragliche Satz, das Aktualitätsprinzip für Sachverhalte, in allen möglichen Welten wahr – und *dennoch* hätte an Stelle des Aktualitätsprinzips für Sachverhalte im Prinzip ein damit unvereinbarer und somit in allen möglichen Welten falscher Satz wahr sein können, z. B. eben der

Satz „Für alle Sachverhalte x : x ist aktual* genau dann, wenn x Teilsachverhalt von $w\#$ ist“ (oder auch schlicht der Satz „Der Untergang der Titanic ist nicht aktual*“). Nicht von jedem Satz gilt mithin, dass seine Wahrheit nur dann eine Möglichkeit ist, wenn er in mindestens einer möglichen Welt wahr ist.

Aktualitätsrelativisten werden in dieser Konsequenz eine Absurdität erblicken und mithin ihre eigene Sichtweise der Aktualität bestätigt sehen. Doch Vorsicht. Ist die Wahrheit des Satzes „Keine mögliche Welt [kein maximalkonsistenter Sachverhalt] ist aktual“ denn nicht jedenfalls prinzipiell möglich? (Oben in diesem Abschnitt haben wir aber gesehen, dass der Satz „Kein Sachverhalt ist aktual“ tatsächlich nicht wahr sein kann.) Dessen ungeachtet ist der Satz „Keine mögliche Welt ist aktual“ in keiner möglichen Welt wahr, da der Satz „Mindestens eine mögliche Welt ist aktual“ in jeder möglichen Welt wahr ist, *gleichgültig*, wie man in ihm „ist aktual“ versteht.

Das ergibt sich wie folgt: Wenn man im fraglichen Satz „ist aktual“ als unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogen versteht, dann ist „Mindestens eine mögliche Welt ist aktual“ deshalb wahr in jeder beliebigen möglichen Welt w , weil w selbst das den fraglichen Satz in w wahr machende Exempel liefert, wenn gefragt wird, ob der Satz „Mindestens eine mögliche Welt ist aktual“ in w wahr ist, und mithin das (vorausgesetztermaßen) an sich unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogene „ist aktual“ spezifisch auf w bezogen wird, wodurch es dann implizit so viel besagt wie „ist in w aktual“. Denn in jeder möglichen Welt w ist w selbst aktual.

Wenn man hingegen im fraglichen Satz „ist aktual“ absolut, etwa im Sinne von „ist Teilsachverhalt von w^* “ versteht (wie es Aktualitätsrelativisten tun, die mögliche Welten für Sachverhalte erachten), dann ist „Mindestens eine mögliche Welt ist aktual“ deshalb wahr in jeder möglichen Welt, weil w^* ohne jede Relativierung eine mögliche Welt und Teilsachverhalt von sich selbst ist.

Wenn man wiederum „ist aktual“ absolut, aber nicht im Sinne von „ist Teilsachverhalt von w^* “ versteht, dann ist „Mindestens eine mögliche Welt ist aktual“ deshalb wahr in jeder möglichen Welt, weil w^* ohne jede Relativierung eine mögliche Welt und *absolut aktual* ist.

Der Satz „Keine mögliche Welt ist aktual“ ist also in keiner möglichen Welt wahr, gleichgültig wie „ist aktual“ gelesen wird – und *dennoch* hätte er offenbar an Stelle des Satzes „Mindestens eine mögliche Welt ist aktual“ im Prinzip wahr sein können. Ebenso ist bei absolutem Verständnis von „ist aktual“ der Satz „[Der maximalkonsistente Sachverhalt] $w\#$ ist aktual“ in keiner möglichen Welt wahr – und *dennoch* hätte er offenbar an Stelle des Satzes „ w^* ist aktual“ im Prinzip wahr sein können.

Diese Thesen lassen sich bei absolutem Verständnis von „ist aktual“ nur dann vertreten, wenn kein Aktualitätsrelativismus angenommen wird. Denn wenn man „ist aktual“ absolut im Sinne des Aktualitätsrelativismus versteht, dann entfällt jede Grundlage dafür, die Wahrheit der Sätze „ $w\#$ ist aktual“ und „Keine mögliche Welt ist aktual“ als möglich zu erachten; denn sie sind ja dann begrifflich notwendigerweise äquivalent mit den Sätzen „ $w\#$ ist Teilsachverhalt von w^* “ und „Keine mögliche Welt ist Teilsachverhalt von w^* “, und diese beiden Sätze sind begrifflich notwendigerweise falsch und können nicht einmal im Prinzip wahr sein.

Es hätte sein können, dass keine mögliche Welten aktual ist, nicht wahr?

Der Aktualitätsrelativismus widerspricht zwei offenbar wahren Kontingenzthesen

Auch ein indexikales
Aktualitätsverständnis
wird ihnen nicht
gerecht

Wenn man „ist aktual“ hingegen als unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogen versteht, dann kann zwar die Wahrheit von „w# ist aktual“ in einem gewissen Sinn als prinzipiell möglich erachtet werden (siehe weiter unten in diesem Absatz), aber immer noch nicht die Wahrheit von „Keine mögliche Welt ist aktual“. Denn mit diesem Satz sagt man bei unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogener Deutung von „ist aktual“, in welchem Kontext k auch immer, implizit das, was man mit dem Satz „Keine mögliche Welt ist in w_k aktual“ explizit sagen würde, wobei „ w_k “ die jeweilige Bezugswelt im Kontext k bezeichnet; aber welche mögliche Welt w_k auch ist, der Satz „Keine mögliche Welt ist in w_k aktual“ ist stets begrifflich notwendigerweise falsch. Hingegen ist der Satz „w# ist in w_k aktual“ für alle möglichen Welten $w_k \neq w\#$ zwar begrifflich notwendigerweise falsch, für $w_k = w\#$ hingegen begrifflich notwendigerweise wahr. Deshalb kann die Wahrheit von „w# ist aktual“ bei unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogener Deutung von „ist aktual“ in einem gewissen Sinn als prinzipiell möglich erachtet werden. Es ist dies aber gerade nicht der Sinn, den wir meinen, wenn wir die von Schiffsuntergängen freie mögliche Welt $w\#$ als eine wenigstens prinzipielle Hätte-wirklich-sein-können-Alternative zu der von Schiffsuntergängen strotzenden absolut aktuellen Welt w^* wehmütig ins Auge fassen.

Ein häufiges
Problem bei der
Rückführung
absoluter Begriffe
auf relative

Zweifelsohne sind die modal-ontologischen Verhältnisse aus der Sicht des Aktualitätsrelativismus einfacher. Das mag ihn immer noch als die attraktivere Position erscheinen lassen. Wie bei vielen Rückführungen einer absoluten Unterscheidung auf eine relative stellt sich aber auch bei der Rückführung des absoluten Aktualitätsbegriffs auf den relativen das *Problem der Willkürlichkeit des Fixpunkts* ein. Das Prädikat „x ist groß“ kann durch das Prädikat „x ist größer als y“ definiert werden, möchte man meinen, nämlich einfach so: x ist groß $=_{\text{Def}}$ x ist größer als b^* . Aber welches Objekt ist der Fixpunkt b^* ? Zweifelsohne sollte b^* eine in der Zeit stabile Größe haben, aber das hinterlässt immer noch eine große, nämlich unendlich große Anzahl von in Frage kommenden möglichen Fixpunkten, unter denen die Wahl des Fixpunkts nur eine willkürliche sein kann. Je nach Wahl des Fixpunkts erhält man aber mehr oder minder unterschiedliche Antworten auf die Frage, welche Objekte zu einem gewissen Zeitpunkt groß sind, und welche nicht. Hierin zeigt sich, dass der Sinn des Prädikats „x ist groß“ ohne hinzukommende willkürliche Festsetzung nicht eindeutig einen Begriff bestimmt, also keinen Begriff und folglich auch keine Eigenschaft bestimmt, die durch „x ist groß“ ausgedrückt werden. Das Prädikat ist an sich (d. h. ohne zu seinem Sinn hinzukommende willkürliche Festsetzung) bedeutungslos (wenn auch nicht sinnlos).

Ein komplexeres Beispiel: Das Prädikat „x hat die absolute Geschwindigkeit v“ kann durch das Prädikat „x hat die Geschwindigkeit v relativ zu y“ definiert werden, möchte man meinen, nämlich einfach so: x hat die absolute Geschwindigkeit v $=_{\text{Def}}$ x hat die Geschwindigkeit v relativ zu f^* . Aber welches Objekt ist der Fixpunkt f^* ? Wiederum lassen sich gewisse Kriterien für die Wahl dieses Fixpunktes angeben, aber auch hier verbleibt eine unendlich große Anzahl von in Frage kommenden möglichen Fixpunkten, unter denen die Auswahl nur eine willkürliche sein kann. Je nach Wahl des Fixpunkts erhält man aber mehr oder minder unterschiedliche

Antworten auf die Frage, welche absolute Geschwindigkeit ein Objekt zu einem gewissen Zeitpunkt hat. In der Relativitätstheorie (der Physik) wird hieraus der Schluss gezogen, dass das Prädikat „x hat die absolute Geschwindigkeit v“ an sich bedeutungslos ist, wenngleich ihm natürlich durch eine seinen Sinn ergänzende willkürliche Festsetzung eine (im Verhältnis zu seinem Sinn willkürliche) Bedeutung verliehen werden kann.

In der Definition des absoluten Aktualitätsprädikats „x ist ein aktueller Sachverhalt“ durch das relative Aktualitätsprädikat „x ist ein in w aktueller Sachverhalt“ hat w^* die Rolle des Fixpunkts inne: Das erstere Prädikat wird durch das letztere definiert, indem die Variable „w“ durch den Namen „ w^* “ ersetzt wird. Warum aber ist der Fixpunkt ausgerechnet w^* und nicht irgendein anderer Sachverhalt? Hierauf kann nicht geantwortet werden: „Weil w^* die Summe der aktuellen* Sachverhalte ist“; denn diese Antwort enthält zwar eine wahre Aussage (w^* ist ja tatsächlich die Summe der aktuellen* Sachverhalte), verwendet aber schon das Prädikat, dessen aktualitätsrelativistische Definition doch erst zu rechtfertigen ist. Und man kann auch nicht antworten: „Weil w^* die Summe der aktuellen Sachverhalte ist“, wo „aktuell“ als (an sich, ohne Kontext) unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogen verwendet werde – auf eine mögliche Welt, die *im gegebenen Kontext* aber nun keine andere als w^* sein kann. Deswegen sagt man mit „Weil w^* die Summe der aktuellen Sachverhalte ist“ nur implizit dasselbe, was explizit wie folgt gesagt wird: „Weil w^* die Summe der *in w^** aktuellen Sachverhalte ist“ – was zwar wahr ist, aber keinen guten Grund für die Wahl von w^* als Fixpunkt liefert. Denn für die von w^* verschiedene mögliche Welt $w\#$ gilt ja ganz wie für w^* : $w\#$ ist die Summe der in $w\#$ aktuellen Sachverhalte.

Aus der Sicht des Aktualitätsrelativismus muss jede mögliche Welt so gut wie jede andere als geeignet dafür erscheinen, unter Bezugnahme auf sie zu definieren, was es heißt, dass ein Sachverhalt aktuell* ist; die Wahl von w^* als Fixpunkt der Definition des absoluten Aktualitätsprädikats für Sachverhalte durch das relative erscheint daher als willkürlich. Mithin erscheint es aus der Sicht des Aktualitätsrelativismus auch so, als ob das im absoluten Sinn genommene Prädikat „x ist ein aktueller Sachverhalt“ *an sich* (nämlich ohne zu seinem Sinn hinzukommende willkürliche Festsetzung) *bedeutungslos* ist und also an sich keinen Begriff und folglich auch keine Eigenschaft ausdrückt.

Absolute Aktualität
ein willkürlicher
Begriff?

Man könnte in diesem Erscheinungsbild die Manifestation einer tiefen metaphysischen Wahrheit sehen; doch eher wird wohl durch es der Aktualitätsrelativismus ein weiteres Mal in Frage gestellt. Das Problem der Willkürlichkeit des Fixpunkts ist kein kleines Problem für den Aktualitätsrelativismus, das er (nach dem Vorbild der Relativitätstheorie der Physik) leicht in einen Erkenntnisfortschritt ummünzen könnte. Denn gar zu eindeutig ist es, dass das Prädikat „x ist ein aktueller* Sachverhalt“ auch ohne seinen Sinn ergänzende willkürliche Festsetzung einen Begriff und eine Eigenschaft ausdrückt. Mithin *darf*, wenn „x ist ein aktueller* Sachverhalt“ dasselbe besagen soll wie „x ist ein in w^* aktueller Sachverhalt“, die Wahl von w^* als Fixpunkt *nicht* willkürlich sein. Wodurch aber wird sie *nicht willkürlich*? Der Aktualitätsrelativist muss auf diese Frage eine Antwort finden.

Aktualitätsrelati-
vismus mit indivi-
duenähnlichen
Welten

Wenn mögliche Welten nicht als Sachverhalte erachtet werden, sondern als individuenähnliche Entitäten (Individuen oder Individuale), und der Name „w*“ eine individuenähnliche Entität, nicht einen Sachverhalt benennen soll (aber sonst so weit wie möglich die Rolle spielen soll, die ihm hier in den vorausgegangenen Diskussionen zugewiesen wurde), dann ist die Antwort, die von dem Aktualitätsrelativisten David Lewis auf die eben gestellte Frage gegeben wird – im Folgenden als „Lewis’sche Antwort“ bezeichnet –, diejenige, dass w* die einzige mögliche Welt ist, von der wir Teile sind (siehe [7-9], S. 92 ff.; wenn Lewis sich dort gegen „absolute Aktualität“ wendet, so meint er damit nur absolute Aktualität, *die nicht in der Bezugnahme auf etwas gründet*, nicht absolute Aktualität überhaupt). Dadurch soll dann w* und das *Aktualsein in w** vor anderen möglichen Welten und dem *Aktualsein in ihnen* in nicht willkürlicher Weise ausgezeichnet sein, so dass das *Aktualsein in w** doch nun höchst plausiblerweise und ohne festsetzende Willkür als das absolute *Aktualsein* gelten könne.

So kann es aber nur auf den ersten Blick scheinen. Denn warum sollten ausgerechnet wir in dieser, von Protagoras nicht geahnten Weise das Maß aller Dinge (d. h.: aller Entitäten) sein, „*der seienden, dass sie sind, der nicht seienden, dass sie nicht sind*“, wie es im berühmten *Homo-mensura*-Satz heißt (siehe [7-10], S. 263)? („Seiend“ und „sind“ müssen in diesem Satz von Protagoras *im engen Sinn* gemeint sein, also im Sinn von „aktual seiend“ bzw. von „sind aktuell“, denn sonst könnte er nicht von „nicht seienden Dingen“ sprechen, da ja *im weiten Sinn* alles seiend ist.)

Zudem beinhaltet die Lewis’sche Antwort die folgende Merkwürdigkeit: dass wir keine Teile von anderen möglichen Welten als w* sind – und folglich auch keine Konstituenten von diesen, weil es sich bei den möglichen Welten nun um individuenähnliche Entitäten handeln soll, von denen aber individuenähnliche Entitäten (wie z. B. *wir*) Konstituenten nur dann sind, wenn sie auch von ihnen Teile sind. In anderen möglichen Welten als w* werden wir daher nach Lewis bestenfalls durch *Gegenstücke* (engl.: counterparts) *vertreten*.

Die Gegenstück-
theorie ist
unplausibel, es sei
denn wir wären
Individuale

Auf die Gegenstücktheorie (engl.: counterpart theory) wird in Abs. 6 noch näher eingegangen. Aber unsere Vertretung in anderen möglichen Welten durch Gegenstücke von uns erscheint vorderhand als ein bizarrer Gedanke, welcher jeder Intuition jedenfalls dann widerspricht, wenn man sich nicht bewusst oder unbewusst von dem verkehrten Bild leiten lässt, dass mögliche Welten vergleichbar mit Himmelskörpern sind, die durch große Entfernungen voneinander getrennt sind (vgl. die Zitate von Saul Kripke aus [7-11] in [7-9], S. 195 f.): ein *Gesteinsbrocken* wird ja tatsächlich weder ein Teil noch eine Konstituente von mehreren solchen Himmelskörpern (zur selben Zeit) sein. Wenn wir freilich ersteigenschaftlich maximalkonsistente Individuale wären, wie Lewis – Individuen implizit (und damit auch uns) mit ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individualen gleichsetzend – im Effekt annimmt, *dann* wären wir allerdings in genau einer möglichen Welt, nämlich w*, beheimatet (weil derartige Individuale eine einzige mögliche Welt implizieren, in die sie passen). Doch sind wir eben offenbar keine ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individuale, sondern vielmehr Individuen – Objekte, die (entgegen Lewis) eine von der Kategorie der Individuale getrennte Kategorie bilden.

Zudem ist die Lewis'sche Antwort bei einer Konzeption von möglichen Welten (einschließlich w^*) als *Sachverhalte* undurchführbar, während doch diese Konzeption die plausibelste Auffassung von möglichen Welten ist. Denn wir sind zwar nicht Teile, wohl aber Konstituenten von Sachverhalten, sogar von mehreren *unvereinbaren* Sachverhalten, und als Konstituenten von mehreren unvereinbaren Sachverhalten sind wir Konstituenten mehrerer möglicher Welten (erachtet als Sachverhalte). U. M. beispielsweise ist sowohl eine Konstituente des Sachverhalts q : dass U. M. im Jahre 1960, aber nicht im Jahre 1959 geboren ist, als auch des Sachverhalts r : dass U. M. im Jahre 1959, aber nicht im Jahre 1960 geboren ist. Der Sachverhalt q ist Teilsachverhalt mancher möglicher Welten: der q -Welten; mithin ist U. M. als Konstituente des Sachverhalts q auch Konstituente aller q -Welten. Der Sachverhalt r ist ebenfalls Teilsachverhalt mancher möglicher Welten: der r -Welten; mithin ist U. M. als Konstituente des Sachverhalts r Konstituente aller r -Welten. Keine q -Welt ist eine r -Welt, aber U. M. ist sowohl Konstituente aller q -Welten als auch Konstituente aller r -Welten (und zudem Konstituente der möglichen Welt w^* , die weder eine q -Welt noch eine r -Welt ist).

Wir sind
Konstituenten
mehrerer
sachverhaltsartiger
Welten

Zusammenfassend ist zu sagen: Der Aktualitätsrelativismus erscheint als nicht haltbar, weil er keine echte Kontingenz zulässt, weil er das Erklärungsbedürftige als nicht erklärungsbedürftig hinstellt, weil er den Unterschied zwischen Aktuellem* und Nichtaktuellem* zu einem willkürlichen Unterschied macht – oder zu einem Unterschied, der zwar nicht willkürlich ist, aber doch wesentlich von *uns* abhängt (und dabei noch einiges andere, das wenig plausibel ist, in Kauf nehmen muss, wie wir zuletzt gesehen haben).

Die Einwände gegen
den Aktualitäts-
relativismus
zusammengestellt

Mit der Zurückweisung des Aktualitätsrelativismus – bezüglich absoluter Aktualität überhaupt, insbesondere aber bezüglich der absoluten Aktualität von Sachverhalten – ist klar, dass, sollte die absolute Aktualität von Sachverhalten eine relationale Eigenschaft sein, sie jedenfalls nicht in einer intrinsisch-essentiellen Beziehung (wie der Teilsachverhaltsbeziehung) zu w^* besteht. Manchem Metaphysiker (vgl. etwa [7-12], Kap. III und IV) erscheint es vielmehr, dass absolute Aktualität nicht in einer Beziehung zu irgendetwas besteht, sondern dass sie eine *Qualität* ist, eine Qualität zudem, die manchen Entitäten, etwa gewissen Sachverhalten, zwar intrinsisch und essentiell ist, aber den meisten Entitäten – insbesondere auch den meisten Sachverhalten – weder intrinsisch noch essentiell ist, sondern ihnen sozusagen von außen „verpasst“ ist, also eine *nichtessentielle extrinsische Qualität* von ihnen darstellt. Andere Metaphysiker werden sich wie Lewis (siehe [7-9], S. 93) außer Stande erklären, diese Position überhaupt näher verstehen zu können. Klar ist, dass die auf allgemein-metaphysischer, ontologischer Ebene von Metaphysikern gefassten Ansichten über die Natur der absoluten Aktualität nicht ohne erhebliche Auswirkungen auf die von ihnen vertretene Spezielle Metaphysik bleiben wird.

Aktualität* zwischen
intrinsischer
relationaler
Eigenschaft und
extrinsischer
Qualität

Es ist etwa die Frage, ob von *fundamentaler absoluter Agenz* – vor allem durch Personen, menschlichen oder übermenschlichen – ausgegangen werden kann, oder aber nicht. Besteht* der Sachverhalt, dass Person P so und so handelt, in metaphysisch grundsätzlicher Perspektive deshalb, weil Person P so und so handelt*, oder handelt* Person P in metaphysisch

Aktualitätsverständnis
und die Frage
fundamentaler
Agenz

grundsätzlicher Perspektive deshalb so und so, *weil der Sachverhalt, dass Person P so und so handelt, besteht**? Für Aktualitätsrelativisten kommt nur Letzteres in Frage; für sie besteht* der Sachverhalt, dass P so und so handelt, in metaphysisch grundsätzlicher Perspektive deshalb, weil dieser Sachverhalt in w^* aktual ist (weil er Teilsachverhalt von w^* ist, wenn w^* selbst ein Sachverhalt ist), und *nicht* deshalb, weil *Person P so und so handelt**. Für Aktualitätsrelativisten können Personen oder andere Agenten nicht die erste Quelle der Aktualität* von Sachverhalten sein, auch nicht der Aktualität* von Handlungssachverhalten, denn die Aktualität* von Sachverhalten ist, wo sie gegeben ist, für Aktualitätsrelativisten immer intrinsisch-essentiell und explanatorisch unhintergebar (jedenfalls in metaphysisch grundsätzlicher Perspektive). Für Aktualitätsrelativisten kommt daher absolute Agenz, die fundamental ist, fundamentales Handeln* – das *Schaffen* von Fakten (im wahrsten Sinne des Wortes) *durch Agenten* – nicht in Betracht. Anders steht es, wenn der Aktualitätsrelativismus zurückgewiesen wird.

a) Eine ontologische Analogie: Aktualität und Gegenwärtigkeit

Zur weiteren Beleuchtung der schwierigen Überlegungen im vorausgehenden Abschnitt möge der folgende ontologische Vergleich dienen:

Analogie:
Zeitpunkte und
möglicher Welten,
Gegenwärtigkeit
und Aktualität

Zeitpunkte entsprechen möglichen Welten, und der Aktualität möglicher Welten entspricht die Gegenwärtigkeit von Zeitpunkten. Jede mögliche Welt w ist in w aktual (und in keiner anderen möglichen Welt). Jeder Zeitpunkt t ist zu t gegenwärtig (und zu keinem anderen Zeitpunkt). Ist ein Zeitpunkt auch absolut gegenwärtig? Ist eine mögliche Welt auch absolut aktual?

Die letztere Frage wird man mit „Ja“ beantworten: Unter allen möglichen Welten ist genau eine Welt absolut aktual (während *jede* mögliche Welt *in sich selbst* aktual ist). Die erstere Frage wird man – naiverweise, würden viele sagen – auch mit „Ja“ beantworten, allerdings mit einer sehr wesentlichen ergänzenden Erläuterung, welche die Parallelität der Gegenwärtigkeit zur Aktualität durchbricht: Unter allen Zeitpunkten ist genau einer absolut gegenwärtig (während *jeder* Zeitpunkt *zu sich selbst* gegenwärtig ist), *allerdings nur vorübergehend*; denn dann ist ein anderer Zeitpunkt (ein Zeitpunkt *nach* dem erstgenannten) absolut gegenwärtig. Hiermit ist *das Fließen der Zeit* (eigentlich sollte man besser sagen: *das Fließen der Gegenwärtigkeit*) angesprochen.

Absolute
Gegenwärtigkeit
und Fließen der Zeit

Sobald absoluter Aktualität und absoluter Gegenwärtigkeit Raum in der ontologischen Theorie gegeben wird, ist es im Grunde klar, dass diese Begriffe nicht auf (mögliche-Welten-)relative Aktualität bzw. (Zeitpunkt-)relative Gegenwärtigkeit zurückführbar sind. Bei absoluter Gegenwärtigkeit liegt das so sehr auf der Hand, dass Philosophen, die ihr keinen Raum geben wollen (sie passt wenig in ein physikalistisches Weltbild), gar nicht den Versuch machen, sie auf relative Gegenwärtigkeit zurückzuführen, sondern schlicht unser aller alltägliches Erlebnis zur Illusion erklären, in dem absolute Gegenwärtigkeit sich zu manifestieren scheint: das Erlebnis des Verfließens der Zeit. Mit dem nämlich, das sich in diesem Erlebnis zu

zeigen scheint, dem Fließen der Zeit (wie wir es nennen), steht und fällt die absolute Gegenwärtigkeit.

Ontologisch Unerwünschtes, das man nicht auf ontologisch Erwünschtes zurückführen, nicht darauf reduzieren kann, muss man eben *eliminieren*, wie es im ontologischen Fachjargon heißt, mit anderen Worten: sein Vorhandensein, ja seine Denkbarkeit (ja seine bloße Sinnhaftigkeit) kühn abstreiten. Philosophen, die die Elimination der absoluten Gegenwärtigkeit betreiben, haben nicht den Eindruck, dass sie aufgrund ihres Standpunkts dem Wesen der *Veränderung* nicht mehr gerecht werden könnten – während andere Philosophen ihnen eben dies vorhalten würden. Einmal mehr sehen wir uns einem offenbar unauflöselichen ontologischen Streitfall gegenüber.

Dies lässt sich negativ wenden: In der Allgemeinen Metaphysik werden Fragen gestellt, die nicht wissenschaftlich verbindlich beantwortet werden können, etwa: ob zur Beschreibung der Zeit rein relationale Begriffe ausreichen, weil sie nichts weiter ist als ein Beziehungsgeflecht, *oder aber nicht* und mit irreduziblen zeitlichen Qualitäten gerechnet werden muss; mit anderen Worten: ob eine reine B-Theorie der Zeit vollständig ist, oder ob diese durch eine A-Theorie ergänzt werden muss, wie man in Anlehnung an J. M. E. McTaggarts Rede (siehe [7-13], S. 24) von der A-Reihe (Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft) und der B-Reihe (der Folge der Zeitpunkte gemäß ihrer Ordnung relativ zueinander) auch sagt.

Oder es lässt sich positiv wenden: Die Allgemeine Metaphysik stellt uns in wissenschaftlicher Weise vor die – um eines kohärenten vollständigen allgemeinen Weltbildes willen *unausweichlichen – grundlegendsten* theoretischen Entscheidungen (etwa vor die im vorausgehenden Absatz angesprochene *Entscheidung*), die als solche aber eben *Entscheidungen* im wahrsten Sinne des Wortes sein müssen.

Nicht alles jedoch ist in der Allgemeinen Metaphysik, der Ontologie, Entscheidungssache. Im Unterschied zur absoluten Gegenwärtigkeit ist es so gut wie rational unmöglich, absoluter Aktualität keinen Raum in der ontologischen Theorie zu geben. Bei der absoluten Aktualität ist es dafür weniger klar als bei der absoluten Gegenwärtigkeit, dass sie nicht auf den entsprechenden relativen Begriff zurückführbar, sondern eigenständig ist. Doch, wie wir gesehen haben, besteht tatsächlich eine solche Irreduzibilität; zumindest gibt es dafür starke Argumente.

Zwei Sichtweisen metaphysischer Aporie, am Beispiel des Wesens der Zeit

6. Die Möglichkeit von Sachverhalten und abermals der Aktualitätsrelativismus

Im Abschnitt 5 haben wir uns, um die Dinge nicht allzu kompliziert werden zu lassen, auf die Diskussion von Aktualität, die weder zeitlich relativiert noch unbestimmt zeitbezogen ist, also auf schlechthinnige Aktualität beschränkt – was immer noch Raum ließ für den mögliche-Welten-relativen, den unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogenen und den absoluten Aktualitätsbegriff. In diesem Abschnitt beschränken wir uns entsprechend auf die Diskussion von schlechthinniger Möglichkeit, die als solche weder zeitlich relativiert noch unbestimmt zeitbezogen ist. Dabei sei die

Slechthinnige Aktualität, schlechthinnige Möglichkeit

Zentralität
der Möglichkeit
von Sachverhalten

schlechthinnige Möglichkeit im weitestmöglichen Sinn aufgefasst, also so, dass bloße Denkbarekeit hinreichend für sie ist.

Die Möglichkeit von Sachverhalten nimmt, wie deren Aktualität, eine zentrale Stellung ein; denn die Möglichkeit aller möglichen Entitäten lässt sich auf die Möglichkeit von Sachverhalten zurückführen, da begrifflich notwendigerweise gilt:

x ist möglich genau dann, wenn $\langle \lambda o_1 [o_1 \text{ ist aktual}], x \rangle$ ein möglicher Sachverhalt ist.

Die Möglichkeit von Sachverhalten wiederum scheint sich noch weiter zurückführen zu lassen, denn es liegt nahe zu definieren:

Eine plausibel
scheinende
Definition
der Möglichkeit
von Sachverhalten

y ist ein möglicher Sachverhalt =_{Def} y ist Teilsachverhalt einer möglichen Welt [d. h.: eines maximalkonsistenten Sachverhalts].

Engere Möglichkeitsbegriffe als der hiermit definierte – auch solche, die aufgrund ihrer Spezialisierung den Zuständigkeitsbereich der Ontologie bereits verlassen – lassen sich durch Zusätze zum Begriff der möglichen Welten aus der angegebenen Definition gewinnen. Beispielsweise:

y ist ein naturgesetzlich möglicher Sachverhalt =_{Def} y ist Teilsachverhalt einer naturgesetzlich möglichen Welt [d. h.: eines maximalkonsistenten Sachverhalts, dessen Wirklichkeit den Naturgesetzen nicht widersprechen würde].

Die begrifflich notwendige Geltung des folgenden Satzes, der in offensichtlicher Analogie zum Aktualitätsprinzip für Sachverhalte (siehe Abs. 5) steht, ist die offensichtliche Folge der oben angegebenen Definition des Begriffs des möglichen Sachverhalts:

Das Möglichkeitsprinzip für Sachverhalte

Für alle *x*: *x ist ein möglicher Sachverhalt genau dann, wenn x ein Teilsachverhalt einer möglichen Welt ist [mit anderen Worten gemäß der Definition (A) in Abs. 5: wenn x ein Sachverhalt ist, der in einer möglichen Welt aktual ist].*

Das Möglichkeits-
prinzip für Sachver-
halte ist nicht wahr

Im Unterschied zum Aktualitätsprinzip für Sachverhalte, das sich zwar als nicht begrifflich notwendigerweise wahr, aber immerhin doch als wahr erwies, ist nun das Möglichkeitsprinzip für Sachverhalte – obwohl von vielen akzeptiert – nicht einmal wahr (jedenfalls nicht als Ganzes). Das hat sich uns im Grunde bereits in Abs. 5 gezeigt.

Denn der Sachverhalt, den der Satz „*w** ist nicht aktual“ ausdrückt, ist ein möglicher Sachverhalt; wie hätte es sonst durchaus *sein können* (wie wir in Abs. 5 gesehen haben), dass jener Satz wahr ist? Aber jener Sachverhalt ist Teilsachverhalt *keiner* möglichen Welt; denn der Satz „*w** ist nicht aktual“ ist in keiner möglichen Welt wahr (wie wir in Abs. 5 ebenfalls gesehen haben, ist doch „*w** ist aktual“ in jeder möglichen Welt wahr, da *w** unabhängig von jeder möglichen Welt absolut aktual ist).

Kann man dieser Argumentation entgehen? Man kann, aber es hat in jedem Fall einen hohen Preis. Man könnte, *erstens*, bestreiten, dass der Satz „*w** ist nicht aktual“ überhaupt einen Sachverhalt ausdrückt – was nicht plausibel erscheint.

Man könnte, *zweitens*, zwar zugeben, dass der Satz „*w** ist nicht aktual“ einen Sachverhalt ausdrückt, aber dabei annehmen, dass der ausgedrückte Sachverhalt kein *möglicher* Sachverhalt sei. Doch hätte man damit

einen Determinismus zugegeben, und zwar einen Determinismus, der weit radikaler ist als der gewöhnliche kausale oder naturgesetzliche Determinismus; denn wenn es *nicht* möglich (i. w. S.) ist, dass w^* nicht aktual* ist – w^* : die so und so beschaffene mögliche Welt, die aktual* ist (und wir wissen, wie sie beschaffen ist) –, dann ist es zweifelsohne *notwendig* (i. e. S.), dass w^* aktual* ist, und nichts hätte folglich irgend anders sein können, als es eben *ist*.

Man könnte, *drittens*, behaupten, dass der Sachverhalt, dass w^* nicht aktual* ist, *doch* Teilsachverhalt einer möglichen Welt sei. Jedoch ist der Satz „ w^* ist nicht aktual*“ in keiner möglichen Welt wahr, und es ist ein kaum zu bestreitendes Prinzip, dass wenn der durch einen Satz ausgedrückte Sachverhalt Teilsachverhalt einer möglichen Welt ist, dann der Satz selbst in jener möglichen Welt wahr ist. Mithin ist die logische Folge eben diese: dass der Sachverhalt, dass w^* nicht aktual* ist, Teilsachverhalt keiner möglichen Welt ist.

Wenn schon nicht jeder mögliche Sachverhalt Teilsachverhalt einer möglichen Welt ist, ist dann wenigstens jeder Teilsachverhalt einer möglichen Welt ein möglicher Sachverhalt? Auch hieran lässt sich zweifeln. Wenn man nämlich „ist möglich“ im Sinne von „kann (im weitesten Sinne) aktual* sein“ versteht, und den Ausdruck „kann aktual* sein“ in Anwendung auf Sachverhalte im Sinne von „kann Teilsachverhalt von w^* sein“ auffasst, so ist selbstverständlich nicht jeder Teilsachverhalt einer möglichen Welt ein möglicher Sachverhalt – deshalb, weil nicht jeder Teilsachverhalt einer möglichen Welt Teilsachverhalt von w^* sein kann. Denn von manchem Sachverhalt, der Teilsachverhalt einer möglichen Welt ist, gilt, dass er nicht Teilsachverhalt von w^* ist (beispielsweise gilt dies von dem Sachverhalt, dass U. M. nicht existiert); damit gilt aber auch, dass er intrinsisch notwendigerweise nicht Teilsachverhalt von w^* ist, mithin *nicht Teilsachverhalt von w^* sein kann* (in wie weitem Sinn auch immer man „kann“ verstehen mag).

Jedoch haben wir die aktualitätsrelativistische Deutung von „ist ein aktueller* Sachverhalt“ durch „ist Teilsachverhalt von w^* “ in Abs. 5 zurückgewiesen. Und bei der hier zugrunde gelegten, *nicht* aktualitätsrelativistischen Deutung von „ist aktual*“ und „kann aktual* sein“ ist nun in der Tat davon auszugehen, dass jeder Teilsachverhalt einer möglichen Welt ein möglicher Sachverhalt in dem Sinn ist, dass er aktual* sein kann (wenn auch gewöhnlich nicht aktual* ist). Von den *meisten* – wenn auch eben nicht von allen – möglichen, aktual* sein könnenden Sachverhalten (und von allen, an die man gewöhnlicherweise denkt) gilt zudem, dass sie jeweils Teilsachverhalt einer möglichen Welt sind. Das Möglichkeitsprinzip für Sachverhalte – das nicht zu Unrecht mit Leibniz in Verbindung gebracht wird (zu dessen Metaphysik es aber nur eingeschränkt passt) – ist also immerhin *zum großen Teil* richtig, und Abkömmlinge von ihm (also wenn man etwa „möglich“ in ihm durch „naturgesetzlich möglich“ ersetzt) sind, wie es scheint, sogar *insgesamt* richtig.

Deutet man „möglich“ durch „in einer möglichen Welt aktual“ (oder, äquivalent, durch „möglicherweise aktual“, wo aber „aktual“ unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogen fungieren soll), dann erweist sich natürlich das Möglichkeitsprinzip für Sachverhalte insgesamt als richtig (trivialerweise); aber die Adäquatheit dieser Deutung ist eben genauso frag-

Das Möglichkeitsprinzip wenigstens in einer Richtung wahr?

Das Möglichkeitsprinzip und weltenrelative Möglichkeitsbegriffe

lich wie die Adäquatheit der obigen Definition von „möglicher Sachverhalt“, aus der sich das Möglichkeitsprinzip für Sachverhalte unmittelbar ergibt.

Mögliche Welten,
wir und absolute
Aktualität in aktuali-
tätsrelativistischer
Sicht

Der Aktualitätsrelativismus wird, wie wir in Abs. 5 gesehen haben, um eine einigermaßen befriedigende Deutung des absoluten Aktualitätsbegriffs zu erhalten, zu der Auffassung von möglichen Welten als individuenähnliche Entitäten gedrängt, von denen *eine* dadurch hervorgehoben sei, dass sie die *einzig*e mögliche Welt ist, von der *wir* Teile sind. Dadurch avanciert diese mögliche Welt, nach aktualitätsrelativistischer Auffassung, zur absolut aktuellen Welt, und alle übrigen Entitäten, die absolut aktuell sind, seien dadurch absolut aktuell, dass sie *in ihr* aktuell sind.

Doch ist dies nicht befriedigend. Analog ist unter den Orten im Raum einer dadurch hervorgehoben, dass *ich* zu einem bestimmten Zeitpunkt dort bin. Aber dadurch wird nicht die Tatsache aufgehoben, dass der Raum *an sich* keine ausgezeichneten Orte hat. Analog wird durch die aktualitätsrelativistische Fixierung der absolut aktuellen Welt – als der einzigen möglichen Welt, von der *wir* Teile sind – nicht die schwerlich zu akzeptierende Konsequenz des Aktualitätsrelativismus aufgehoben, dass *an sich* keine mögliche Welt eine ausgezeichnete Aktualität hat, sondern gewissermaßen alle möglichen Welten *gleich* aktuell sind (jede ist ja in sich selbst aktuell) – oder auch alle *gleich* nichtaktuell sind (jede ist ja in jeder von ihr verschiedenen möglichen Welt nichtaktuell). *Objektiv* spräche also nach aktualitätsrelativistischer Auffassung nichts dagegen, „aktuell*“ durch „in *w* aktuell“ zu deuten (statt durch „in *w** aktuell“).

Aktualitäts-
relativistische
Schwierigkeiten mit
Möglichkeits-
aussagen

Die „Fesselung“ von *uns* an eine einzige mögliche Welt hat zudem eigene, schwerlich zu akzeptierende Konsequenzen für die Analyse von Möglichkeitsaussagen. „U. M. hätte in seinem Leben auch Geographie studieren können“ („können“ im weitesten Sinn genommen) ist ein wahrer Satz. Er ist es deshalb, weil der Sachverhalt, dass U. M. in seinem Leben Geographie studiert, ein Teilsachverhalt einer möglichen Welt und mithin möglich ist – und zugleich nicht aktuell ist (mithin auch: nicht aktuell* ist, nicht in *w** aktuell ist).

Aus der Sicht des Aktualitätsrelativismus kann diese Begründung der Wahrheit von „U. M. hätte in seinem Leben auch Geographie studieren können“ aber nicht gegeben werden. Denn da U. M. gewiss Konstituente von *w** ist, ergibt sich aus obiger Begründung, dass U. M. Konstituente auch einer anderen möglichen Welt als *w** ist – dem Aktualitätsrelativismus entgegen:

Da der fragliche Sachverhalt – dass U. M. in seinem Leben Geographie studiert – gemäß jener Begründung Teilsachverhalt einer möglichen Welt *w* ist, ist U. M. Konstituente von *w*; *w* kann aber nicht identisch mit *w** sein, denn sonst wäre der fragliche Sachverhalt Teilsachverhalt von *w** und mithin – nach dem Aktualitätsprinzip für Sachverhalte – aktuell*, was er aber nicht ist. Folglich ist U. M. Konstituente auch einer *anderen* möglichen Welt als *w** – eine Konsequenz, die aus der Sicht des Aktualitätsrelativismus unannehmbar ist, denn gemäß dem Aktualitätsrelativismus ist ja U. M. Konstituente nur einer einzigen möglichen Welt, nämlich von *w**.

Weshalb? Zum Aktualitätsrelativismus, wenn er einigermaßen plausibel sein soll, gehört, dass mögliche Welten, das Bezugsobjekt von „*w**“ und

U. M. als individuenähnliche Entitäten erachtet werden und dass U. M. unter allen möglichen Welten einzig und allein ein *Teil* von w^* sein soll – wie in Abs. 5 geschildert (Stichwort: „Lewis’sche Antwort“); woraus sich aber ergibt, dass U. M. unter allen möglichen Welten eine *Konstituente* einzig und allein von w^* sein muss, da individuenähnliche Entitäten Konstituenten von individuenähnlichen Entitäten nur dann sind, wenn sie von ihnen Teile sind, wie schon in Abs. 5 bemerkt. Wäre U. M. Konstituente auch einer anderen möglichen Welt als w^* – wobei er von w^* deshalb eine Konstituente ist, weil er (nach aktualitätsrelativistischer Ansicht) ein Teil von ihr ist –, so wäre er also dadurch Teil auch einer *anderen* möglichen Welt als w^* – was dem Aktualitätsrelativismus entgegen ist.

Wenn der offenbar einzige aktualitätsrelativistische Zugang zu einer willkürfreien Auszeichnung der absoluten Aktualität nicht aufgegeben werden soll, muss ein Aktualitätsrelativist folglich eine andere Begründung für die Wahrheit des Satzes „U. M. hätte in seinem Leben auch Geographie studieren können“ liefern als die oben angegebene.

Im Sinne des Aktualitätsrelativisten David Lewis sieht eine solche Begründung nun wie folgt aus: Der Satz ist deshalb wahr, weil U. M. in w^* (als Teil von w^*) zwar in seinem Leben nicht Geographie studiert, aber in einer anderen (also nicht wirklichen) möglichen Welt w ein *Gegenstück* von U. M. (als Teil von w) sehr wohl in seinem Leben Geographie studiert. Dabei sind Gegenstücke von U. M. in einer nichtwirklichen möglichen Welt (*gewöhnlich* handelt es sich freilich nur um *höchstens ein* Gegenstück) individuenähnliche Entitäten, die Teile von ihr und somit verschiedenen von U. M. sind, die aber U. M., so wie U. M. in w^* ist, ähnlicher sind als alle übrigen Teile von ihr.

Die lewissche Begründung der Wahrheit des Satzes „U. M. hätte in seinem Leben auch Geographie studieren können“ scheint nun aber den Sinn dieses Satzes fundamental zu verfehlen. Denn, wie es *mit mir*, U. M., hätte sein können, mag damit zu tun haben, wie es *mit mir* in einer anderen möglichen Welt *ist*, sicherlich jedoch nicht damit, wie es *mit einem anderen als mir* in einer anderen möglichen Welt *ist*, und sei er mir noch so ähnlich. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf den Charakter metaphysischen Diskurses, dass Lewis – ein äußerst scharfsinniger Philosoph – nie Anlass sah, von seiner Deutung singulärer kontrafaktischer Möglichkeitsaussagen – d. h. von Aussagen der Gestalt „Es hätte auch sein können, dass $A(b)$ “ – abzugehen, obwohl ihm der eben erhobene Einwand wieder und wieder gemacht wurde (u. a. von Kripke; siehe [7-9], S. 195). Dabei hat er einen der größten Metaphysiker aller Zeiten auf seiner Seite: Leibniz.

Das geht in besonderer Klarheit aus einem Brief von Leibniz an Antoine Arnauld hervor (siehe [7-14], S. 189–206, insbesondere S. 198–201): Hätte Adam (Leibnizens Beispiel) auch eine andere Nachkommenschaft haben können? Nach Leibniz ist diese Frage nur im folgenden Sinn zu bejahen: Es stand Gott frei, *einen anderen Adam*, der eine andere Nachkommenschaft hat, mit anderen Worten: *ein Gegenstück von Adam* zu schaffen – wirklich zu machen –, mit diesem anderen Adam eine andere mögliche Welt (die freilich nicht die beste aller möglichen Welten gewesen wäre). Wie aber hieraus ebenfalls deutlich wird, war Leibniz trotz der impliziten Vorwegnahme der Gegenstücktheorie durchaus kein Aktualitätsrelativist: Wenn

Die gegenstücktheoretische Analyse von Möglichkeitsaussagen

Leibniz wie Lewis Gegenstücktheoretiker, anders als Lewis kein Aktualitätsrelativist

absolute Aktualität etwas von Gott Verliehenes ist (einem einzigen „möglichen Adam“, wie Leibniz sagt, und um ihn herum einer einzigen, zu ihm passenden möglichen Welt, oder anders, aber äquivalent gesagt: einer einzigen möglichen Welt, und in ihr einem einzigen möglichen Adam), so ist absolute Aktualität eben nicht etwas, das sich aus dem Einwohnungsverhältnis zu einer bestimmten möglichen Welt intrinsisch-essentiell ergibt. Anders gesagt: Absolute Aktualität ist dann keine Sache eines bloßen Ortes im „logischen Raum“ (wie man die Gesamtheit der möglichen Welten auch nennt), keine Sache der bloßen Positionierung im Möglichen, keine Sache einer „Wirklichkeitsstelle“ (die letztlich nur willkürlich oder anthropozentrisch auszeichnenbar ist, denn der logische Raum ist wie der Weltraum *isotrop*). Und mithin, metaphorisch gesprochen: Das Mögliche gebiert nicht aus sich selbst alles Wirkliche; es leuchtet nicht aus sich selbst im Licht der Wirklichkeit überall dort, wo es in diesem Licht leuchtet. Vielmehr ist es auf sich allein gestellt weitgehend *wirklichkeitsdunkel*.

7. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen

Zusammenfassung

In diesem langen Kapitel standen die Kategorie der Sachverhalte und die Transzendentalie der Aktualität im Mittelpunkt der Betrachtung. Durch deren Zusammenspiel konnte, unter Verwendung des Begriffs des Instantiierungssachverhalts, der Typenexemplifikation und der prädikativen Exemplifikation eine Deutung gegeben werden, die viel befriedigender ist als die urplatonische und die mereologische Exemplifikationstheorie. In der Frage des für Sachverhalte angemessenen Unterscheidungsgrades wurde eine „grobe“ Sachverhaltskonzeption ergriffen; bei den Prima-facie-Beispielen für „feine Sachverhalte“ handelt es sich dagegen um Propositionen, die eine eigene Kategorie neben den Sachverhalten bilden (als die sprachbezogenen Sekundärentitäten zu diesen). Es erwies sich, dass weder Instantiierungssachverhalte noch Instantiierungspropositionen einfach als endlichlange diskrete Folgen der in ihnen sättigungsbeteiligten Entitäten angesehen werden können. Die Antinomie der Sachverhalte zeigte, dass nicht jeder Satz einen Sachverhalt ausdrückt, und das so genannte „Slingshot“-Argument schien – schien aber auch nur – zu zeigen, dass überhaupt nur ein einziger Sachverhalt von allen wahren Sätzen und ein einziger Sachverhalt von allen falschen Sätzen ausgedrückt wird. Demgegenüber ist festzuhalten, dass die Anzahl und die Mannigfaltigkeit der von Sätzen ausgedrückten Sachverhalte sehr groß ist. Darüber hinaus sind Sachverhalte vorhanden, die nicht durch Sätze, in denen sie nicht genannt werden, ausdrückbar sind. Solche Sachverhalte sind insbesondere die maximalkonsistenten Sachverhalte, die möglichen Welten, unter ihnen die wirkliche Welt, der Sachverhalt w^* . Im Anschluss hieran wurde insbesondere in der Anwendung auf Sachverhalte unterschieden zwischen „aktual in [der möglichen Welt] w “, „aktual [in der jeweiligen durch den Kontext zu bestimmenden Bezugswelt]“ und „[absolut] aktual“, oder mit anderem Wort: „aktual*“. Es wurde die Frage diskutiert, ob „aktual*“ („absolut aktual“) durch „aktual in w^* “, also in der Anwendung auf Sachverhalte: durch „Teilsachverhalt der möglichen Welt w^* “ definierbar ist. Vieles sprach gegen diesen Aktualitätsrelativismus, am gravierendsten die offenbare Unmöglichkeit, die mögliche Welt w^* – als in der Definition zu nennende Bezugswelt – in nichtzirkulärer Weise gegenüber einer beliebigen anderen möglichen Welt w objektiv auszuzeichnen. Auf diese Situation mit dem Verzicht auf das Konzept absoluter Aktualität zu reagieren,

kommt weit weniger in Frage als ein Verzicht auf das Konzept absoluter Gegenwärtigkeit (obwohl auch gegen letzteren einiges spricht). Als problematisch erwies sich schließlich auch die Definition von „möglicher Sachverhalt“ durch „Teilsachverhalt einer möglichen Welt“.

Lektürehinweise

Eine präzise Formulierung eines ontologischen Rahmens, in den sich die eigenschaftsmereologische leibnizische Exemplifikationstheorie und andere Aspekte der leibnizischen Metaphysik einfügen lassen, findet sich in [7-15], Teil II. Teil I von [7-15] bietet eine Ontologie der Sachverhalte, eine in mehrerer Hinsicht andere [7-16], Kap. IV und V. Zu Sachverhalten als grundlegende ontologische Kategorie ist am umfassendsten und sehr einflussreich [7-6]; siehe insbesondere Kap. 8. Zur Geschichte des Sachverhaltsbegriffs siehe den Artikel „Sachverhalt“ in [7-17]. Zum „Slingshot“-Argument vgl. [7-18]. Zu den Komplexitäten, die sich mit der auf den ersten Blick so einfach erscheinenden Transzendentalie der Aktualität verbinden, siehe [7-19], [7-20], [7-21] sowie am ausführlichsten [7-12], die ersten vier Kapitel. Zur Kontroverse um absolute Gegenwärtigkeit und zum Fließen der Zeit siehe die Argumente in [7-13], [7-22], [7-23] sowie in [7-12], Kap. XII. Eine Verteidigung des Fließens der Zeit im Hinblick auf eine Lösung des Problems der Auszeichnung der Zeitrichtung bietet [7-24]; zur Kritik an der entropischen Theorie der Zeitrichtung siehe auch [7-25]. Zur Gegenstücktheorie, ihren leibnizischen Wurzeln und ihrer Kritik siehe [7-26] und [7-27], S. 427–431. Zur Exemplifikationstheorie von Leibniz, aus der seine Urform der Gegenstücktheorie fließt, siehe von Leibniz selbst [7-28], Abschnitt 8. Im Übrigen: Zu Tarskis Unterscheidung von Objekt- und Metasprache in Reaktion auf die Lügnerantinomie siehe [7-29]; mehr zum „Slingshot“-Argument findet sich in [7-30], 2. Teil, Kap. 12; Lewis' ursprüngliche Formulierung der Gegenstücktheorie ist [7-31].

Fragen und Übungen

Zu Abschnitt 1:

Bennennen Sie Sachverhalte durch Dass-Ausdrücke (Richtschnur: 10 Beispiele). Bennennen Sie dieselben Sachverhalte wenn möglich auch durch Sättigungsausdrücke (Ausdrücke der Form $\langle F, a_1, \dots, a_n \rangle$).

Zu Abschnitt 2:

Wie lässt sich aufgrund von Platons ursprünglicher Theorie der Exemplifikation rechtfertigen, dass die Schönheit nicht nur schön, sondern sogar am schönsten (schöner als alles andere) ist?

Woran liegt es nach Platons ursprünglicher Theorie der Exemplifikation, dass diese Rose schöner als jener Krautkopf ist?

Führen Sie ad absurdum, dass das Typenobjekt *Mensch* ein Mensch ist.

Zu Abschnitt 3:

Finden Sie Sätze, die denselben Sachverhalt ausdrücken, aber verschiedenen Inhalt haben.

Geben Sie einige *natürliche* endlichlange diskrete Folgen an, und einige *unnatürliche*.

Verdeutlichen Sie sich die Unterscheidung zwischen rigiden und nichtrigiden Namen durch eigene Beispiele.

Zu Abschnitt 4:

Angenommen, das „Slingshot“-Argument wäre richtig und alle wahren Sätze drücken den Sachverhalt p aus und alle falschen Sätze den Sachverhalt p' . Was spricht dann dagegen, dass *alle* Sätze ein und denselben Sachverhalt ausdrücken? Wie könnte, wenn das „Slingshot“-Argument richtig wäre, erschlossen werden, dass überhaupt nur zwei Sachverhalte vorhanden sind?

Zu Abschnitt 5 und 6:

„ w^* ist kontingenterweise identisch mit der Summe aller aktuellen Sachverhalte, so

wie die Venus kontingenterweise identisch mit dem Morgenstern ist“ – was kann mit dieser Aussage gemeint sein, angesichts der Tatsache, dass w^* nur mit w^* identisch sein kann, und die Venus nur mit der Venus?

Bemühen Sie sich, die folgende Aussage so zu verstehen, dass sie wahr wird: „Es hätte sein können, dass die wirkliche Welt nicht die wirkliche Welt ist“. Versuchen Sie dann, die die Aussage wahr machende Interpretation zu beschreiben.

Bemühen Sie sich, je einen wahren Beispielsatz anzugeben, in dem (1) „aktual“ (oder „wirklich“) mit zeitlicher Relativierung vorkommt, (2) „aktual“ unbestimmt zeitbezogen vorkommt, (3) „aktual“ schlechthin, aber mit Relativierung auf eine mögliche Welt vorkommt, (4) „aktual“ schlechthin, aber unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogen vorkommt, (5) „aktual“ absolut vorkommt. (Es sollten fünf verschiedene Beispielsätze sein.)

Zu Abschnitt 5, 6 und 3:

Der Sachverhalt, dass 2 nicht gerade ist, ist Teilsachverhalt keiner möglichen Welt (und mithin der Sachverhalt, dass 2 gerade ist, Teilsachverhalt jeder möglichen Welt). Der Sachverhalt, dass w^* nicht aktual* ist, ist ebenfalls Teilsachverhalt keiner möglichen Welt (und mithin der Sachverhalt, dass w^* aktual* ist, Teilsachverhalt jeder möglichen Welt). Ist also gemäß der groben Konzeption von Sachverhalten der Sachverhalt, dass 2 nicht gerade ist, identisch mit dem Sachverhalt, dass w^* nicht aktual* ist? Wäre das akzeptabel?

VIII. Normaluniversalien und Sachverhalte – Begriffe und Propositionen

Dieses Kapitel wendet sich zunächst dem für prädikative Universalien – also auch für Normaluniversalien – anzunehmenden Differenzierungsgrad zu. Daraus ergibt sich in natürlicher Weise die nähere Diskussion einer Art von prädikativen Funktionen, die bislang nicht eigens thematisiert wurden, nämlich der Begriffe. Abschließend wird anhand des Beispiels der Identifikation von feindifferenzierten Normaluniversalien mit Begriffen aufgezeigt, welches Problem sich mit jeder ontologischen Reduktion verbindet und wie es gegebenenfalls überwunden werden kann.

1. Der Zusammenhang zwischen dem Differenzierungsgrad von Sachverhalten und dem Differenzierungsgrad von Normaluniversalien

Eine Normaluniversalie ist eine *endlichstellige* prädikative Universalie. Die Resultate der (vollständigen) Sättigung von Normaluniversalien mit passenden Entitäten sind Sachverhalte; die Resultate der *Extraktion* dieser Entitäten aus diesen Sachverhalten sind jene Normaluniversalien. Wir haben uns oben (in Kap. VII.3) für eine Auffassung von Sachverhalten als *grobe* (grobunterschiedene) Sachverhalte entschieden. Dies bleibt wegen des eben geschilderten Zusammenhangs zwischen Normaluniversalien und Sachverhalten nicht ohne Auswirkungen auf die Auffassung vom Differenzierungsgrad der Normaluniversalien: Da Sachverhalte *grobe* Sachverhalte sein sollen, müssen Normaluniversalien *grobe* (grobunterschiedene) Normaluniversalien sein; da also der Sachverhalt, dass d^* ein gleichseitiges Dreieck ist, und der Sachverhalt, dass d^* ein gleichwinkliges Dreieck ist, als *identisch* gelten, müssen die entsprechenden Normaluniversalien – die Eigenschaft, ein gleichseitiges Dreieck zu sein, und die Eigenschaft, ein gleichwinkliges Dreieck zu sein – ebenfalls als *identisch* gelten.

Groben Sachverhalten entsprechen grobe Normaluniversalien

Dasselbe lässt sich auch auf anderem Wege einsehen. Unabhängig von der Grobheit oder Feinheit von Sachverhalten besteht nämlich der folgende Zusammenhang zwischen der Identität von Sachverhalten und der Identität von Normaluniversalien:

Das Identitätsprinzip für Normaluniversalien

(a) Normaluniversalien F und G sind *nur dann* identisch, wenn sie (1) dieselbe Stellenzahl N haben und (2) durch genau dieselben Entitäten gesättigt werden können, d. h. wenn für alle x_1, \dots, x_N gilt: $\langle F, x_1, \dots, x_N \rangle$ ist ein Sachverhalt genau dann, wenn $\langle G, x_1, \dots, x_N \rangle$ ein Sachverhalt ist.

(b) Für alle N -stelligen Normaluniversalien F und G , die durch dieselben Entitäten gesättigt werden können, gilt:

F ist identisch mit G genau dann, wenn für alle x_1, \dots, x_N gilt: ist $\langle F, x_1, \dots, x_N \rangle$ ein Sachverhalt und $\langle G, x_1, \dots, x_N \rangle$ ein Sachverhalt, dann $\langle F, x_1, \dots, x_N \rangle = \langle G, x_1, \dots, x_N \rangle$.

Die Differenzierung von Normaluniversalien aus der Differenzierung von Sachverhalten

Hieraus ist unmittelbar ersichtlich, dass der Differenzierungsgrad von Normaluniversalien sich nach dem Differenzierungsgrad von Sachverhalten

richtet: sind *diese* grobdifferenziert (alternativ: feindifferenziert), so eben auch *jene*.

Betrachten wir – wie schon eben – die 1-stellige Universalie, ein gleichseitiges Dreieck zu sein, kurz: F_0 , und die 1-stellige Universalie, ein gleichwinkliges Dreieck zu sein, kurz: G_0 . Beide Normaluniversalien sind Individueneigenschaften, also Universalien aus der Funktionskategorie $[<I>/[S]$. Es gilt für alle x : $\langle F_0, x \rangle$ ist genau dann ein Sachverhalt, wenn x ein Individuum ist, und $\langle G_0, x \rangle$ ist genau dann ein Sachverhalt, wenn x ein Individuum ist (und F_0 und G_0 können demnach durch genau dieselben Entitäten gesättigt werden, nämlich durch Individuen und nur durch Individuen). Denn für Individueneigenschaften H gilt *allgemein*, dass, für alle x , $\langle H, x \rangle$ genau dann ein Sachverhalt ist, wenn x ein Individuum ist.

Wie leicht einzusehen ist, folgt unter Voraussetzung des letzten Satzes aus dem Identitätsprinzip für Normaluniversalien das folgende *Identitätsprinzip für Individueneigenschaften*:

Eine Konsequenz des Identitätsprinzips für Normaluniversalien

Für alle Individueneigenschaften F und G : F ist identisch mit G genau dann, wenn für alle Individuen x gilt: $\langle F, x \rangle = \langle G, x \rangle$.

Nun gilt für alle Individuen x : der Sachverhalt, dass x ein gleichseitiges Dreieck ist, ist identisch mit $\langle F_0, x \rangle$; der Sachverhalt, dass x ein gleichwinkliges Dreieck ist, ist identisch mit $\langle G_0, x \rangle$. Und gemäß der groben Auffassung von Sachverhalten (exakt gesprochen: gemäß der Auffassung von Sachverhalten als grobunterschiedene Sachverhalte) gilt zudem zweifellos für alle Individuen x : der Sachverhalt, dass x ein gleichseitiges Dreieck ist, ist identisch mit dem Sachverhalt, dass x ein gleichwinkliges Dreieck ist. Folglich gilt für alle Individuen x : $\langle F_0, x \rangle = \langle G_0, x \rangle$, und mithin ergibt sich, da F_0 und G_0 Individueneigenschaften sind, aufgrund des Identitätsprinzips für Individueneigenschaften: F_0 ist identisch mit G_0 . Erst recht aber ergibt sich dies aufgrund des Identitätsprinzips für Normaluniversalien.

Worin Grobheit der Normaluniversalien besteht, und Grobheit der Sachverhalte

Es ist somit exemplarisch deutlich geworden, dass sich die grobe Differenzierung der Sachverhalte mittels des Identitätsprinzips für Normaluniversalien in einer groben Differenzierung von Normaluniversalien auswirkt. Denn die Eigenschaft, ein gleichseitiges Dreieck zu sein, und die Eigenschaft, ein gleichwinkliges Dreieck zu sein, haben sich als ein und dieselbe Eigenschaft erwiesen. Dieses Resultat passt nur zu einer Auffassung der Normaluniversalien als *grobunterschiedene* Normaluniversalien, denn für diese Auffassung ist kennzeichnend,

dass Normaluniversalien, die unter gewissen möglichen Umständen [zu einer Zeit] durch eine Entität exemplifiziert sind, durch die sie unter gewissen anderen möglichen Umständen [zu dieser Zeit] nicht exemplifiziert sind, stets als identisch gelten, wenn es keinen möglichen Umstand gibt, unter dem eine Entität [zu einer Zeit] die eine Normaluniversalie exemplifiziert, die andere aber nicht.

(Zum Vergleich: Für eine Auffassung von Sachverhalten als grobunterschiedene Sachverhalte war kennzeichnend – siehe Kap. VII.3 –,

dass Sachverhalte, die unter gewissen möglichen Umständen [zu einer Zeit] bestehen und unter gewissen anderen möglichen Umständen [zu dieser Zeit] nicht bestehen, stets als identisch gelten, wenn es keinen möglichen Umstand gibt, unter dem [zu einer Zeit] der eine Sachverhalt besteht, der andere aber nicht.)

Es gibt keinen möglichen Umstand, unter dem etwas die Eigenschaft, ein gleichseitiges Dreieck zu sein, zu einer Zeit exemplifiziert, die Eigenschaft, ein gleichwinkliges Dreieck zu sein, aber nicht zu dieser Zeit exemplifiziert, oder umgekehrt, und bei den beiden Eigenschaften handelt es sich um Normaluniversalien, die unter gewissen möglichen Umständen zu einer Zeit durch eine Entität exemplifiziert sind, durch die sie unter gewissen anderen möglichen Umständen zu dieser Zeit nicht exemplifiziert sind. („Gleichseitiges Dreieck“ und „gleichwinkliges Dreieck“ seien in einem Alltagssinn gemeint, und nicht in einem idealgeometrischen.) Jedoch nur wenn Normaluniversalien grob aufgefasst, grob differenziert werden, folgt daraus (gemäß dem eben angeführten, für diese Auffassung von Normaluniversalien kennzeichnenden Identitätsprinzip), dass die genannten Eigenschaften identisch sind. Werden Normaluniversalien hingegen fein aufgefasst, fein differenziert, dann ist man im Gegenteil geneigt, jene Eigenschaften dennoch als voneinander verschieden anzusehen (dem besagten Identitätsprinzip entgegen).

2. Begriffe

Die am Ende des letzten Abschnitts beschriebene Intuition und viele andere derartige Verschiedenheitsintuitionen müssen nicht über Bord geworfen werden, wenn Normaluniversalien nun im Sog der groben Auffassung von Sachverhalten generell als grobdifferenziert aufzufassen sind. Wir müssen nur die Entitäten, auf die sich jene Intuitionen beziehen, die Entitäten, die man vorderhand als „feinunterschiedene Normaluniversalien“ bezeichnen möchte, *anders* bezeichnen: nicht als „Normaluniversalien“ (und daher auch nicht als „Eigenschaften“ oder als „endlichstellige Relationen“), sondern als „Begriffe“. Denn wo die (nunmehr grobaufgefassten) Normaluniversalien – die Eigenschaften und N-stelligen Relationen (für „N“ ist einsetzbar jeder Name für eine natürliche Zahl ab einschließlich 2) – schon identisch sind, sind ihnen entsprechende *Begriffe* – einstellige und N-stellige – noch verschieden: Die Eigenschaft, ein gleichseitiges Dreieck zu sein, ist identisch mit der Eigenschaft, ein gleichwinkliges Dreieck zu sein; aber der einstellige Begriff Gleichseitiges Dreieck ist selbstverständlich verschieden von dem einstelligen Begriff Gleichwinkliges Dreieck.

„Begriffe“ mögen nun die Entitäten heißen, die man zunächst als „feindifferenzierte Normaluniversalien“ bezeichnen möchte, aber nach der Gleichsetzung von Normaluniversalien mit grobdifferenzierten Normaluniversalien – im Zuge davon wird man die prädikativen Universalien insgesamt (nicht nur die endlichstelligen) grobdifferenziert auffassen – nicht mehr so bezeichnen kann, denn in Folge dieser Gleichsetzung kann keine Entität eine feindifferenzierte Normaluniversalie sein. Das Verhältnis zwischen Begriffen und prädikativen Universalien (mit der Untergruppe der Normaluniversalien), die zusammen die prädikativen Funktionen ausmachen, steht dabei weitgehend in exakter Parallele zum Verhältnis zwischen Propositionen und Sachverhalten:

Propositionen und Sachverhalte gehören der obersten Seinsart der Objekte an, während Begriffe und prädikative Universalien zu der zur ge-

Grobheit der
Normaluniversalien,
Feinheit der Begriffe

Prädikative
Universalien und
Begriffe parallel
zu Sachverhalten
und Propositionen

nannten Seinsart komplementären obersten Seinsart der Funktionen gehören. Wie die Fundamentalunterscheidung zwischen Funktionen und Objekten (letztere werden von Frege „Gegenstände“ genannt) ist auch die Einordnung der Begriffe unter die Funktionen eine der großen ontologischen Leistungen Freges (siehe [8-1]), wobei allerdings Frege unter dem Wort „Begriff“ nicht das verstanden hat, was hier mit diesem Wort gemeint ist (sondern nur etwas damit Verwandtes).

Satzinhalte und
Prädikatsinhalte

Sätze drücken (wenn sie etwas von ihrem Sinn Verschiedenes ausdrücken) sowohl eine Proposition als auch einen Sachverhalt aus, wobei die ausgedrückte Proposition der *Inhalt* des sie ausdrückenden Satzes ist, durch welchen der durch den Satz ausgedrückte Sachverhalt eindeutig bestimmt wird. Prädikative Funktionsausdrücke – (logische) Prädikate – auf der anderen Seite drücken (wenn sie etwas von ihrem Sinn Verschiedenes ausdrücken) sowohl einen Begriff als auch eine prädikative Universalie, nämlich eine Normaluniversalie aus, wobei sich die Stellenzahl des ausgedrückten Begriffs und der ausgedrückten Universalie nach der Stellenzahl des ausdrückenden Prädikats richtet. Der ausgedrückte Begriff ist der *Inhalt* des ihn ausdrückenden Prädikats, durch welchen die durch das Prädikat ausgedrückte Universalie eindeutig bestimmt wird.

Propositionen haben eine größere Nähe zur Sprache als Sachverhalte, was sich darin zeigt, dass die Struktur einer ausgedrückten Proposition der Struktur des ausdrückenden Satzes näher steht als die Struktur des zugleich ausgedrückten Sachverhalts. Analog haben Begriffe eine größere Sprachnähe als prädikative Universalien, was sich darin zeigt, dass die Struktur eines ausgedrückten Begriffs der Struktur des ausdrückenden Prädikats näher steht als die Struktur der zugleich ausgedrückten prädikativen Universalie. Überhaupt haben Propositionen und Begriffe ein inneres Verhältnis zum Ausgedrücktwerden durch Sätze bzw. Prädikate – was Sachverhalte und prädikative Universalien nicht haben.

Primär- und
Sekundärentitäten

Propositionen sind die sprachbezogenen Sekundärentitäten zu Sachverhalten; sie bilden eine eigene Kategorie von Objekten neben der Objekt-Kategorie der Sachverhalte, nämlich die zur Kategorie der Sachverhalte gehörige sprachbezogene Sekundärkategorie. Begriffe sind dementsprechend die sprachbezogenen Sekundärentitäten zu den prädikativen Universalien und, wie diese, Funktionen. Sie bilden jedoch keine eigene Kategorie von Funktionen (*im strengen Sinn* von „Kategorie“, der im Kap. II beschrieben wird: Kategorie des gewählten Kategoriensystems), wie ja auch die prädikativen Universalien keine eigene Kategorie von Funktionen bilden, sondern sich auf die verschiedenen Kategorien der sachverhaltsresultierenden Funktionen verteilen oder überhaupt nicht kategorisierbar sind (außer in Restkategorien, die neben den Normalkategorien eingerichtet sind).

Es ist nun nicht nur so, dass sich die kategorial gleichsinnigen Gespanne *prädikative Universalie–Begriff* und *Sachverhalt–Proposition* analog verhalten (wie gesehen), sondern die kategorial ungleichsinnigen (aber dem Differenzierungsgrad nach homogenen) Gespanne *Begriff–Proposition* und *prädikative Universalie–Sachverhalt* tun dies ebenfalls: Wie die vollständige Sättigung einer prädikativen Universalie ein Sachverhalt ist, so ist die vollständige Sättigung eines Begriffs eine Proposition.

Zur Bezeichnung von Sachverhalten und Propositionen stellt die Um-

gangssprache, wie wir gesehen haben, ein und dieselben Standardnamen zur Verfügung: Dass-Ausdrücke. Diese Ausdrücke referieren daher an sich doppeldeutig; der Kontext oder ein vereindeutigender Vorspann („der Sachverhalt, dass ...“, „die Proposition, dass ...“) können aber die Doppeldeutigkeit aufheben. Dem entspricht, dass die Umgangssprache auch für gewisse prädikative Universalien und Begriffe ein und dieselben Namen hat: „die Gerechtigkeit“, „die Schönheit“, „die Tugendhaftigkeit“ können *die Eigenschaft* der Gerechtigkeit, der Schönheit, der Tugendhaftigkeit benennen, ebenso aber *den Begriff* der Gerechtigkeit, der Schönheit, der Tugendhaftigkeit.

Referentielle ontologische Mehrdeutigkeit von abstrakten Namen

Es ist hingegen umgangssprachliche Konvention, dass Infinitive mit „zu“ nur Eigenschaften benennen, und niemals einstellige Begriffe, und zwar ganz gleichgültig, wie Eigenschaften und einstellige Begriffe ontologisch voneinander getrennt werden; man kann ja sagen: „Ein Mensch zu sein, ist eine Eigenschaft“, nicht aber: „Ein Mensch zu sein, ist ein Begriff“.

Da Prädikate sowohl Begriffe als auch prädikative Universalien ausdrücken, sind Namen in der ontologischen Fachsprache, die aus Prädikaten als Namen für die durch diese Prädikate jeweils ausgedrückten prädikativen Funktionen gebildet werden, an sich doppeldeutig. Beispielsweise sind die aus Prädikaten gebildeten λ -Ausdrücke – die Namen der Gestalt $\lambda o_1 \dots o_N [A(o_1, \dots, o_N)]$ – an sich doppeldeutig. Im Unterschied zur Umgangssprache können für Namen in einer Fachsprache jedoch jederzeit in völlig freier Weise vereindeutigende Festlegungen getroffen werden. In diesem Buch habe ich mit λ -Ausdrücken, die aus Prädikaten gebildet sind, stets prädikative Universalien benannt und damit eine implizite Festlegung darauf zum Ausdruck gebracht, solche λ -Ausdrücke nur zur Bezeichnung von prädikativen Universalien zu verwenden: $\lambda o_1 \dots o_N [A(o_1, \dots, o_N)]$ bezeichnet stets die durch ein N-stelliges Prädikat $A(x_1, \dots, x_N)$ ausgedrückte N-stellige prädikative Universalie. Für den durch $A(x_1, \dots, x_N)$ ausgedrückten N-stelligen Begriff verwenden wir hingegen die Bezeichnung $\delta o_1 \dots o_N [A(o_1, \dots, o_N)]$.

Zwei Arten von aus Prädikaten gebildeten Standardnamen

Wie bei Sachverhalten und Propositionen, bei denen man von den Ersteren sagen kann, *dass sie der Fall sind*, nicht aber von den Letzteren, und von den Letzteren, *dass sie wahr sind*, nicht aber von den Ersteren, bestehen auch bei prädikativen Universalien und Begriffen Unterschiede in der Anwendbarkeit ontologischer Termini, die auf dieselbe ontologische Situation gemünzt sind: Von der prädikativen Universalie $\lambda o_1 \dots o_N [A(o_1, \dots, o_N)]$ kann in einer gewissen ontologischen Situation wahrheitsgemäß gesagt werden, *sie sei durch die Entitäten x_1, \dots, x_N exemplifiziert*, nicht aber vom Begriff $\delta o_1 \dots o_N [A(o_1, \dots, o_N)]$; vom Begriff $\delta o_1 \dots o_N [A(o_1, \dots, o_N)]$ hingegen lässt sich in eben derselben ontologischen Situation wahrheitsgemäß sagen, *er sei durch die Entitäten x_1, \dots, x_N erfüllt*, nicht aber von der prädikativen Universalie $\lambda o_1 \dots o_N [A(o_1, \dots, o_N)]$. Daneben gibt es aber auch neutrale Termini, die in der gemeinten ontologischen Situation sowohl auf Begriffe als auch auf prädikative Universalien anwendbar sind: Sowohl von Begriffen als auch von prädikativen Universalien kann gesagt werden, *sie seien durch Entitäten x_1, \dots, x_N instantiiert*, oder *sie träfen auf Entitäten x_1, \dots, x_N zu*. Für prädikative Universalien geht die letztere Ausdrucksweise gerade eben noch durch, während sie für Begriffe völlig natürlich ist; gera-

Sprachunterschiede hinsichtlich Begriffen und prädikativen Universalien

de umgekehrt verhält es sich bei der ersteren Ausdrucksweise. Hinwiederum ist es völlig natürlich, zu sagen, *eine Entität habe eine gewisse Eigenschaft*, wenn man meint, eine gewisse Eigenschaft treffe auf sie zu; während es absurd ist, zu sagen, *sie habe einen gewissen einstelligen Begriff*, wenn man meint, ein gewisser Begriff treffe auf sie zu. Und *x steht auch nicht im zweistelligen Begriff R'* zu *y*, wenn der zweistellige Begriff *R'* auf *x*, *y* zutrifft; wohl aber *steht x in der zweistelligen Relation R* zu *y*, wenn die zweistellige Relation *R* auf *x*, *y* zutrifft.

In diesen Phänomenen zeigt sich einerseits die Verschiedenheit der prädikativen Universalien (der Primärentitäten) von den Begriffen (den sprachbezogenen Sekundärentitäten), andererseits aber auch die Verwandtschaft zwischen beiden Klassen von Entitäten.

3. Ein Problem ontologischer Reduktion

Von Begriffen – nämlich von ontologischen Begriffen – war in diesem Buch immer wieder die Rede, ohne dass der ontologische Status von *Begriffen* thematisiert wurde. Dies ist nun geschehen.

Im Nachhinein stellt sich die Frage, ob es angemessen, ja überhaupt möglich ist, die Entitäten, die man prima facie als feindifferenzierte Normaluniversalien ansehen würde, zu den Begriffen zu schlagen. Diese *ontologische Reduktion* der feindifferenzierten Normaluniversalien war ja der Ausgangspunkt der obigen Ausführungen zum Thema Begriffe. Vorausgegangen war die analoge ontologische Reduktion der feindifferenzierten Sachverhalte auf Propositionen (siehe Kap. VII.3); auch bei ihr stellt sich die Frage, ob sie angemessen, ja überhaupt möglich ist.

Ontologische
Reduktion trotz
sprachlichen
Widerstands?

Das Problem ist das Folgende: Von feindifferenzierten Normaluniversalien kann man, da sie ja *vorderhand* als prädikative Universalien gelten, *vorderhand* Dinge sagen, die man von Begriffen nicht sagen kann (und umgekehrt) – wie wir gesehen haben. Analog kann man von feindifferenzierten Sachverhalten, da sie ja *vorderhand* als Sachverhalte gelten, *vorderhand* Dinge sagen, die man von Propositionen nicht sagen kann (und umgekehrt) – wie wir ebenfalls gesehen haben. Wie können also feindifferenzierte Normaluniversalien *im Endeffekt* dennoch Begriffe und feindifferenzierte Sachverhalte *im Endeffekt* dennoch Propositionen sein?

Das Muster des eben geschilderten Problems tritt jedoch bei jeder ontologischen Reduktion auf. Der berühmteste Fall, der im Rahmen der Speziellen Metaphysik diskutiert wird, ist die von Materialisten angestrebte Reduktion von psychischen Vorgängen auf physische. *Immer* kann man *vorderhand* von den zu reduzierenden Entitäten etwas sagen, das von den Entitäten, auf die sie reduziert werden sollen, nicht gesagt werden kann (und umgekehrt). Müsste man sich dadurch in jedem Fall von einer ins Auge gefassten ontologischen Reduktion abhalten lassen, so gäbe es keine einzige vernünftigerweise durchgeführte ontologische Reduktion – eine Konsequenz, die kaum als akzeptabel gelten kann.

Vielmehr muss man sich bei jeder ontologischen Reduktion fragen, ob die Vorteile für die Theoriebildung, die aus ihr fließen, groß genug sind, den stets vorhandenen *Reduktionswiderstand* (ich habe ausgeführt, worin

er besteht) zu überwinden, oder aber im Gegenteil dazu *nicht* groß genug sind. Im ersteren Fall geht die ontologische Reduktion in Ordnung, im letzteren Fall hingegen nicht.

Die ontologische Reduktion von feindifferenzierten Normaluniversalien auf Begriffe und von feindifferenzierten Sachverhalten auf Propositionen bedingt nun zweifelsohne eine immense Vereinfachung ontologischer Theorie – ein Gewinn, der ausreicht, die mit jenen ontologischen Reduktionen verbundenen Reduktionswiderstände zu überwinden. Deshalb gehen diese ontologischen Reduktionen in Ordnung. Demgegenüber geht meines Erachtens die ontologische Reduktion von psychischen Vorgängen auf physische *nicht* in Ordnung, denn der damit verbundene Gewinn für die Theoriebildung reicht nicht aus, den Reduktionswiderstand zu überwinden. Doch ist hier nicht der Ort, hierauf näher einzugehen.

4. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen

Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde gezeigt, dass eine grobdifferenzierende Auffassung von Sachverhalten eine grobdifferenzierende Auffassung von Normaluniversalien – von endlichstelligen prädikativen Universalien – nach sich zieht; das ließ sich vor allem mittels eines Identitätsprinzips für Normaluniversalien nachweisen. Intuitionen, die auf feindifferenzierte Normaluniversalien verweisen, meinen eigentlich Begriffe, so wie Intuitionen, die auf feindifferenzierte Sachverhalte verweisen, eigentlich Propositionen meinen. Begriffe sind prädikative Funktionen, die sich zu Propositionen verhalten wie prädikative Universalien zu Sachverhalten. Jedes Prädikat, das überhaupt etwas von seinem Sinn Verschiedenes ausdrückt, drückt sowohl einen Begriff als auch eine durch diesen Begriff bestimmte Normaluniversalie aus, so wie jeder Satz, der überhaupt etwas von seinem Sinn Verschiedenes ausdrückt, sowohl eine Proposition als auch einen durch diese Proposition bestimmten Sachverhalt ausdrückt. Abschließend wird gezeigt, dass feindifferenzierte Normaluniversalien auf Begriffe (und feindifferenzierte Sachverhalte auf Propositionen) ontologisch reduziert werden können, obwohl der ontologische Sprachgebrauch dem in manchen Punkten entgegensteht.

Lektürehinweise

Begriffe werden von unterschiedlichen Ontologen, bei einiger Übereinstimmung, unterschiedlich beschrieben. Zur Illustration sei auf [8-2] verwiesen. Eine Monographie über Begriffe ist [8-3].

Fragen und Übungen

Zu Abschnitt 1:

Finden Sie fünf Beispiele für Normaluniversalien, die bei grobdifferenzierender Auffassung miteinander identisch sind, bei feindifferenzierender Auffassung aber nicht.

Zu Abschnitt 2:

Lesen Sie [8-1] und vergleichen Sie dann Freges Begriffsauffassung mit der in diesem Buch vertretenen Auffassung von Normaluniversalien und Begriffen.

Zu Abschnitt 3:

Beschreiben Sie nach der Lektüre des Abschnitts 3 in eigenen Worten, worin eine ontologische Reduktion besteht.

IX. Sprachsinn, Sprachinhalt, Intension

Dieses Kapitel bietet eine Gesamtkonzeption der Semantik der deskriptiven Sprache und zeigt auf, zu welchen ontologischen Unterscheidungen sie Anlass gibt.

1. Die drei Stufen des Ausdrückens

Alle sinnvollen sprachlichen Ausdrücke haben einen Sinn. Diesen drücken sie in absoluter Sprachnähe aus, so dass der Sinn eines sprachlichen Ausdrucks kaum von dem Ausdruck selbst ablösbar ist. Eine Folge davon ist, dass Ausdrücke, die sich in der logischen Komplexität unterscheiden, stets verschiedenen Sinn haben, *sofern* sie nicht durch eine Definition explizit als sinngleich postuliert wurden.

Satzsinn –
Proposition –
Sachverhalt,
Prädikatssinn –
Begriff – Normal-
universalie

Neben seinem Sinn drückt ein Satz zudem in der Regel in relativer Sprachnähe (Sprachabhängigkeit) eine Proposition und in relativer Sprachferne (Sprachunabhängigkeit) einen Sachverhalt aus. Neben seinem Sinn drückt ein Prädikat in der Regel in relativer Sprachnähe einen Begriff aus, und in relativer Sprachferne eine Normaluniversalie. Drücken auch sinnvolle Namen etwas aus, das von ihrem Sinn verschieden ist? Und wenn ja, lassen sich auch bei ihnen, je nach relativer Nähe oder Ferne zur Sprache, *zwei* vom ausgedrückten Sinn verschiedene ausgedrückte Entitäten ausmachen? (Die nachfolgenden Überlegungen befassen sich ausschließlich mit *singularen* Namen.)

2. Was von Namen neben ihrem Sinn ausgedrückt wird: Singularisierungen

Viele Namen drücken nur ihren Sinn aus

Viele Namen drücken nichts aus, das von ihrem Sinn verschieden ist. Der Name „U. M.“ benennt etwas: *mich*, aber er drückt mich nicht aus, denn Individuen werden nicht ausgedrückt. Der Name „U. M.“ hat auch einen Sinn, sonst wäre der komplexe Ausdruck „U. M. ist ein Mensch“ sinnlos. Aber der Name „U. M.“ – obwohl sinnvoll und außerdem etwas bezeichnend – drückt eben nichts aus, das von seinem Sinn verschieden ist. Dasselbe gilt von den beiden Namen „dass Regensburg an der Donau liegt“ und „zum Zeitpunkt t_0 eine Stadt mit 120 000 Einwohnern zu sein“. Der erstere Name ist sinnvoll, und sein Sinn besteht darin, den Sachverhalt (bzw. die Proposition) zu benennen, der (bzw. die) durch den Satz „Regensburg liegt an der Donau“ ausgedrückt wird; aber er drückt nichts von diesem Sinn Verschiedenes aus. Der letztere Name ist ebenfalls sinnvoll, und sein Sinn besteht darin, die Eigenschaft zu benennen, die durch das Prädikat „x ist zu t_0 eine Stadt mit 120 000 Einwohnern“ ausgedrückt wird; aber auch er drückt nichts von diesem Sinn Verschiedenes aus.

Viele andere Namen jedoch drücken durchaus etwas von ihrem Sinn Verschiedenes aus; das tun bereits die folgenden drei aus den soeben herangezogenen Beispielnamen gebildeten Namen: „der Mensch U. M.“, „der Sachverhalt, dass Regensburg an der Donau liegt“, „die Eigenschaft,

zu t_0 eine Stadt mit 120 000 Einwohnern zu sein“. Diese drei Namen drücken etwas aus, das von ihrem Sinn verschieden ist, weil sie *Kennzeichnungsnamen* sind. „Der Mensch U. M.“ beispielsweise ist ja nichts anderes als die Kurzfassung von „diejenige Entität x , von der gilt: x ist ein Mensch und x ist identisch mit U. M.“. Dieser Kennzeichnungsname hat wie „U. M.“ einen Sinn (aber einen anderen) und benennt ein bestimmtes Individuum (und zwar dasselbe); anders als „U. M.“ drückt der Kennzeichnungsname aber offenbar darüber hinaus etwas aus, das von seinem Sinn verschieden ist. Der Kennzeichnungsname „der Präsident der Vereinigten Staaten im Jahre 2002“ hat ebenfalls einen Sinn und benennt ein bestimmtes Individuum; darüber hinaus drückt aber auch er etwas aus, das von seinem Sinn verschieden ist. Was ist nun dieses *neben dem Sinn* Ausgedrückte, wenn auch zweifellos *durch den Sinn* Bestimmte?

Jeder Kennzeichnungsname hat die folgende (standardisierte) Gestalt: diejenige Entität x , so dass gilt: $A(x)$, kurz: $\iota x[A(x)]$. Ein Kennzeichnungsname besteht also aus einem einstelligen Prädikat $A(x)$ und dem vorgespannten Kennzeichnungsquantor „diejenige Entität x , so dass gilt“ („ ιx “), durch den die freie Variable „ x “ in $A(x)$ gebunden wird und somit ein gesättigter Ausdruck entsteht.

Ein sinnvolles Prädikat $A(x)$ drückt abgesehen von seinem Sinn (in der Regel) zweierlei aus, wie wir wissen: den einstelligen Begriff $\delta o_1[A(o_1)]$ und die einstellige prädikative Universalie $\lambda o_1[A(o_1)]$. Dementsprechend drückt der Kennzeichnungsname „diejenige Entität x , so dass gilt: $A(x)$ “ – syntaktisch abgeleitet vom Prädikat $A(x)$, mittels des Kennzeichnungsquantors „diejenige Entität x , so dass gilt“ – neben seinem Sinn ebenfalls zweierlei aus, nämlich eine *Begriffssingularisierung* und eine *Universalisingsingularisierung*. Erstere ist dabei das Sprachnähere, das der Kennzeichnungsname ausdrückt, Letztere das Sprachfernere, beide aber sind von seinem Sinn, den er in absoluter Sprachnähe ausdrückt, verschieden.

Universalien- und Begriffssingularisierungen bilden zwei eigenständige Kategorien von Objekten. Sie sind aber Entitäten, die die Umgangssprache anonym belässt, denn sie hat keine Namen für sie. In der Fachsprache der Ontologie können wir jedoch Namen für Universalien- und Begriffssingularisierungen in systematischer Weise einführen.

Dazu verwenden wir den Singularisierungsoperator „ σ “, dessen Gebrauch wie folgt festgelegt ist: Für alle Entitäten x ist σx die *Singularisierung* von x . Für Entitäten, die keine einstelligen prädikativen Funktionen sind, ist die Singularisierung eine triviale Angelegenheit: Ihre Singularisierungen sind mit ihnen selbst identisch. Für Entitäten jedoch, die einstellige prädikative Funktionen, also einstellige Begriffe oder Eigenschaften sind, sieht es anders aus. Die Singularisierung σF einer Eigenschaft F ist ein bestimmtes Objekt (also von F verschieden); die Singularisierung $\sigma F'$ eines einstelligen Begriffs F' ist ebenfalls ein bestimmtes Objekt (also von F' verschieden).

Offensichtlich kann mit „ σ “ aus jedem Namen für eine beliebige Entität der Name für die entsprechende Singularisierung gebildet werden. Mithin stehen für Universalien- bzw. Begriffssingularisierungen mindestens in dem Maße Namen zur Verfügung, wie Namen für einstellige Universalien und einstellige Begriffe zur Verfügung stehen.

Insbesondere kann jede Universalisingsingularisierung und Begriffssingu-

Kennzeichnungs-
namen drücken
mehr aus
als ihren Sinn

Namenssinn – Be-
griffssingularisierung
– Universalisingsingu-
larisierung

Namen für
Singularisierungen,
insbesondere für
Namensinhalte

larisierung namentlich benannt werden, die durch einen Kennzeichnungsnamen $\iota x[A(x)]$ ausgedrückt wird: $\sigma\lambda o_1[A(o_1)]$ (und nicht etwa $\sigma x[A(x)]!$) benennt die durch den Kennzeichnungsnamen $\iota x[A(x)]$ ausgedrückte Universalisierungsingularisierung, $\sigma\delta o_1[A(o_1)]$ die durch ihn ausgedrückte Begriffssingularisierung, wobei Letztere der durch den Kennzeichnungsnamen ausgedrückte Inhalt, *der Inhalt* des Kennzeichnungsnamens ist (so wie die ausgedrückte Proposition *der Inhalt* eines Satzes, der ausgedrückte Begriff *der Inhalt* eines Prädikats ist).

Sättigung und Singularisierung

Begriffs- und Universalisierungsingularisierungen zeigen, dass noch ein anderer Weg von prädikativen Funktionen (von Begriffen und prädikativen Universalien) zu *Objekten* – *gesättigten Entitäten* – führt als der Weg der *Sättigung* (der Propositionen bzw. Sachverhalte ergibt): der Weg der *Singularisierung*. Wie ist dieser Weg zu charakterisieren?

Zu jedem einstelligen Prädikat $A(x)$ gehört sein ebenfalls einstelliges Einzigkeitsprädikat $A^*(x)$: $A^*(x) =_{Def} A(x)$, und für kein von x verschiedenes y gilt: $A(y)$ (kurz: „ x ist einziges A “). Zu jeder einstelligen prädikativen Funktion F gehört dementsprechend ihre ebenfalls einstellige und prädikative *Einzigung* F^* ; zu der Eigenschaft, Mensch zu sein, gehört beispielsweise als ihre Einzigung die Eigenschaft, *einzig*er Mensch zu sein. Bei F^* braucht nun nur die offene Stelle – nicht gesättigt, sondern – sozusagen *neutralisiert* („ausgeschaltet“) zu werden, und wir haben σF : die Singularisierung von F .

Hieraus ergibt sich *das Identitätsprinzip für Universalien- und Begriffssingularisierungen*:

Wann sind Singularisierungen miteinander identisch?

Sind F und G einstellige Universalien, so gilt:

$\sigma F = \sigma G$ genau dann, wenn $F^* = G^*$.

Sind F' und G' einstellige Begriffe, so gilt:

$\sigma F' = \sigma G'$ genau dann, wenn $F'^* = G'^*$.

(Die Singularisierung einer einstelligen Universalie und die eines einstelligen Begriffs sind im Übrigen stets verschieden.)

Es gilt hingegen *nicht*:

Sind F und G einstellige Universalien, so gilt:

$\sigma F = \sigma G$ genau dann, wenn $F = G$.

Sind F' und G' einstellige Begriffe, so gilt:

$\sigma F' = \sigma G'$ genau dann, wenn $F' = G'$.

Im Widerspruch zu „ $\sigma F = \sigma G$ genau dann, wenn $F = G$, für beliebige einstelligen Universalien F und G “ sind nämlich eine gewisse einstelligen Universalie F und eine gewisse einstelligen Universalie G – nämlich die Einzigung von F : F^* – verschieden und haben *dennoch* dieselbe Singularisierung: Sei F die Eigenschaft, Bruder von Gerhard Schröder zu sein; F^* ist dann die Eigenschaft, *einzig*er Bruder von Gerhard Schröder zu sein. Bei F und F^* handelt es sich offensichtlich um zwei verschiedene Eigenschaften: $F \neq F^*$. Obwohl die beiden Eigenschaften verschieden sind, gilt aber dennoch: Das, was der Kennzeichnungsname „der Bruder von Gerhard Schröder“ von seinem Sinn verschieden auf der Ebene der Universalisierungsingularisierungen ausdrückt, ist identisch mit dem, was der Kennzeichnungsname „der einzige Bruder von Gerhard Schröder“ von seinem Sinn verschieden auf jener Ebene ausdrückt. Mithin: $\sigma\lambda o_1[o_1]$ ist Bruder von Gerhard Schröder

der] = $\sigma\lambda_0[o_1$ [o₁ ist einziger Bruder von Gerhard Schröder], und folglich: $\sigma F = \sigma F^*$ (denn $F = \lambda_0[o_1$ [o₁ ist Bruder von Gerhard Schröder] und $F^* = \lambda_0[o_1$ [o₁ ist einziger Bruder von Gerhard Schröder]).

Die gleiche Überlegung lässt sich auch für die offensichtlich voneinander verschiedenen einstelligen Begriffe F' und F'^* (die Einzigung von F'), die ebenfalls durch die Prädikate „x ist Bruder von Gerhard Schröder“ bzw. „x ist einziger Bruder von Gerhard Schröder“ ausgedrückt werden, durchspielen. Obwohl $F' \neq F'^*$, gilt dennoch: $\sigma\delta_0[o_1$ [o₁ ist Bruder von Gerhard Schröder] = $\sigma\delta_0[o_1$ [o₁ ist einziger Bruder von Gerhard Schröder], und folglich: $\sigma F' = \sigma F'^*$ (denn $F' = \delta_0[o_1$ [o₁ ist Bruder von Gerhard Schröder] und $F'^* = \delta_0[o_1$ [o₁ ist einziger Bruder von Gerhard Schröder]) – im Widerspruch zu „ $\sigma F' = \sigma G'$ genau dann, wenn $F' = G'$, für beliebige einstellige Begriffe F' und G' “.

Auf der Grundlage des zuerst angegebenen, korrekten Identitätsprinzips für Singularisierungen ergibt sich, dass die Kennzeichnungsnamen „der Autor von *Waverley*“ („ λx [x ist ein Autor von *Waverley*]“) und „die Person, die mit Walter Scott identisch ist“ („ λx [x ist eine mit Walter Scott identische Person]“) nicht dieselbe Universalisierungsingularisierung ausdrücken (obgleich sie dasselbe Individuum benennen). Denn die Eigenschaft, *einziger* Autor von *Waverley* zu sein, und die Eigenschaft, *einzige* mit Walter Scott identische Person zu sein, sind offensichtlich verschieden, mit anderen Worten: $\lambda_0[o_1$ [o₁ ist ein Autor von *Waverley*]* \neq $\lambda_0[o_1$ [o₁ ist eine mit Walter Scott identische Person]*. Folglich gilt nach dem (korrekten) Identitätsprinzip für Universalisierungsingularisierungen: $\sigma\lambda_0[o_1$ [o₁ ist ein Autor von *Waverley*] \neq $\sigma\lambda_0[o_1$ [o₁ ist eine mit Walter Scott identische Person] – was eben besagt, dass „ λx [x ist ein Autor von *Waverley*]“ und „ λx [x ist eine mit Walter Scott identische Person]“ verschiedene Universalisierungsingularisierungen ausdrücken.

Anders steht es bei den Kennzeichnungsnamen „der Vater von Fritz“ und „die männliche Person, von der Fritz unmittelbar abstammt“. Hier gilt: $\lambda_0[o_1$ [o₁ ist *einziger* Vater von Fritz] = $\lambda_0[o_1$ [o₁ ist *einzige* männliche Person, von der Fritz unmittelbar abstammt], mit anderen Worten: $\lambda_0[o_1$ [o₁ ist Vater von Fritz]* = $\lambda_0[o_1$ [o₁ ist eine männliche Person, von der Fritz unmittelbar abstammt]*, und mithin gemäß dem Identitätsprinzip für Universalisierungsingularisierungen: $\sigma\lambda_0[o_1$ [o₁ ist Vater von Fritz] = $\sigma\lambda_0[o_1$ [o₁ ist eine männliche Person, von der Fritz unmittelbar abstammt]. Folglich drücken die beiden Kennzeichnungsnamen dieselbe Universalisierungsingularisierung aus. Es ist demgegenüber nicht ganz so klar, ob sie auch dieselbe Begriffssingularisierung ausdrücken, d. h. ob gilt: $\sigma\delta_0[o_1$ [o₁ ist Vater von Fritz] = $\sigma\delta_0[o_1$ [o₁ ist eine männliche Person, von der Fritz unmittelbar abstammt]. In jedem Fall haben die beiden Kennzeichnungsnamen aber *verschiedenen Sinn*.

Die Entitäten, die wir hier als „Universalisierungsingularisierungen“ bezeichnet haben, entsprechen eins-zu-eins den Entitäten, die Rudolf Carnap (1891–1970) in seinem die intensionale Semantik begründenden Buch [9-1] als „individual concepts“, also als „individuelle Begriffe“ bezeichnet. Carnap hat damit, im Effekt, genau diejenigen Eigenschaften im Sinn, die *Einzigungen* von Eigenschaften sind. Aus der Sicht des hier gewählten ontologischen Begriffsrahmens ist Carnaps Bezeichnung für das, was er meint, keine geeignete Bezeichnung, denn die mit ihr gemeinten Entitäten sind weder individuell noch Begriffe. Sie sind ungesättigte Entitäten (also

Koreferentielle
Kennzeichnungsnamen
und von ihnen ausgedrückte
Singularisierungen

Universalisierungsingularisierungen
und Carnaps
„individual concepts“

keine Individuen), die zudem nicht den Differenzierungsgrad von Begriffen haben (der derselbe ist wie der von Propositionen), sondern vielmehr den Differenzierungsgrad von prädikativen Universalien (der derselbe ist wie der von Sachverhalten). Schon gar nicht können die den Einzigen von Eigenschaften eineindeutig entsprechenden Universalien singularisierungen selbst – auch sie im Übrigen keine Individuen – als „Begriffe“ bezeichnet werden, wenn – wie hier – der fregeschen Auffassung gefolgt wird, dass Begriffe stets prädikativ, also ungesättigt sind.

3. Intensionen und Sprachinhalte

Intensionen,
Intensionalismus,
Bedeutungsentitäten
(oder Sprachinhalte)

Sachverhalte, prädikative Universalien und Universalien singularisierungen heißen auch *Intensionen*, und die ontologische Position, die Sachverhalte, prädikative Universalien und Universalien singularisierungen als irreduzible Entitäten erachtet (als nicht auf andere Entitäten zurückführbare Entitäten), wird als *Intensionalismus* bezeichnet. Für Propositionen, Begriffe und Begriffssingularisierungen seien hingegen die Bezeichnungen „(mögliche) Sprachinhalte“ und „Bedeutungsentitäten“ eingeführt, da Propositionen, Begriffe und Begriffssingularisierungen als mögliche Bedeutungen von Sätzen, Prädikaten und Kennzeichnungsnamen gelten können, wenn *Bedeutung* vom *Sinn* unterschieden wird – was sinnvoll erscheint (und Vorteile hat; siehe Abs. 4.a). (In [9-2] unterschied Frege als Erster Sinn und Bedeutung, meinte aber mit „Bedeutung“ etwas wesentlich anderes als hier damit gemeint ist.)

Sprachinhalte werden gewöhnlich unter die abstrakten Entitäten gezählt. Mit Recht: Bedeutungsentitäten sind typische Beispiele für abstrakte Entitäten – und kaum wegzudiskutierende: Denn wenn gar keine Entität ein Sprachinhalt wäre, weil gar keine Entität abstrakt ist, was ist es dann, was bei einer guten Übersetzung eines Textes in eine andere Sprache gewahrt bleibt?

Intensionen können
nicht ohne weiteres
generell als abstrakt
gelten

Anders sieht es bei den Intensionen aus. Von ihnen können bestenfalls die Universalien singularisierungen ohne weiteres als abstrakte Entitäten gelten. Bezüglich Eigenschaften (*niemals* jedoch bezüglich einstelliger Begriffe) kommen sogar als normal empfundene Aussagen vor, bei denen es zumindest so aussieht, als ob von Eigenschaften ausgesagt würde, dass sie *angefasst* werden: „Ich fühle die Weichheit dieses Stoffes, die dieselbe ist, wie die Weichheit jenes Stoffes“. Diese Redeweise mag letztlich uneigentlich sein. Manche Ontologen sind der Auffassung, dass das, was mit dem Beispielsatz gesagt wird, in eigentlicher Rede wie folgt ausgedrückt gehört: „Ich fühle die *Weich-Trope* dieses Stoffes, die genau gleich ist zu der *Weich-Trope* jenes Stoffes“. Aber mag die erste Redeweise auch uneigentlich sein (ich bin nicht sicher, ob sie es tatsächlich ist), so ist für den gegenwärtigen Zusammenhang bedeutsam, dass man es wenigstens als uneigentliche Rede durchgehen lässt, wenn jemand sagt: „Ich fühle die Eigenschaft der Weichheit“, es aber nicht einmal als uneigentliche Rede, sondern als glatten Unsinn betrachten würde, wenn jemand sagte: „Ich fühle den Begriff der Weichheit“.

Sind Sprachinhalte
Abstraktionen aus
Intensionen?

Es ist verlockend, Sprachinhalte einfach als Abstraktionen aus Intensionen

nen aufzufassen: Propositionen als Abstraktionen aus Sachverhalten, Begriffe als Abstraktionen aus prädikativen Universalien, Begriffssingularisierungen als Abstraktionen aus Universalisierungsingularisierungen. Wenn es aber auch gut möglich ist, dass Sprachinhalte (und erst recht Sprachsinne) ohne den Menschen und seine Sprache keine Entitäten wären (so dass folglich, wenn die Evolution einen anderen Verlauf genommen hätte und der Mensch nicht auf den Plan getreten wäre, beispielsweise die Kategorie der Propositionen – aber doch wohl nicht die Kategorie der Sachverhalte – leer geblieben wäre), so erscheint es doch fraglich, ob *Abstraktion* (ob aus Intensionen oder aus anderen Entitäten) die richtige Beschreibung für die vom Menschen in der Zeit geleistete Schöpfung von Sprachinhalten ist.

Abstraktion ist ja eine Operation des Weglassens. Ist denn aber bei einem Begriff gegenüber der ihm eindeutig entsprechenden prädikativen Universalie (der von ihm gemeinten, durch ihn bestimmten Universalie) etwas weggelassen? Ist bei einer Proposition gegenüber dem ihr eindeutig entsprechenden Sachverhalt (dem von ihr gemeinten, durch sie bestimmten Sachverhalt) etwas weggelassen? Offenbar nicht.

Eine ausgearbeitete Theorie des Verhältnisses von prädikativen Universalien und Begriffen, in der Abstraktion tatsächlich keinerlei Rolle spielt, sondern vielmehr ein schrittweises *Aufbauen* von Begriffen nach festen Verfahrensweisen aus basalen prädikativen Universalien, hat George Bealer in [9-3] – siehe insbesondere Kap. 8 – angegeben. (Nicht jede *abstrakte Entität* ist mithin das Produkt einer *Abstraktion*.) Durch eine Konstruktionstheorie für Begriffe auf der Grundlage prädikativer Universalien lässt sich auch klären, was noch im Dunkeln liegt: die generelle Bedingung dafür, dass *Begriffe* miteinander identisch sind. Doch ist hier nicht der Ort, auf die Ontologie der Begriffe – und der Sprachinhalte überhaupt – näher einzugehen.

Konstruktion,
nicht Abstraktion
der Begriffe

4. Gleichförmige Semantik des dreistufigen Ausdrückens – und die Rolle des Referierens von Namen

Wir haben in Abs. 2 festgestellt, dass viele Namen nichts von ihrem Sinn Verschiedenes ausdrücken. Wie in anderen wissenschaftlichen Disziplinen, ist es auch in der Semantik manchmal nützlich, etwas, das zunächst nicht so ist, so einzurichten, dass es am Ende doch so ist – natürlich nur, wenn man es in der Hand hat und es einem freisteht. Viele Namen drücken *zunächst* nichts von ihrem Sinn Verschiedenes aus, aber nichts hindert, diese Namen *schließlich* doch etwas von ihrem Sinn Verschiedenes ausdrücken zu lassen. Das lässt sich in sehr natürlicher Weise bewerkstelligen: Sei N ein Name, der an sich nichts von seinem Sinn Verschiedenes ausdrückt; aber N drücke *per fiat* dieselbe Universalisierungsingularisierung und dieselbe Begriffssingularisierung wie „ $\lambda x[x = N]$ “ aus. Hiernach drückt dann beispielsweise der Name „U. M.“ *per fiat* dieselbe Universalisierungsingularisierung und dieselbe Begriffssingularisierung aus wie der Kennzeichnungsname „diejenige Entität x, so dass gilt: x ist mit U. M. identisch“.

Eine theoretisch
vorteilhafte
Festlegung

Und was hat man von dieser Maßnahme? Eine völlig regelmäßige Semantik des Ausdrückens für die zentralen deskriptiven Ausdrücke, worunter Sätze, Prädikate und Namen zu verstehen sind:

Drei Stufen
des Ausdrückens
für jede der drei
Klassen zentraler
deskriptiver
Ausdrücke

(I) Ein sinnvoller Satz drückt in erster Instanz *seinen Sinn* aus, in zweiter Instanz (in der Regel, denn mancher sinnvolle Satz ist inhalts- oder bedeutungslos; ein Beispiel ist zu finden in Kap. VII.4) *seinen Inhalt*, *seine Bedeutung*: eine Proposition, und durch diese allein bestimmt in dritter Instanz einen Sachverhalt, *seine Intension*.

(II) Ein sinnvolles Prädikat drückt in erster Instanz *seinen Sinn* aus, in zweiter Instanz (in der Regel, denn manches sinnvolle Prädikat ist inhalts- oder bedeutungslos; ein Beispiel ist zu finden in Kap. VI.5.a oder auch in Kap. VII.5) *seinen Inhalt*, *seine Bedeutung*: einen Begriff, und durch diesen allein bestimmt in dritter Instanz eine prädikative Universalie, *seine Intension*.

(III) Ein sinnvoller Name drückt in erster Instanz *seinen Sinn* aus, in zweiter Instanz (trotz der eben getroffenen Regulierung *nur* in der Regel, denn mancher sinnvolle Name ist nach wie vor inhalts- oder bedeutungslos; für je ein Beispiel siehe Kap. VI.5.a, Kap. VII.4) *seinen Inhalt*, *seine Bedeutung*: eine Begriffssingularisierung, und durch diese allein bestimmt in dritter Instanz eine Universalieningularisierung, *seine Intension*.

– und ebenso für die
nichtprädikativen
Funktionsausdrücke

Die Gleichförmigkeit des Ausdrückens, die bei den zentralen deskriptiven Ausdrücken vorliegt, lässt sich bei den nichtprädikativen Funktionsausdrücken fortsetzen. Zum Beispiel drückt der nichtprädikative Funktionsausdruck „der Vater von x“ neben seinem Sinn eine einstellige nichtprädikative universalienverwandte Funktion f_1 aus (seine Intension) und eine einstellige nichtprädikative begriffsverwandte Funktion f_2 (seinen Inhalt). Beide Funktionen sind aber *Individuenfunktionen* (Kategorie $\langle I \rangle / I$); sie können zudem durch genau dieselben Entitäten gesättigt werden (nämlich durch genau die Individuen, die genau einen Vater haben) und ergeben bei Sättigung durch dasselbe Individuum x stets dasselbe Individuum: $f_1(x) = f_2(x)$. Über ihre Sättigungen lassen sich f_1 und f_2 also nicht unterscheiden. Man kann nur das Folgende sagen: f_2 ist verschieden von f_1 , weil f_2 ein unmittelbares Derivat des Begriffs ist, den „y ist Vater von x“ ausdrückt, f_1 aber ein unmittelbares Derivat der von diesem Prädikat ebenfalls ausgedrückten Universalie; ausgedrückter Begriff und ausgedrückte Universalie sind verschieden; darum sind auch ihre Direktderivate verschieden.

Ausdrücken
und Referieren

Angesichts der Gleichförmigkeit des Ausdrückens deskriptiver Ausdrücke sei auf die zentrale *semantische Ungleichförmigkeit* bei den deskriptiven Ausdrücken hingewiesen: Namen haben über die dreistufige Ausdrucksrolle hinaus, die sie wie Sätze, Prädikate und nichtprädikative Funktionsausdrücke besitzen, noch eine weitere semantische Rolle inne, die Sätze, Prädikate, und nichtprädikative Funktionsausdrücke *nicht* innehaben: die des Benennens oder Referierens.

Im Unterschied zum Ausdrücken ist das Referieren selektiv an gewisse Ausdrücke gebunden: Jeder sinnvolle deskriptive Ausdruck drückt etwas aus (und sei es nur seinen Sinn – der in manchen Fällen verhindert, dass er noch etwas anderes ausdrückt), doch nicht jeder solcher Ausdruck kann etwas benennen; etwas benennen können nur Namen. Im Unterschied zum Ausdrücken ist das Referieren jedoch ontologisch nicht selektiv: Nicht

jede Entität kann ausgedrückt, doch jede kann benannt werden. Beachtenswert ist auch: Im Unterschied zum Ausdrücken kann bei einem Namen das Referieren *ausfallen*: Der Name „der König von Frankreich im Jahre 2000“ drückt zwar etwas aus (einen Sinn, eine Begriffssingularisierung und eine Universalisierungsingularisierung), aber er benennt offenbar nichts (eben deshalb, weil er das ausdrückt, was er ausdrückt), jedenfalls solange keine besondere Regelung getroffen wird, die ihm einen Ersatzbezug sichert. (Meinongianer, freilich, wären hier anderer Meinung.)

Das Referieren von Namen ist zum Ausdruck des Sachverhalts *und* der Proposition, die ein einfacher Satz ausdrückt, unerlässlich (*nicht* aber zum Ausdruck seines Satzsinns). Denn die Proposition, die der Satz „der Abendstern leuchtet am Morgen am hellsten“ ausdrückt, ist eine gewisse Sättigung des einstelligen Begriffs Leuchtet-am-Morgen-am-hellsten durch *die Entität, die der Name „der Abendstern“ benennt*, und zwar seine Sättigung unter dem Aspekt der Begriffssingularisierung, die jener Name ausdrückt. Dieser Aspekt – die Begriffssingularisierung – ist dabei eine Konstituente der Sättigung, doch *ohne* selbst an der Sättigung aktiv oder passiv beteiligt zu sein. Die ausgedrückte Proposition im betrachteten repräsentativen Beispiel ist eben *nicht* eine Zusammensetzung aus einem gewissen Begriff und einer gewissen Begriffssingularisierung; das, worauf der Name „der Abendstern“ referiert, also *der Abendstern*, geht vielmehr in ihre Konstitution ebenfalls ein (vgl. aber [9-4], S. 162; Russell identifiziert fälschlicherweise die ausgedrückte Proposition und den Satzsinns). Eine abstrakte Entität kann also durchaus konkrete Konstituenten haben. Wäre hingegen der Abendstern nicht Konstituente der Proposition, dass der Abendstern am Morgen am hellsten leuchtet, so könnte vom Wahr-oder-falsch-sein dieser Proposition *aus sich heraus* keine Rede sein, während doch alle Propositionen aus sich heraus wahr-oder-falsch sind (wenngleich die meisten von ihnen weder aus sich heraus wahr noch aus sich heraus falsch sind).

Der *Sachverhalt* wiederum, den der Satz „der Abendstern leuchtet am Morgen am hellsten“ ausdrückt, ist seinerseits die aspektlose Sättigung der Eigenschaft, am Morgen am hellsten zu leuchten, durch *die Entität, die der Name „der Abendstern“ bezeichnet*, also: $\langle \lambda o, [o, \text{leuchtet am Morgen am hellsten}], \text{der Abendstern} \rangle$. Die Universalisierungsingularisierung, die der Name „der Abendstern“ ausdrückt, ist *keine* Konstituente dieser Sättigung (und natürlich auch nicht die Begriffssingularisierung, die er ausdrückt). Aus diesem Grund verhält es sich so, dass der Satz „Der Abendstern leuchtet am Morgen am hellsten“ und der Satz „Der Morgenstern leuchtet am Morgen am hellsten“ denselben Sachverhalt ausdrücken (nämlich den Sachverhalt, dass die Venus am Morgen am hellsten leuchtet), aber verschiedene Propositionen. Es ist klar, dass dieser Sachverhalt *nicht* eine Zusammensetzung aus einer gewissen Eigenschaft und einer gewissen Universalisierungsingularisierung ist.

Kein Ausdruck einer Instantiierungsproposition ohne Referenz der verwendeten Namen

a) Das Paradox der Analyse

Zum Abschluss der „Ontologie der Semantik“, die Thema dieses Kapitels ist, sei gezeigt, dass die aufgewiesene Dreistufigkeit des Ausdrückens deskriptiver Ausdrücke eine Lösung des folgenden Problems ermöglicht, auf

das George Edward Moore (1873–1958) und die Analytische Philosophie durch Cooper Harold Langford aufmerksam gemacht wurden (vgl. [9-5], S. 33f.) und das – in verschiedenen Formulierungsvarianten – als „Paradox der Analyse“ bezeichnet wird.

Das Paradox
der Analyse:
Jede informative
Begriffsanalyse
scheint inkorrekt

In einer so genannten „Begriffsanalyse“ wird für ein vorliegendes Prädikat ein logisch komplexeres anderes angegeben, von dem behauptet wird, es *besage dasselbe* wie das erstere (sei *synonym* mit ihm). Betrachten wir einen einfachen Fall einer Begriffsanalyse: Es wird behauptet, „x ist ein unverheirateter Mann“ besage dasselbe wie „x ist ein Junggeselle“. (Der Unterschied an logischer Komplexität ist zwar klein, aber dennoch gegeben.)

Aber wie kann diese oder irgendeine andere Begriffsanalyse korrekt sein, *wenn nicht* der uninteressante Fall gegeben ist, dass die beiden beteiligten Prädikate vorher durch eine Definition explizit als gleichbedeutend postuliert wurden? Da das eine Prädikat logisch komplexer ist als das andere, müssen sie doch, wenn der besagte uninteressante Fall *nicht* gegeben ist, also wenn eine *informative* Begriffsanalyse vorliegt, *sinnverschieden* sein und also nicht dasselbe besagen. Jede informative Begriffsanalyse (einschließlich unseres Beispiels) ist also inkorrekt.

Der ausgedrückte
Sinn ist nicht der
ausgedrückte Begriff
(die ausgedrückte
Bedeutung)

Dieses Problem stellt sich, wenn man bei Prädikaten nicht den ausgedrückten Sinn vom ausgedrückten Begriff unterscheidet. Der Nichtunterscheidung wird dadurch Vorschub geleistet, dass im gewöhnlichen, unfixierten philosophischen Sprachgebrauch mit „Bedeutung eines Prädikats“, „das, was das Prädikat bedeutet“, „das, was es besagt“ sowohl sein Sinn als auch der durch es ausgedrückte Begriff, sein Inhalt, gemeint sein kann; und die Doppeldeutigkeit setzt sich fort in den Wendungen „besagt dasselbe“ und „ist synonym mit“: mit ihnen kann Sinnidentität gemeint sein, oder auch bloß Inhaltsidentität. Im philosophischen Sprachgebrauch dieses Buches habe ich mich hingegen darauf festgelegt, unter der *Bedeutung eines Prädikats* stets seinen begrifflichen Inhalt zu verstehen, also *nicht* dasselbe wie seinen Sinn (der dem Prädikat und seiner syntaktischen Gestalt noch weit näher als sein begrifflicher Inhalt steht). Unterscheidet man bei Prädikaten den ausgedrückten Sinn von der ausgedrückten Bedeutung, also vom ausgedrückten Begriff, dann kann man wie folgt auf das aufgewiesene Problem reagieren:

Das wohlverstan-
dene Aussageziel
einer Begriffsanalyse

In einer Begriffsanalyse – so ist sie intendiert – wird richtig betrachtet nicht Identität des ausgedrückten Sinns behauptet, sondern nur Identität des ausgedrückten Begriffs; Letzteres – und *nicht* Ersteres – ist gemeint, wenn in einer Begriffsanalyse behauptet wird, Prädikat P „besage dasselbe“ wie Prädikat Q. Und zwei Prädikate, von denen das eine logisch komplexer ist als das andere und die deshalb in Abwesenheit der expliziten Postulierung des Gegenteils *sinnverschieden* sind, können natürlich *dennoch* denselben Begriff (und mithin auch dieselbe prädikative Universalie) ausdrücken. Identität des ausgedrückten Begriffs bei Verschiedenheit des ausgedrückten Sinns (also in der hier vertretenen Terminologie: Bedeutungsähnlichkeit bei Sinnverschiedenheit) – das ist es ja gerade, was Begriffsanalysen ihren Informationswert gibt.

5. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen

Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde eine Gesamtkonzeption der Semantik der deskriptiven Sprache angegeben, wonach Sätze, Prädikate und Namen auf drei Ebenen etwas ausdrücken: 1. Sinn, 2. Bedeutung (Sprachinhalt) und 3. Intension:

Satzsinn	Prädikatssinn	Namensinn
↓	↓	↓
Proposition	Begriff	Begriffssingularisierung
↓	↓	↓
Sachverhalt	Normaluniversalie	Universalisierungsingularisierung

Das Referieren von Namen ist sowohl für das Ausdrücken des von einem einfachen Satz ausgedrückten Sachverhalts als auch für das Ausdrücken der von ihm ausgedrückten Proposition unerlässlich. Die Unterscheidung von Prädikatssinn und Prädikatsbedeutung ermöglicht eine Lösung des Paradoxes der Analyse.

Lektürehinweise

Die Rolle von Intensionen in der Semantik nimmt ihren Ausgangspunkt von [9-1], das nach wie vor sehr lesenswert ist. Intensionen und Bedeutungsentitäten sind das Thema von [9-3], einem Manifest des Intensionalismus. Skeptisch gegenüber Bedeutungen als Entitäten ist [9-6]; es ist lohnend, sich mit den Einwänden auseinander zu setzen.

Fragen und Übungen

In diesem Buch wurde ein Satz angeführt, der einen Sinn, aber keine Bedeutung hat. Welcher Satz war das?

Betrachten Sie den Satz (1) „Der König von Frankreich im Jahre 2000 ist zu t_0 kahlköpfig“ und den Satz (2) „Der Präsident der USA im Jahre 2001 ist zu t_0 nicht kahlköpfig“ und versuchen Sie in begründeter Weise die folgenden Fragen zu beantworten: Drückt (1) bzw. (2) einen Sinn aus? Drückt (1) bzw. (2) eine Proposition aus? Drückt (1) bzw. (2) einen Sachverhalt aus?

Betrachten Sie den Satz (1') „Für genau eine Entität gilt, dass sie König von Frankreich im Jahre 2000 ist, und für mindestens eine solche Entität, dass sie zu t_0 kahlköpfig ist“ und den Satz (2') „Für genau eine Entität gilt, dass sie Präsident der USA im Jahre 2001 ist, und für mindestens eine solche Entität, dass sie zu t_0 nicht kahlköpfig ist“ und versuchen Sie in begründeter Weise die folgenden Fragen zu beantworten: Ist (1') bzw. (2') sinnleich/inhaltsgleich/intensionsgleich mit (1) bzw. (2)? (Recherchieren Sie: Welcher Ansicht wäre diesbezüglich Bertrand Russell?)

Geben Sie eigene Beispiele für Namen N_1 und N_2 an, die etwas benennen und von denen gilt: (a) sie benennen dieselbe Entität, haben aber verschiedene Intension; (b) sie haben dieselbe Intension, aber verschiedene Bedeutung; (c) sie haben dieselbe Bedeutung, aber verschiedenen Sinn.

Was ist gemeint, wenn gesagt wird, dass eine Entität als (ein) ‚F‘ bezeichnet wird? Beispielsweise: „diese Wolke wird als ‚Kumuluswolke‘ bezeichnet“. Ist „Kumuluswolke“ ein Name der Wolke?

X. Kategorial heimatlose Entitäten

Dieses Kapitel führt anhand von Ereignissen, Zahlen und Mengen vor Augen, dass sich manche Arten von Entitäten offenbar nicht in einer intersubjektiv akzeptierten Weise kategorial verorten und wesensmäßig bestimmen lassen. Dabei kommen die wichtigsten alternativen Deutungen der genannten Entitäten zur Sprache. Der Frage wird nachgegangen, was das Phänomen kategorialer Heimatlosigkeit für die Ontologie bedeutet.

1. Die Idee eines ontologischen Kategoriensystems

Die Erstellung eines ontologischen Kategoriensystems – eines mehrstufigen, allgemeinen Klassifikationssystems aller Entitäten – ist bis zu einem gewissen Grad eine Festlegungssache, die von Überlegungen der theoretischen Zweckmäßigkeit geleitet wird. Beim Aufbau eines Kategoriensystems sind rational freie Entscheidungen zu fällen, und dem in diesem Buch angegebenen Kategoriensystem, das allerdings ein Torso bleiben muss, liegen rational freie Entscheidungen zu Grunde, beispielsweise diejenige, auf der 1. Einteilungsebene die Entitäten in Funktionen und Objekte einzuteilen, und nicht etwa in Universalien und Nichtuniversalien; oder diejenige, auf der 2. Einteilungsebene die zentralen Funktionstypen als Kategorien (im strengen Sinn: als Kategorien des Kategoriensystems) zu verwenden, und nicht etwa auf dieser Ebene die Funktionen in prädikative und nichtprädikative Funktionen zu scheiden (wodurch die ontologischen Einteilungsbegriffe Prädikative Funktion und Nichtprädikative Funktion von Kategorien i. w. S. zu Kategorien im strengen Sinn avanciert wären).

„Wer mit dem begonnenen Kategoriensystem nicht einverstanden ist, kann als Ontologe sich nicht mit Kritik begnügen, sondern muss versuchen, es besser zu machen; denn am Aufbau eines *sinnvollen* ontologischen Kategoriensystems als zentrales wissenschaftliches Ziel der Ontologie ist unbedingt festzuhalten. Dabei sollten Ontologen sich nicht von ihren Überzeugungen bzgl. dessen, „was es gibt“, in der Weise leiten lassen, dass ontologische Einteilungsbegriffe, die man für leer hält, gar nicht erst als Kategorien des anvisierten Kategoriensystems in Betracht gezogen werden. Es ist methodologisch sinnvoll, die Frage, wie ein ontologisches Kategoriensystem aufzubauen ist – das ja u. a. auch als gemeinsamer Bezugsrahmen für „Existenzkontroversen“ dienen soll –, bis zu einem gewissen Grad unabhängig von der Frage zu behandeln, „was es gibt“. (Ich verwende Anführungszeichen, denn bei „Existenzkontroversen“ und der Frage, „was es gibt“, geht es nicht darum, welche Entitäten *aktual* sind, obwohl diese Ausdrucksweisen so verstanden werden könnten und nach der Sprachregelung in diesem Buch so verstanden werden müssten, sondern vielmehr darum, was zum Umfang des Begriffs *Entität* gehört.)

Theoretische
Freiheiten in der
Kategorialontologie

Ein zentrales Ziel
der Ontologie
und die Frage
„Was gibt es?“

2. Ereignisse, Zahlen, Mengen

Nehmen wir an, ein Kategoriensystem, das verspricht, das beste aller möglichen Kategoriensysteme zu werden, stehe in weitentwickelter Form zur Verfügung. Dennoch steht zu befürchten, dass selbst unter diesen idealen Bedingungen nicht klar ist, wie *Ereignisse*, *Zahlen* und *Mengen* kategorial einzuordnen sind. Wir sind bei den genannten Entitäten konfrontiert mit dem Phänomen der kategorialen Heimatlosigkeit.

Kategoriale Heimatlosigkeit besteht darin, dass eine grundlegende intersubjektive Unsicherheit darüber herrscht, ob gewisse Entitäten eine eigene Kategorie bilden oder ob sie bei einer gegebenen Kategorie (Normalkategorie oder Restkategorie) unterkommen. Fasst man Letzteres ins Auge, dann herrscht eine grundlegende intersubjektive Unsicherheit darüber, welche Kategorie denn die aufnehmende Kategorie sein soll.

Die kategoriale Heimatlosigkeit von Entitäten weist darauf hin, dass die fraglichen Entitäten ontologisch nicht gut verstanden sind – zumindest nicht in intersubjektiv verbindlicher Weise, denn *einzelne* Ontologen werden sehr wohl den Entitäten, die nach der intersubjektiven Diskussionslage zu urteilen kategorial heimatlos sind, ihren Ort im Kategoriensystem zuweisen, und vielleicht hat ein einzelner Ontologe ja Recht und sehr gut verstanden, *was jene Entitäten eigentlich sind*.

Fundamentale Einordnungsschwierigkeiten bei manchen Entitäten

a) Ereignisse

Ereignisse sind kategorial heimatlos. An Namen für Ereignisse, die in wahren Aussagen figurieren, mangelt es nicht: „der Zweite Weltkrieg“, „der Untergang der Titanic“, „der 30. Geburtstag von U. M.“, etc. Es ist demnach kaum daran zu zweifeln, dass manche Entitäten Ereignisse sind. Und tatsächlich zweifelt kaum jemand daran; selbst Philosophen, die ansonsten an fast nichts glauben, zweifeln nicht daran, dass manche Entitäten Ereignisse sind, und zwar aktuelle. Wir reden dauernd von Ereignissen: von Unfällen, von Zusammentreffen, von Diskussionsveranstaltungen, von Theateraufführungen, von Kongressen, von Sitzungen, etc. – all diese Entitäten sind Ereignisse. Man kann einfach so argumentieren: Manche Entitäten (z. B. die Explosion der Challenger) sind wirkliche Unfälle; alle Unfälle sind Ereignisse; folglich sind manche Entitäten aktuelle Ereignisse.

Wer ein weniger durchschlagendes, aber umso berühmteres Argument dafür sehen möchte, dass manche Entitäten Ereignisse sind – hier ist eines, nämlich das von Donald Davidson (vgl. [10-1], S. 390 ff.): Aus dem wahren Satz „Hans lacht laut“ folgt offensichtlich logisch „Hans lacht“, aber offenbar handelt es sich hier nicht um eine prädikatenlogische Folgerung. Wie kann man diese logische Folgerung doch zu einer prädikatenlogischen Folgerung machen, wenn auch nur zu einer impliziten? Wie folgt: Man nehme an, dass manche Entitäten – und zwar so, wie man es braucht – Ereignisse sind, aktuelle zudem. Dann kann man nämlich „Hans lacht laut“ durch den Satz „Für mindestens ein aktuelles Ereignis gilt: es ist laut und ein Lachen von Hans“ analysieren, und „Hans lacht“ durch den Satz „Für mindestens ein aktuelles Ereignis gilt: es ist ein Lachen von Hans“. Aus dem

Davidsons Argument für Ereignisse

Satz „Für mindestens ein aktuales Ereignis gilt: es ist laut und ein Lachen von Hans“ folgt nun in trivialer Weise prädikatenlogisch der Satz „Für mindestens ein aktuales Ereignis gilt: es ist ein Lachen von Hans“. Die Überzeugungskraft dieses Arguments – wenn man denn seiner überhaupt bedürfen könnte, um zur Überzeugung zu gelangen, dass manche Entitäten Ereignisse sind – hängt *subjektiv* davon ab, wie sehr man darauf Wert legt, alle logischen Schlüsse ins Schema der elementaren Prädikatenlogik zu pressen, und *objektiv* davon, ob das Seiende sich nach Zweckmäßigkeitsoberlegungen zugunsten der Ausdehnung der Anwendbarkeit gewisser logischer Schemata richtet.

Ereignisse sind
unzweifelhaft, aber
unverstanden

Auch ohne Davidsons Argument ist es eine der größten ontologischen Gewissheiten, dass manche Entitäten aktuelle Ereignisse sind. Die Aktualität (Wirklichkeit) von Ereignissen hat zudem ihre eigene Bezeichnung: Ein Ereignis ist genau dann aktual, wenn es *geschieht* (oder *sich zuträgt* oder *sich ereignet*). Diese Eigentümlichkeit weist unmissverständlich auf eine gewisse Profiliertheit der Ereignisse unter den Entitäten hin, eine Profiliertheit analog zu der Profiliertheit der Sachverhalte. Aber dessen ungeachtet ist die Frage, was Ereignisse sind, eine der unentschiedensten der Ontologie.

Ansichten über
Ereignisse

Ereignisse werden als Individuen neben anderen Individuen angesehen, mit dem Unterschied allerdings zu manchen anderen Individuen, dass sie aus sich heraus zeitlich lokalisiert sind; diese Ereigniskonzeption geht auf Donald Davidson zurück (siehe [10-2]).

Ereignisse werden als endlichlange diskrete Folgen angesehen, bestehend aus einer prädikativen Universalie, aus Entitäten (der richtigen Art, in der richtigen Anzahl und Reihenfolge), die diese Universalie exemplifizieren können, und einer Zeit (einem Zeitpunkt oder Zeitintervall); diese Ereigniskonzeption stammt von Jaegwon Kim, für den Ereignisse temporalisierte *Exemplifikationen* von Universalien, insbesondere von Eigenschaften („property exemplifications“) sind (siehe [10-3]). Kims Ereigniskonzeption weist ersichtlicherweise große Ähnlichkeit zu der oben (in Kap. VII.3) diskutierten Auffassung der Instantiierungssachverhalte als endlichlange diskrete Folgen auf. Wenn Instantiierungssachverhalte endlichlange diskrete Folgen *wären*, dann wären Ereignisse, wie Kim sie sieht, nichts anderes als mögliche Instantiierungssachverhalte, die um einen Zeitfaktor ergänzt sind (oder ihn schon von selbst aufweisen).

Für David Lewis (siehe [10-4]) wiederum sind Ereignisse Eigenschaften raumzeitlicher Teilgebiete von möglichen Welten *in seinem Sinn* (d. h. von gewissen ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individualen, nämlich von raumzeitlich maximal umfassenden). Und zwar werden die Eigenschaften, die laut Lewis die (möglichen) Ereignisse sind, in jeder möglichen Welt von höchstens einem raumzeitlichen Teilgebiet der möglichen Welt exemplifiziert; denn Lewis denkt – wie Davidson und Kim – an *singuläre* Ereignisse: Ereignisse, die sich (im Gegensatz zu *generischen* Ereignissen) höchstens einmal zutragen können.

Ereignisse werden auch aufgefasst als *zeitliche* Folgen (als Folgen, deren Positionen Zeitpunkte der Ordnung der Zeit nach sind) von zeitlich unspezifischen Momentansachverhalten, oder als Mengen von solchen Folgen; in diese Richtung habe ich selbst gedacht (siehe [10-1], 1. Teil, Kap. VI und XIV).

Es ist hier nicht der Ort, auf die verschiedenen Ereignistheorien, ihre Vor- und Nachteile, näher einzugehen (siehe aber die Lektürehinweise zu diesem Kapitel). Für den gegenwärtigen Zusammenhang ist wesentlich, dass alle erwähnten Ereignistheorien miteinander unvereinbar sind. Sie weisen jedoch etwas Gemeinsames auf, das sich über Ereignisse offenbar mit Sicherheit sagen lässt: Ereignisse – jedenfalls singuläre Ereignisse – haben unabdingbar einen intrinsischen zeitlichen Aspekt.

Ein gemeinsamer
Nenner sonst
disparater
Ereignistheorien

Hingegen ist nach dem Stand der ontologischen Diskussion nicht einmal entschieden, ob Ereignisse nun Objekte sind oder aber Funktionen. Nach Lewis landen sie – als Eigenschaften – eindeutig auf der Seite der Funktionen, nach Davidson – als Individuen – eindeutig auf der Seite der Objekte. Zwar sind für den rekonstruktiven Nominalisten Lewis (nicht aber für andere Ontologen) Eigenschaften letztlich nichts anderes als spezielle (höherstufige) Individuen, aber eine Übereinstimmung mit Davidson kann man daraus nicht ableiten: Nach der *Davidsonschen* Ereignisauffassung kommt eine Deutung von Ereignissen als *Eigenschaften* auf keinen Fall in Frage – auch dann nicht, wenn Eigenschaften als gewisse Individuen rekonstruiert werden.

Bilden Ereignisse vielleicht eine „ganz eigene“ Kategorie von Entitäten? Sind sie – wie man sagt – Entitäten *sui generis*? Aber dieser Gedanke führt, wie sich schnell zeigt, Ereignisse nicht heraus aus der kategorialen Heimatlosigkeit. Sollte der Ereignisbegriff nämlich eine Kategorie sein, dann ist diese Kategorie entweder eine Subkategorie anderer (einer oder mehrerer) Kategorien, oder aber nicht. Im letzteren Fall – also falls der Ereignisbegriff eine Kategorie ist, die keine Subkategorie anderer Kategorien ist – würde folgen, dass der Ereignisbegriff eine oberste Seinsart ist. Dafür scheint nun aber der Ereignisbegriff schon zu speziell zu sein; zudem hätte er im hier vertretenen Kategoriensystem neben den schon gegebenen obersten Seinsarten Objekt und Funktion keinen Platz (es sei denn der Ereignisbegriff wäre leer, was er jedoch nicht ist).

Ereignisse kategorial
nicht zu orten

Im ersteren Fall aber – also falls der Ereignisbegriff eine Kategorie ist, die Subkategorie anderer Kategorien ist – ist die große Frage eben dieselbe, die man schon hat, wenn man Ereignisse nur bei einer gegebenen Kategorie unterkommen lassen will: Welche Kategorie oder Kategorien sind es, unter die die Ereignisse fallen (und dann eine eigene Subkategorie derselben bilden oder eben auch nicht)? Darüber besteht keine Einigkeit, und zwar in grundlegender Weise; ist doch schon umstritten, wie wir gesehen haben, ob Ereignisse Funktionen oder im Gegenteil Objekte sind. Es muss folglich auch unklar sein, unter welche Restkategorie – eine Restkategorie auf der Seite der Funktionen oder eine Restkategorie auf der Seite der Objekte? – Ereignisse *gegebenenfalls* eingeordnet werden könnten, *wenn* man sich denn mit dem Gedanken anfreunden könnte, die Klasse der Ereignisse in eine Restkategorie zu stecken.

b) Zahlen

Die Ambivalenz der Ereignisse in der ontologischen Diskussion zwischen Objekten einerseits und Funktionen andererseits, durch welche die kategoriale Heimatlosigkeit der Ereignisse zu einer radikalen wird, ist ausge-

Entitäten,
die die Ontologie
unentschieden
zwischen Objekten
und Funktionen lässt

prägender noch bei den Zahlen zu finden, und zwar schon bei den grundlegenden Zahlen, den *natürlichen Zahlen* (einschließlich der Null), auf die ich mich im Folgenden konzentriere.

Gottlob Frege – nicht nur einer der größten Logiker, sondern auch einer der größten Ontologen aller Zeiten (obgleich er sich in der antimetaphysischen Atmosphäre seiner Zeit selbst nie als Ontologe sah) – hat sich besondere Verdienste erworben durch seine vorbildlichen Arbeiten zur Ontologie der Zahlen (in [10-5] und [10-6]). In seinen sorgfältigen, präzisen Überlegungen wird freilich auch die kategoriale Ambivalenz der natürlichen Zahlen deutlich sichtbar.

Es scheint natürlich (aber es bedurfte der Analysen Freges, um es so erscheinen zu lassen), die natürlichen Zahlen als spezielle Eigenschaften (und also als Funktionen) aufzufassen, nämlich als *die endlichen Anzahleigenschaften* von Eigenschaften. Zu den endlichen Anzahleigenschaften kann man wie folgt gelangen (ich biete eine Möglichkeit unter vielen):

Natürliche Zahlen
als endliche Anzahl-
eigenschaften

f ist 0-zahlig genau dann (definitiv), wenn f eine Eigenschaft ist, die mit der Eigenschaft $\lambda o_1[o_1$ ist verschieden von $o_1]$ gleichzahlig ist. F_0 sei die Abkürzung von „ $\lambda o_1[o_1$ ist 0-zahlig]“ („die Eigenschaft, 0-zahlig zu sein“);

f ist 1-zahlig genau dann, wenn f eine Eigenschaft ist, die mit der Eigenschaft $\lambda o_1[o_1$ ist identisch mit $F_0]$ gleichzahlig ist. F_1 sei die Abkürzung von „ $\lambda o_1[o_1$ ist 1-zahlig]“ („die Eigenschaft, 1-zahlig zu sein“);

f ist 2-zahlig genau dann, wenn f eine Eigenschaft ist, die mit der Eigenschaft $\lambda o_1[o_1$ ist identisch mit F_0 oder mit $F_1]$ gleichzahlig ist. F_2 sei die Abkürzung von „ $\lambda o_1[o_1$ ist 2-zahlig]“ („die Eigenschaft, 2-zahlig zu sein“);

usw.

Offensichtlich lässt sich in dieser Weise jedes Prädikat der Gestalt „ f ist N -zahlig“ (wo für „ N “ jede beliebige arabische Ziffer – sei sie einfach oder zusammengesetzt – einsetzbar ist, aber kein Ausdruck, der keine arabische Ziffer ist) Schritt für Schritt definieren, und zwar ohne Zahlen oder den Zahlbegriff in den Definitionen bereits vorauszusetzen. Der Begriff der Gleichzahligkeit von Eigenschaften kann nämlich ohne Verwendung des Zahlbegriffs und ohne Bezugnahme auf Zahlen wie folgt definiert werden:

f ist eine mit der Eigenschaft g gleichzahlige Eigenschaft =_{Def} Für mindestens eine zweistellige Relation R gilt: (i) Jede Entität, welche die Eigenschaft f hat, steht zu genau einer Entität, welche die Eigenschaft g hat, in der Beziehung R . (ii) Sind Entitäten, welche die Eigenschaft f haben, verschieden, so sind die Entitäten mit der Eigenschaft g , zu denen sie jeweils in der Beziehung R stehen, ebenfalls verschieden. (iii) Zu jeder Entität, welche die Eigenschaft g hat, steht eine Entität, welche die Eigenschaft f hat, in der Beziehung R .

Die durch die einstelligen Prädikate „ f ist 0-zahlig“, „ f ist 1-zahlig“, „ f ist 2-zahlig“, ... „ f ist N -zahlig“ ... ausgedrückten Eigenschaften sind nun nichts anderes als die endlichen Anzahleigenschaften: $F_0, F_1, F_2, \dots, F_N, \dots$. Da jene Prädikate definierbar sind, ohne Zahlen oder den Zahlbegriff in den Definitionen bereits vorauszusetzen, sind die endlichen Anzahleigenschaften bestimmbar, ohne Zahlen oder den Zahlbegriff bereits vorauszusetzen.

Man könnte also in einwandfreier, nichtzirkulärer Weise definieren:

x ist eine natürliche Zahl =_{Def} x ist eine endliche Anzahleigenschaft.

$0 =_{\text{Def}} F_0;$
 $1 =_{\text{Def}} F_1;$
 $2 =_{\text{Def}} F_2;$
 $3 =_{\text{Def}} F_3;$
 usw.

Die Idee hierbei ist, dass eine beliebige natürliche Zahl N als die Eigenschaft der N -Zahligkeit aufgefasst werden kann, wobei die N -Zahligkeit selbst aufgefasst wird als die Gleichzähligkeit mit einer gewissen Standard-eigenschaft, die auf genau N Entitäten zutrifft. Um sicherzustellen, dass eine solche Standardeigenschaft für jede zu definierende natürliche Zahl N zur Verfügung steht, geht man schrittweise vor und verwendet die schon definierten endlichen Anzahleigenschaften – d. h. die schon definierten natürlichen Zahlen – zur Bestimmung der für die Definition von N benötigten Standardeigenschaft: Die für die Definition von 1 verwendete Standardeigenschaft $\lambda_{o_1}[o_1 \text{ ist identisch mit } F_0]$ ist ja (definitiv) dieselbe Eigenschaft wie die Eigenschaft $\lambda_{o_1}[o_1 \text{ ist identisch mit } 0]$ (die Eigenschaft, mit 0 identisch zu sein); die für die Definition von 2 verwendete Standardeigenschaft $\lambda_{o_1}[o_1 \text{ ist identisch mit } F_0 \text{ oder mit } F_1]$ ist (definitiv) dieselbe Eigenschaft wie $\lambda_{o_1}[o_1 \text{ ist identisch mit } 0 \text{ oder mit } 1]$ (die Eigenschaft, mit 0 oder 1 identisch zu sein); usw.

Die Idee einer Vereinfachung drängt sich hier sogleich auf (und es ist zugleich ein erstes Anzeichen dafür, dass das ontologische Verständnis von Zahlen nicht auf sicheren Füßen steht): Sollte man nicht die natürlichen Zahlen statt mit den endlichen Anzahleigenschaften mit gewissen Standardeigenschaften für die Bestimmung endlicher Anzahl gleichsetzen, und zwar mit durchaus einfacheren als den oben verwendeten? Konkret:

Die Definition der Standardeigenschaften für die Bestimmung endlicher Anzahl:

$F'_0 =_{\text{Def}} \lambda_{o_1}[o_1 \text{ ist verschieden von } o_1];$
 $F'_1 =_{\text{Def}} \lambda_{o_1}[o_1 \text{ ist identisch mit } F'_0];$
 $F'_2 =_{\text{Def}} \lambda_{o_1}[o_1 \text{ ist identisch mit } F'_0 \text{ oder mit } F'_1];$
 usw.

Natürliche Zahlen
als Standardeigen-
schaften für die
Bestimmung
endlicher Anzahl

x ist eine natürliche Zahl $=_{\text{Def}} x$ ist eine Standardeigenschaft für die Bestimmung endlicher Anzahl.

Die Definition der natürlichen Zahlen:

$0 =_{\text{Def}} F'_0;$
 $1 =_{\text{Def}} F'_1;$
 $2 =_{\text{Def}} F'_2;$
 usw.

Die Definition der N -Zahligkeiten:

f ist 0-zählig $=_{\text{Def}} f$ ist eine Eigenschaft, die gleichzählig mit der Eigenschaft 0 ist;
 f ist 1-zählig $=_{\text{Def}} f$ ist eine Eigenschaft, die gleichzählig mit der Eigenschaft 1 ist;
 usw.

Dieses Verfahren ist zwar einfacher als das zuerst angegebene, es hat aber auch die sonderbare Konsequenz, dass jede natürliche Zahl durch alle ihr vorausgehenden natürlichen Zahlen exemplifiziert wird und durch sonst nichts (also beispielsweise 2 wird durch 0 und 1 exemplifiziert und durch sonst nichts). Jede natürliche Zahl N wird demnach nach dem neuen Verfahren durch genau N Entitäten exemplifiziert.

Nach dem zuerst angegebenen Verfahren hingegen wird jede natürliche Zahl durch unendlich viele Entitäten exemplifiziert, und keine zwei natürlichen Zahlen werden durch ein und dieselbe Entität exemplifiziert – was angemessener erscheint, wenn man die natürlichen Zahlen als Eigenschaften auffassen will und ihre Auffassung als Eigenschaften auch wirklich motiviert sein soll. Denn die Motivation für die Auffassung von natürlichen Zahlen als Eigenschaften ist eben die, dass natürliche Zahlen *in großem Umfang in einander ausschließender Weise* durch Eigenschaften prädikativ exemplifiziert erscheinen.

Sind natürliche
Zahlen Funktionen
oder Objekte?

Nach beiden betrachteten Verfahren, die natürlichen Zahlen als Eigenschaften aufzufassen, stellen sich aber die natürlichen Zahlen als typenlose Funktionen, nämlich als typenlose Eigenschaften dar. Sie lassen sich – metaphorisch gesprochen – in kein Kästchen der Gestalt $\langle K_1, \dots, K_N \rangle // K_M$, insbesondere in keines der Gestalt $\langle K \rangle // S$ stecken.

Frege, freilich, entschied sich dagegen, die natürlichen Zahlen mit den endlichen Anzahleigenschaften oder irgendwelchen anderen Eigenschaften zu identifizieren. Für ihn waren die natürlichen Zahlen *Objekte* („Gegenstände“, sagt er), gesättigte Entitäten, nicht ungesättigte, und folglich keine Eigenschaften.

Welche Gründe lassen sich für eine solche Entscheidung geltend machen? Der Hauptgrund Freges war ein schlechter Grund: Nach seiner Auffassung benennen Namen stets Objekte (nach dem – unhaltbaren – Prinzip: *Gesättigter Ausdruck steht stets für gesättigte Entität*); mithin müssen die durch die Namen „0“, „1“, „2“, „3“ usw. benannten Entitäten – mit anderen Worten: die natürlichen Zahlen – Objekte sein. Doch lässt sich die Auffassung, Namen benennen stets Objekte, nicht aufrechterhalten. Es besteht kein Grund zu der Annahme, der Name „die Eigenschaft, ein Mensch zu sein“ benenne etwas anderes als das, was er zu benennen scheint – und das, was er zu benennen scheint, ist eben kein Objekt.

Ein besserer Grund, natürliche Zahlen nicht als Funktionen und folglich auch nicht als Eigenschaften zu betrachten, scheint dieser zu sein: Es ist wohl sicher, dass die natürlichen Zahlen keine *nichtprädikativen* Funktionen sind, und nichts weist darauf hin, dass sie *prädikative* Funktionen sind, denn die Zahlwörter „eins“, „zwei“, „drei“ usw. haben keinen prädikativen Gebrauch.

Zahlwörter
prädikativ
verwendbar, aber
das klärt nicht das
Wesen der
natürlichen Zahlen

Hierzu ist zu sagen, dass es nicht richtig ist, den Zahlwörtern den prädikativen Gebrauch abzusprechen. Jede Aussage der Gestalt „N P sind G“, wo „N“ ein Zahlwort vertritt, ist ja logisch äquivalent mit einer Aussage der Gestalt „Die P, die G sind, sind N (an der Zahl)“, also beispielsweise: „Vier Äpfel sind im Korb“ ist logisch äquivalent mit „Die Äpfel, die im Korb sind, sind vier (an der Zahl)“. Alle Zahlwörter ab „zwei“ lassen sich in der eben exemplarisch vorgeführten Weise prädikativ verwenden. Und auch das Zahlwort „eins“ hat einen prädikativen Gebrauch: Auf die Frage „Wie viele Äpfel sind im Korb?“ kann man ja auch antworten: „Es ist einer“.

Jedoch zeigt das Phänomen der prädikativen Verwendung von Zahlwörtern eben doch nur, dass Eigenschaften der N-Zahligkeit (beispielsweise die Vierzahligkeit) in Betracht zu ziehen sind. Es zeigt nicht, dass die natürlichen Zahlen die Eigenschaften der N-Zahligkeit *sind* – Eigenschaften, die im eigentlichen Sinn von Eigenschaften ausgesagt werden, die in einem

uneigentlichen, analogischen Sinn – wie gerade deutlich geworden ist – aber auch ausgesagt werden von Entitäten, die durch plurale Namen bezeichnet werden, also beispielsweise von pluralen Individuen, und zwar gemäß folgendem Schema:

Die x , so dass $A(x)$, sind N -zählig [„zählen N “, „sind N (an der Zahl)“] genau dann, wenn $\lambda_{0_1}[A(o_1)]$ N -zählig ist, wobei für „ N “ ein Zahlwort oder eine arabische Ziffer ab „zwei“ bzw. „2“ einzusetzen ist. (Sollte der plurale Name durch Konjunktion gebildet sein, so gilt: a_1 und ... und a_R sind N -zählig genau dann, wenn $\lambda_{0_1}[o_1 = a_1$ oder ... oder $o_1 = a_R]$ N -zählig ist.)

Für die Frage, ob die Eigenschaften der N -Zähligkeit (für „ N “ einsetzbar: „0“, „1“, etc.) – oder mit anderen Worten: die endlichen Anzahleigenschaften – die natürlichen Zahlen sind oder nicht, ist mit dem Aufweis der prädikativen Verwendung von Zahlwörtern noch nichts Entscheidendes gewonnen.

Es gibt einen Weg, die exemplifikatorischen Intuitionen, die sich an die natürlichen Zahlen knüpfen und einen beispielsweise geneigt machen zu sagen, die Zahl 3 trete als ein Ganzes häufig auf (auch zur selben Zeit an verschiedenen Orten), mit den antifunktionalen und folglich antiprädikativen Intuitionen zu verbinden, die diffus, aber insistent ebenfalls an den natürlichen Zahlen hängen: Natürliche Zahlen könnten *Typenobjekte* sind. Als Typenobjekte wären sie einerseits exemplifizierbar (denn Typenobjekte sind ja Universalien), aber andererseits nicht prädzierbar, denn Typenobjekte sind *Objekte*, und daher nichts, was von etwas ausgesagt werden könnte. Anstatt die natürlichen Zahlen mit den endlichen Anzahleigenschaften zu identifizieren, wäre es demnach vielleicht am besten, die natürlichen Zahlen und die endlichen Anzahleigenschaften – als Typenobjekte einerseits, und als die diesen Typenobjekten entsprechenden Eigenschaften andererseits – eineindeutig einander zuzuordnen und doch voneinander zu separieren. Es würde dann für alle natürlichen Zahlen N (als Typenobjekte) gelten (vgl. Kap. VII.2):

Natürliche Zahlen
als Typenobjekte

f EXEM^T [zu t] N genau dann, wenn f EXEM^P [zu t] die N entsprechende Eigenschaft.

Dabei ist die der Zahl (dem Typenobjekt) N eineindeutig entsprechende Eigenschaft keine andere Eigenschaft als die Eigenschaft, N -zählig zu sein (so wie wir sie oben – für jede natürliche Zahl N – ohne Bezugnahme auf Zahlen und ohne Verwendung des Zahlbegriffs definiert haben). Wir haben also beispielsweise:

Die Eigenschaft, ein Planet des Sonnensystems zu sein, typenexemplifiziert [EXEM^T] zu t_0 die Zahl 9 genau dann, wenn die Eigenschaft, ein Planet des Sonnensystems zu sein, die Eigenschaft, 9-zählig zu sein, zu t_0 prädikativ exemplifiziert [EXEM^P].

Ich würde die Auffassung von natürlichen Zahlen als Typenobjekte, die den endlichen Anzahleigenschaften eineindeutig entsprechen, leicht favorisieren gegenüber der Auffassung von ihnen als die endlichen Anzahleigenschaften selbst.

Frege jedoch ist bei seiner Auffassung der natürlichen Zahlen als gesättigte Entitäten (Objekte) einen anderen Weg als den eben beschriebenen gegangen. Ich stelle im Folgenden die fregeschen Ideen (die sich insbesondere [10-6] entnehmen lassen, aber im Wesentlichen auch schon in [10-5]

Freges Auffassung
der natürlichen
Zahlen

vorliegen) im hier verwendeten Begriffsrahmen dar. Nicht nur terminologisch ergeben sich dadurch einige Abweichungen vom fregeschen Original, die jedoch am Wesentlichen des Gedankens nichts ändern.

Die natürlichen Zahlen sind im Geiste Freges die *Wertverläufe* der *Extensionalisierungen* der endlichen t_0 -Anzahleigenschaften, wobei die endlichen t_0 -Anzahleigenschaften aus den endlichen Anzahleigenschaften dadurch hervorgehen, dass Letztere durch einen bestimmten Zeitpunkt t_0 ergänzt werden: An die Stelle der unbestimmt zeitbezogenen Eigenschaft, N-zahlig zu sein, tritt also die zeitlich bestimmte Eigenschaft, N-zahlig zu t_0 zu sein.

Wertverläufe und
Extensiona-
lisierungen von
Eigenschaften

Wertverläufe wiederum sind nichts anderes als die Graphen von Funktionen, also das, was man erhält, wenn man jedes (zulässige) Argument einer Funktion mit dem Wert der Funktion für dieses Argument paart.

Von jeder zeitlich bestimmten – aber auch von jeder nicht zeitbezogenen – Eigenschaft F lässt sich in *eindeutiger* Weise zu ihrer Extensionalisierung $\text{ext}(F)$ übergehen. Die Extensionalisierung von F ist wie F eine Eigenschaft; die für sie zulässigen Argumente (die Entitäten, die sie sättigen können) sind genau dieselben wie für F . Manchmal ist die Extensionalisierung sogar mit der Ausgangseigenschaft identisch. Aber gewöhnlich sind F und $\text{ext}(F)$ doch verschieden; denn wo F in der Regel viele (womöglich unendlich viele) verschiedene Sättigungen (Funktionswerte) hat, hat $\text{ext}(F)$ in jedem Fall höchstens zwei: n^* , den durch jeden logisch schlechthin wahren Satz ausgedrückten Sachverhalt: den absolut notwendigen Sachverhalt, und u^* , den durch jeden logisch schlechthin falschen Satz ausgedrückten Sachverhalt: den absolut unmöglichen Sachverhalt, der die Negation von n^* ist.

Wie gelangt man von F zu $\text{ext}(F)$? So: Für $\text{ext}(F)$ sind dieselben Argumente zulässig wie für F , mit anderen Worten: beide Eigenschaften lassen sich durch dieselben Entitäten sättigen. Sei x ein für F zulässiges Argument; falls x F exemplifiziert, so ist $\langle \text{ext}(F), x \rangle = n^*$; falls x F nicht exemplifiziert, so ist $\langle \text{ext}(F), x \rangle = u^*$. Hiermit liegt $\text{ext}(F)$ vollständig fest, und es gilt für alle y : y exemplifiziert $\text{ext}(F)$ genau dann, wenn y F exemplifiziert.

F und $\text{ext}(F)$ treffen demnach auf genau dasselbe zu. Der Beweis hierfür ist einfach: Es sind drei Fälle zu unterscheiden: (i) y ist kein für F zulässiges Argument; dann ist y auch kein für $\text{ext}(F)$ zulässiges Argument, und weder F noch $\text{ext}(F)$ werden durch y exemplifiziert; (ii) y ist ein für F zulässiges Argument, und y exemplifiziert F ; dann gilt $\langle \text{ext}(F), y \rangle = n^*$, also wegen des Aktualeins von n^* : $\langle \text{ext}(F), y \rangle$ ist aktual, also: y exemplifiziert $\text{ext}(F)$; (iii) y ist ein für F zulässiges Argument, und y exemplifiziert F nicht; dann gilt $\langle \text{ext}(F), y \rangle = u^*$, also wegen des Nichtaktualeins von u^* : $\langle \text{ext}(F), y \rangle$ ist nicht aktual, also: y exemplifiziert $\text{ext}(F)$ nicht.

Extensionale
Eigenschaften sind
besondere
Intensionen

Die Extensionalisierungen zeitlich bestimmter bzw. nicht zeitbezogener Eigenschaften nennt man auch *extensionale Eigenschaften*. Anders (aber äquivalent) gesagt: Extensionale Eigenschaften sind zeitlich bestimmte bzw. nicht zeitbezogene Eigenschaften, deren Sättigungsergebnis in jedem Fall n^* oder u^* ist. Extensionale Eigenschaften, die durch dieselben Entitäten gesättigt werden können, haben anders als nichtextensionale Eigenschaften, die durch dieselben Entitäten gesättigt werden können, die Besonderheit, dass sie schon dann identisch sind, wenn sie auf dieselben Entitäten zutreffen, *ko-extensional sind*, wie man auch sagt. Diese Be-

sonderheit macht gerade ihre Extensionalität aus; von daher rührt die Bezeichnung „extensionale Eigenschaft“. Es ist aber zu betonen, dass extensionale Eigenschaften wie alle Eigenschaften *Intensionen* sind.

Der Beweis dafür, dass extensionale Eigenschaften, die durch dieselben Entitäten gesättigt werden können, identisch sind, wenn sie auf dieselben Entitäten zutreffen, ist wiederum einfach: Wenn die extensionalen Eigenschaften f und g , die durch dieselben Entitäten gesättigt werden können, verschieden sind, dann muss für eine Entität x , die f und g sättigen kann (d. h. für die $\langle f, x \rangle$ und $\langle g, x \rangle$ Sachverhalte sind), gelten: $\langle f, x \rangle$ ist verschieden von $\langle g, x \rangle$ (nach dem Identitätsprinzip für Normaluniversalien; siehe Kap. VIII.1). Also muss, da f und g extensionale Eigenschaften sind, entweder gelten: $\langle f, x \rangle = n^*$ und $\langle g, x \rangle = u^*$, oder aber: $\langle f, x \rangle = u^*$ und $\langle g, x \rangle = n^*$. Im ersteren Fall exemplifiziert x f , nicht aber g ; im letzteren Fall hingegen exemplifiziert x g , nicht aber f ; f und g treffen also in jedem Fall nicht auf dieselben Entitäten zu.

Nach diesen Erläuterungen ist nun ersichtlich, worauf die fregesche Idee der natürlichen Zahlen hinausläuft. Nach dieser Idee ist beispielsweise die Zahl 5 dies: *der Wertverlauf von ext(zu t_0 5-zahlig zu sein)*, mit anderen Worten: das Gebilde, das entsteht, wenn man jede Eigenschaft mit n^* bzw. u^* paart, je nachdem, ob sie zu t_0 5-zahlig ist oder nicht.

Der Gedanke verliert den Charakter der Seltsamkeit, den er auf den ersten Blick hat, wenn man sich überlegt, dass es von der *Menge* aller zu t_0 5-zahligen Eigenschaften zum Wertverlauf von ext(zu t_0 5-zahlig zu sein), und umgekehrt, nur ein winziger Schritt ist: Man paare jedes Element der Menge aller zu t_0 5-zahligen Eigenschaften mit n^* , und jede Eigenschaft, die nicht Element dieser Menge ist, mit u^* (und fasse das Resultierende zu einer Entität zusammen); dann hat man den Wertverlauf von ext(zu t_0 5-zahlig zu sein). *Umgekehrt*: Man eliminiere aus dem Wertverlauf von ext(zu t_0 5-zahlig zu sein) sämtliche u^* -Paare, und die n^* -Paare löse man durch Weglassen von n^* auf (und fasse das Resultierende zu einer Entität zusammen); dann hat man die Menge aller zu t_0 5-zahligen Eigenschaften.

Die Zahl 5 könnte man nach der fregeschen Idee also ebenso gut als die Menge aller zu t_0 5-zahligen Eigenschaften auffassen, und allgemein (denn die Überlegung im vorausgehenden Absatz hängt ja nicht wesentlich an der Zahl 5) jede natürliche Zahl N als die Menge aller zu t_0 N -zahligen Eigenschaften. Demgemäß kann auch gesagt werden: Nach der fregeschen Idee lassen sich die natürlichen Zahlen als die *Extensionen* (oder *Umfänge*) der endlichen t_0 -Anzahleigenschaften auffassen; denn jeder zeitlich bestimmten oder nicht zeitbezogenen Eigenschaft, also auch jeder endlichen t_0 -Anzahleigenschaft, ist simpliciter (da ihre Exemplifikation zeitunabhängig ist) eine *Extension* zugeordnet: die Menge aller Entitäten, die diese Eigenschaft exemplifizieren.

Die Auffassung der natürlichen Zahlen als gewisse *Mengen*, bei der wir nunmehr angelangt sind, hat Karriere gemacht, ebenso wie der Mengenbegriff selbst – ein spätes Kind der Ontologie, kam er doch erst im 19. Jahrhundert in hinreichender Klarheit zum Vorschein.

Doch ist man bei der aus Frege's Schriften ableitbaren Auffassung der natürlichen Zahlen als gewisse Mengen von Eigenschaften nicht geblieben: Aus Mengen von Eigenschaften wurden zunächst Mengen von Mengen.

Die Zahl 5 für Frege und die Äquivalenz von Mengen und extensionalen Wertverläufen

Natürliche Zahlen als Eigenschaftsmengen: Extensionen endlicher Anzahl-eigenschaften

Natürliche Zahlen als Mengen von Mengen

Die Zahl 7 beispielsweise ist demzufolge nicht die Menge aller zu t_0 7-zahligen Eigenschaften, sondern vielmehr die Menge aller 7-elementigen Mengen (wobei sich die N-Elementigkeit einer Menge ebenso ohne Bezugnahme auf Zahlen und den Zahlbegriff definieren lässt wie die N-Zahligkeit einer Eigenschaft).

Wie man sich aber leicht klar macht, ist eine Menge aller N-elementigen Mengen – und erst recht eine Menge aller N-zahligen Eigenschaften – für jedes $N > 0$ nicht nur unendlich groß, sondern *schrankenlos* (d. h. größtmäßig nicht mehr eingrenzbar) wie die *Allmenge*. (Man betrachte nur die Menge aller 1-elementigen Mengen: *jedem* Element der *Allmenge* entspricht eineindeutig ein Element der Menge aller 1-elementigen Mengen; letztere Menge ist also *genauso groß* wie die *Allmenge*.) Theoretiker, die derartige unnormale Mengen zulassen und wie gewöhnliche Mengen behandeln, begeben sich in eine theoretische Unübersichtlichkeit, in der sie, wie man heute weiß, dem einen oder anderen Widerspruch zum Opfer fallen werden. So ist es Frege, der das noch nicht wusste, ergangen, dessen Theorie der Wertverläufe extensionaler Eigenschaften im Effekt nichts anderes ist als eine Mengentheorie (eine „naive“, wie man im Nachhinein sagt). Im Nachwort von [10-6] musste Frege die Inkonsistenz seines Systems – aufgrund der Reproduzierbarkeit der Russell'schen Antinomie darin – selbst eingestehen. (Zur Russell'schen Antinomie siehe Abs. 2.c.)

Man greift daher, wenn man heutzutage natürliche Zahlen als Mengen ansieht, lieber auf die mengentheoretische Entsprechung zu einer Idee zurück, die wir oben schon durchexerziert haben: Natürliche Zahlen ließen sich auch, wie wir sahen, als gewisse Standardeigenschaften (für die Anzahlbestimmung) auffassen. Entsprechend lassen sich natürliche Zahlen als gewisse Standardmengen (für die Anzahlbestimmung) ansehen, die im Übrigen sehr handhabbare Entitäten sein können:

Natürliche Zahlen
als Standardmengen
für die Bestimmung
endlicher Anzahl

$0 =_{\text{Def}} \{\};$
 $1 =_{\text{Def}} \{\{\}\};$
 $2 =_{\text{Def}} \{\{\}, \{\{\}\}\};$
 $3 =_{\text{Def}} \{\{\}, \{\{\}, \{\{\}, \{\{\}\}\}\}\};$
 usw.

Hier hat jede natürliche Zahl N genau N Elemente, und zwar sind diese Elemente genau die natürlichen Zahlen, die ihr vorausgehen.

Alle in diesem Abschnitt angegebenen Bestimmungen der natürlichen Zahlen sind nur Tröpfchen in einer unendlichen Flut möglicher Bestimmungen von ihnen, die gegeben ist, wenn von natürlichen Zahlen *nicht mehr* erwartet wird, als dass sie die folgenden ontologischen Prinzipien erfüllen:

Die Peano-Axiome (benannt nach dem italienischen Mathematiker, der sie formuliert hat)

Die Peano-Axiome
legen nicht fest,
was natürliche
Zahlen sind

- P0 Jeder Nachfolger einer natürlichen Zahl ist eine natürliche Zahl.
 P1 Jede natürliche Zahl hat genau einen Nachfolger.
 P2 0 ist eine natürliche Zahl, die Nachfolger keiner natürlichen Zahl ist.
 P3 Sind natürliche Zahlen verschieden, so sind auch ihre Nachfolger verschieden.
 P4 Für jede Eigenschaft f gilt: Alle natürlichen Zahlen haben die Eigenschaft f , wenn 0 diese Eigenschaft hat und wenn für alle natürlichen Zahlen x gilt: hat x die Eigenschaft f , so hat auch der Nachfolger von x sie.

Hiernach könnten auch die Tomaten in einer unendlichlangen diskreten Folge möglicher Tomaten, die über eine Anfangstomate verfügt, die natürlichen Zahlen sein. Das sind die natürlichen Zahlen natürlich *nicht*; doch was sie *sind*, lässt sich eben schwer sagen. Sind sie Eigenschaften (also Funktionen)? Wenn ja, *welche* Eigenschaften? Oder sind sie vielmehr Objekte (also keine Funktionen)? Und wenn sie Objekte wären, *welche*? Sind sie Typenobjekte, wie ich meinen würde? Sind sie Wertverläufe, wie Frege meinte? Sind sie Mengen, wie heutzutage die meisten denken? Wenn ja, *welche* Mengen sind sie? Und sind denn Mengen überhaupt Objekte, und nicht vielmehr *Eigenschaften*? (Darüber wird im nächsten Abschnitt zu sprechen sein.)

Als gewöhnlicher Mathematiker braucht man aber nicht mehr über die natürlichen Zahlen zu wissen als in den Peano-Axiomen enthalten ist, denn aus ihnen folgt die gesamte für gewöhnliche Zwecke zureichende Arithmetik der natürlichen Zahlen – wenn auch tatsächlich nicht *die gesamte Arithmetik* der natürlichen Zahlen, wie der Mathematiker Kurt Gödel 1931 nachweisen konnte. Er bewies, dass aus keinem widerspruchsfreien Axiomensystem – also auch nicht aus den Peano-Axiomen – alle Wahrheiten der Arithmetik der natürlichen Zahlen logisch folgen. (Eine allgemein verständliche Darstellung der Überlegungen Gödels ist in großen Auszügen abgedruckt in [10-7].)

Obwohl Unsicherheit über das ontologische Wesen der natürlichen Zahlen besteht, ist die Arithmetik der natürlichen Zahlen der älteste und besterforschte Zweig der Ontologie, mit tiefliegenden, nur Experten zugänglichen Erkenntnissen einerseits, und andererseits mit Gemeinplätzen von so unmittelbarer Alltagsrelevanz, dass sie den Kindern in der Grundschule beigebracht werden. Es mag eine ungewöhnliche Perspektive sein, aber die Arithmetik der natürlichen Zahlen ist ein Teil der Ontologie. „ $7 + 5 = 12$ “ ist eine ontologische Wahrheit, die man besser nicht vergisst, aber eben auch eine, die sich einsehen lässt, ohne dass man zu einem tieferen Verständnis des kategorialen Charakters der natürlichen Zahlen gelangt ist.

Der Satz „ $7 + 5 = 12$ “ ist dabei, anders als Kant in [10-8] meinte, keine synthetische Wahrheit, denn obwohl er zweifelsohne ein wahrer Satz ist, ist er *nicht* ein wahrer Satz, dessen Wahrheitsgrund etwas Weiteres als der von ihm ausgedrückte Sachverhalt ist. Der Satz „ $7 + 5 = 12$ “ ist vielmehr eine *analytische* ontologische Wahrheit – wenn man „analytische Wahrheit“ nicht in der Tradition des logischen Empirismus falsch versteht, nämlich als „Wahrheit per Konvention“, sondern vielmehr so: Ein Satz ist eine analytische Wahrheit genau dann, wenn er wahr ist und der Grund seiner Wahrheit nichts Weiteres als der von ihm ausgedrückte Sachverhalt ist.

Wie kann der von „ $7 + 5 = 12$ “ ausgedrückte Sachverhalt – mit anderen Worten: der Sachverhalt, dass $7 + 5 = 12$, und wieder mit anderen Worten: $\langle \text{Identität}, 7 + 5, 12 \rangle$ – allein für sich genommen der Grund der Wahrheit von „ $7 + 5 = 12$ “ sein? Dadurch, dass dieser Sachverhalt *aus sich heraus besteht*, aus sich heraus der Fall ist. Manche Sachverhalte sind derart (wenn auch nicht alle, wie wir in Kap. VII.5 sahen).

In der Ontologie kommen sowohl analytische als auch synthetische ontologische Wahrheiten vor. Eine analytische ontologische Wahrheit nichtarithmetischer Natur wäre diese: „ $w\#$ ist verschieden von w^* “; eine synthe-

Die Arithmetik als
Zweig der Ontologie

Analytische
und synthetische
Wahrheiten
in der Ontologie

tische ontologische Wahrheit ist hingegen diese: „ $w\#$ ist nicht aktual*“. Die Wahrheiten der Arithmetik – dieses Zweiges der Ontologie – sind jedoch allesamt analytisch. (Anders steht es bei der *Gesamtheit* der Wahrheiten über Zahlen: die Wahrheiten über Zahlen sind weder alle analytisch, noch alle ontologisch.)

c) Mengen

Wie schon bemerkt, trat der Mengenbegriff (derjenige, von dem in der Mathematik die Rede ist) im 19. Jahrhundert ins Licht der ontologischen Aufmerksamkeit. Sein Erscheinen ist in besonderer Weise mit dem Namen Georg Cantors (1845–1918) verbunden, dem Begründer der Arithmetik des Unendlichen. Seither hat sich der Mengenbegriff als einer der erfolgreichsten ontologischen Begriffe erwiesen (gemessen an der Häufigkeit und der Vielfältigkeit seiner Anwendungen).

Wir unterscheiden hier Mengen und Klassen nicht, sondern verwenden die Ausdrücke „Menge“ und „Klasse“ synonym. Manchmal wird jedoch das Wort „Klasse“ in einem umfassenderen Sinn als das Wort „Menge“ gebraucht: Mengen sind dann besondere Klassen, nämlich diejenigen, die Element einer Klasse sind; so genannte „echte“ Klassen sind hingegen Klassen, die *nicht* Element einer Klasse sind.

Die reine Mengentheorie ist zu einer umfassenden Ontologie ausbaubar

Um den Mengenbegriff (oder Klassenbegriff) bildete sich eine sehr leistungsfähige Teiltheorie der Ontologie aus: die reine Mengentheorie (auch „reine Mengenlehre“ genannt) – eine Theorie, die in der Lage ist, die Mathematik zu integrieren. Mit wenigen begrifflichen Ergänzungen kann – von einem nominalistischen Standpunkt aus – die *reine* Mengentheorie (in der *ausschließlich* Mengen, die aus der leeren Menge erzeugbar sind, betrachtet werden) zu einer umfassenden Ontologie ausgebaut werden, wie wir noch sehen werden.

Aber ungeachtet dessen sind Mengen, wie Ereignisse und Zahlen, kategorial heimatlos: Es besteht eine grundlegende intersubjektive Unsicherheit bezüglich ihres kategorialen Status. Während jedoch bei Ereignissen und Zahlen unter Ontologen ein allgemeines Bewusstsein des (intersubjektiv) Nichtentschiedenen, des (zwischen ihnen) unklar Gebliebenen herrscht, ist dies bei Mengen merkwürdigerweise nicht der Fall. Manchmal sind mengentheoretisch begeisterte Ontologen sogar der Ansicht, dass Mengen unter allen Entitäten die am besten verstandenen sind – am besten verstanden nicht nur von ihnen persönlich, sondern sozusagen von „der Ontologie“. Wenn dies der Fall wäre, dann dürfte eine grundlegende intersubjektive Unsicherheit bezüglich des kategorialen Status von Mengen nicht bestehen. Eine solche besteht aber.

Mengen als gewisse Wertverläufe, also als Objekte

Auf den ersten Blick erscheint es als eine Selbstverständlichkeit, dass Mengen Objekte sind. Doch gibt es durchaus auch ein Argument dafür: Jede Menge ist mit dem Wertverlauf einer *vollständig definierten* extensionalen Eigenschaft identifizierbar, wobei eine vollständig definierte extensionale Eigenschaft eine extensionale Eigenschaft ist, die durch *jede* Entität gesättigt werden kann, mithin für *jede* Entität eines der Sättigungsergebnisse n^* oder u^* liefert. (Eine solche Eigenschaft ist etwa die Eigenschaft, mit

U. M. identisch zu sein: gesättigt mit U. M. liefert sie das Sättigungsergebnis n^* , gesättigt mit jeder beliebigen anderen Entität liefert sie das Sättigungsergebnis u^* .) Wertverläufe jedoch sind eindeutig Objekte, wie Frege meinte. Wenn man die Identifizierbarkeit der Mengen mit den Wertverläufen vollständig definierter extensionaler Eigenschaften zum Anlass einer ontologischen Reduktion nimmt, so wird man sagen: Mengen *sind* die Wertverläufe vollständig definierter extensionaler Eigenschaften, und folglich Objekte.

Jedoch: Warum nicht gleich die Mengen mit den vollständig definierten extensionalen Eigenschaften *selbst* identifizieren, statt mit den Wertverläufen, die diesen Eigenschaften eineindeutig entsprechen?

Der Beweis dafür, dass Eigenschaften Wertverläufe *eineindeutig* entsprechen, ist einfach: Jeder Eigenschaft – also auch jeder extensionalen Eigenschaft – ist offenbar genau ein Wertverlauf zugeordnet. Aber dieser Wertverlauf ist auch für jede Eigenschaft ein anderer. Denn seien f und g verschiedene Eigenschaften. Wenn f durch eine Entität gesättigt werden kann, durch die g nicht gesättigt werden kann, oder umgekehrt, dann ist der Wertverlauf von f verschieden von dem Wertverlauf von g . Können f und g hingegen durch dieselben Entitäten gesättigt werden, dann muss sich, da f und g verschieden sind, gemäß dem Identitätsprinzip für Normaluniversalien die Sättigung von f durch x , $\langle f, x \rangle$, von der Sättigung von g durch x , $\langle g, x \rangle$, für eine gewisse Entität x , durch die beide Eigenschaften gesättigt werden können (d. h. für die $\langle f, x \rangle$ und $\langle g, x \rangle$ Sachverhalte sind), unterscheiden. Folglich ist der Wertverlauf von f wiederum verschieden von dem Wertverlauf von g .

Wenn nun aber Mengen mit vollständig definierten extensionalen Eigenschaften identifiziert werden, dann sind sie Funktionen, prädikative Funktionen, und deshalb *keine* Objekte.

Es spricht einiges dafür, dass Mengen genau die vollständig definierten extensionalen Eigenschaften sind. Das feste Fundament für diese Mengenauffassung ist die unbestreitbare Verwandtschaft zwischen Eigenschaften und Mengen:

Zentral für die Mengentheorie ist der Elementsbegriff, ausgedrückt durch „ x ist ein Element von y “, kurz: „ $x \in y$ “. Der Elementsbegriff ist nun einerseits verwandt mit dem Teilbegriff, genauer gesagt: mit dem Begriff, der durch „ x ist ein *atomarer* Teil von y “ ausgedrückt wird; andererseits ist er aber auch verwandt mit dem Begriff der prädikativen Exemplifikation. Diese letztere Verwandtschaft zeigt sich wie folgt (wobei im Folgenden, wenn von „Prädikaten“ die Rede ist, stets Prädikate gemeint seien, die nicht unbestimmt zeitbezogen sind; diese Einschränkung vereinfacht die Darstellung erheblich):

In Kap. VI.5.a wurde das Allgemeine Exemplifikationsprinzip formuliert, von dem das folgende Prinzip die Spezialisierung für einstellige Prädikate $A(x)$ ist:

Für alle x : $x \text{ EXEM } \lambda o_1 [A(o_1)]$ genau dann, wenn $A(x)$.

Diesem *Exemplifikationsprinzip für einstellige Prädikate* entspricht das so genannte (mengentheoretische) *Abstraktionsprinzip*:

Für alle x : $x \in \{y: A(y)\}$ genau dann, wenn $A(x)$.

Mengen als vollständig definierte extensionale Eigenschaften, also als Funktionen

Die Verwandtschaft zwischen Mengen und Eigenschaften

Exemplifikationsprinzip und Abstraktionsprinzip

„ $\{y: A(y)\}$ “ steht hierbei kurz für „die Menge aller (und nur der) y , so dass gilt: $A(y)$ “.

Das Abstraktionsprinzip ist, wenn uneingeschränkt für beliebige einstellige Prädikate $A(x)$ behauptet, ebenso falsch (weil widersprüchlich) wie das Exemplifikationsprinzip für einstellige Prädikate, wenn es uneingeschränkt für beliebige einstellige Prädikate $A(x)$ behauptet wird. Um dies einzusehen, muss man im letzteren Fall das Prädikat „ x EXEM nicht x “ betrachten (wie in Kap. VI.5.a erfolgt), im ersteren Fall das Prädikat „ $x \notin x$ “. Die Einsetzung von „ $x \notin x$ “ für „ $A(x)$ “ in das (uneingeschränkte) Abstraktionsprinzip führt zur *Russell'schen Antinomie* (wie sie nach ihrem Entdecker genannt wird).

Aber gehen wir davon aus, dass das Exemplifikationsprinzip für einstellige Prädikate und das mengentheoretische Abstraktionsprinzip, was die einsetzbaren Prädikate angeht, in uniformer Weise beschränkt worden sind, so dass beide Prinzipien nun wahr sind. Dann folgt aus den beiden Prinzipien die weitere Wahrheit:

Eine feste Verbindung zwischen Eigenschaften und Mengen

Für alle x : x EXEM $\lambda o_1[A(o_1)]$ genau dann, wenn $x \in \{y: A(y)\}$.

Mit anderen Worten: Eine beliebige Entität exemplifiziert die durch das Prädikat $A(x)$ ausgedrückte Eigenschaft genau dann, wenn diese Entität Element der Menge aller y ist, für die gilt: $A(y)$. Dies ist das *Brückenprinzip zwischen prädikativer Exemplifikation und Elementschaft*, das eine Verwandtschaft zwischen beiden Begriffen anzeigt, damit aber auch eine *Verwandschaft* zwischen Eigenschaften und Mengen.

Wenn Mengen als vollständig definierte extensionale Eigenschaften aufgefasst werden, dann wird man – über diese Verwandtschaft hinausgehend – „ $x \in y$ “ einfach wie folgt definieren:

Definition der mengentheoretischen Zentralbegriffe in der Eigenschaftstheorie

$x \in y =_{\text{Def}} y$ ist eine vollständig definierte extensionale Eigenschaft und x EXEM y .

Der Ausdruck „ $\{y: A(y)\}$ “ wiederum lässt sich, wenn Mengen vollständig definierte extensionale Eigenschaften sein sollen, wie folgt definieren:

$\{y: A(y)\} =_{\text{Def}} \text{ext}^*(\lambda o_1[A(o_1)])$.

Extensionalisierung und extensionale Vervollständigung

Die Menge aller y , für die gilt: $A(y)$, ist demnach die *extensionale Vervollständigung* der durch das Prädikat $A(x)$ ausgedrückten Eigenschaft. Hier ist es wichtig, sich daran zu erinnern, dass mit „Prädikaten“ im gegebenen Kontext stets Prädikate gemeint sind, die nicht unbestimmt zeitbezogen sind, die also eine zeitlich bestimmte oder nicht zeitbezogene Eigenschaft ausdrücken. Für solche Eigenschaften F liegt die *extensionale Vervollständigung* (symbolisiert durch „ $\text{ext}^*(F)$ “) ebenso eindeutig fest wie die schon in Abs. 2.b betrachtete *Extensionalisierung* (symbolisiert durch „ $\text{ext}(F)$ “). Die extensionale Vervollständigung, $\text{ext}^*(F)$, von F ist diejenige Eigenschaft (d. h. sachverhaltsresultierende einstellige prädikative Funktion), von der gilt: Für alle Entitäten x , die F sättigen können, gilt: $\langle \text{ext}^*(F), x \rangle = \langle \text{ext}(F), x \rangle$; für alle Entitäten z , die F nicht sättigen können, gilt hingegen: $\langle \text{ext}^*(F), z \rangle = u^*$.

Die Eigenschaft $\text{ext}^*(F)$ ist offenbar für alle Entitäten definiert, d. h., sie kann durch alle Entitäten gesättigt werden. Sie ist zudem eine extensionale Eigenschaft. Somit also ist sie eine *vollständig definierte extensionale Eigenschaft*. Die vollständig definierten extensionalen Eigenschaften sind

nichts anderes als die extensionalen Vervollständigungen von zeitlich bestimmten bzw. nicht zeitbezogenen Eigenschaften. Anders (aber äquivalent) gesagt: Sie sind zeitlich bestimmte bzw. nicht zeitbezogene Eigenschaften, die durch alle Entitäten gesättigt werden können und deren Sättigungsergebnis in jedem Fall n^* oder u^* ist.

Mit den beiden oben angegebenen reduktiven Definitionen folgt das mengentheoretische Abstraktionsprinzip aus dem Exemplifikationsprinzip für einstellige Prädikate (weil $\text{ext}^*(\lambda o_1[A(o_1)])$ und $\lambda o_1[A(o_1)]$ durch dieselben Entitäten exemplifiziert werden und $\text{ext}^*(\lambda o_1[A(o_1)])$ eine vollständig definierte extensionale Eigenschaft ist). Wenn die Mengentheorie in die Eigenschaftstheorie integriert werden soll, sie auf die Eigenschaftstheorie reduziert werden soll, so ist dies freilich mit der Herleitung des Abstraktionsprinzips noch nicht getan. Es muss auch noch das so genannte (mengentheoretische) *Extensionalitätsprinzip* hergeleitet werden:

Mengen, die dieselben Elemente haben, sind identisch.

Wenn Mengen als vollständig definierte extensionale Eigenschaften aufgefasst werden und Elementerschaft wie oben angegeben definiert wird, dann ist das Extensionalitätsprinzip eine definitorische Kurzfassung des folgenden Prinzips:

Vollständig definierte extensionale Eigenschaften, die durch dieselben Entitäten exemplifiziert werden, sind identisch.

Nun haben wir aber im Abs. 2.b schon gesehen, dass extensionale Eigenschaften, die durch dieselben Entitäten gesättigt werden können, identisch sind, wenn sie durch dieselben Entitäten exemplifiziert werden. Daraus ergibt sich das eben angegebene Prinzip; denn vollständig definierte extensionale Eigenschaften können alle durch dieselben Entitäten gesättigt werden, nämlich durch *alle* Entitäten. Es ist somit auch die Herleitung des mengentheoretischen Extensionalitätsprinzips aus der Theorie der Eigenschaften gelungen.

Die Mengenlehre ist folglich auf die Eigenschaftstheorie reduzierbar. Aber mit der Integration der beiden mengentheoretischen Zentralprinzipien in die Eigenschaftstheorie liegt noch nicht fest, mit welchen Mengen nun zu rechnen ist. Letzteres hängt vielmehr davon ab, welche Prädikate als „mengenbildende“ zugelassen werden, d. h. als Prädikate, die eine vollständig definierte extensionale Eigenschaft bestimmen, nämlich als die extensionale Vervollständigung der Eigenschaft, die sie ausdrücken. Zudem ist mit Mengen zu rechnen, die durch kein Prädikat, in dem sie nicht schon selbst genannt werden, bestimmt werden können; das Vorhandensein solcher Mengen wird durch das so genannte *Auswahlaxiom* der axiomatischen Mengenlehre postuliert.

Mit der Integration der mengentheoretischen Zentralprinzipien in die Eigenschaftstheorie sind also nicht alle, und auch keineswegs alle wichtigen Fragen, die sich auf Mengen beziehen, beantwortet. Aber sie sind eben zu Fragen der Eigenschaftstheorie geworden.

Die Reduzierbarkeit der Mengenlehre auf die Eigenschaftstheorie ist allerdings nicht zu einem Anlass geworden, in weiteren Kreisen von Mengen als von besonderen Eigenschaften, von besonderen Funktionen zu

Reduktion der Mengenlehre auf die Eigenschaftstheorie

Herleitung des mengentheoretischen Extensionalitätsprinzips in der Eigenschaftstheorie

Die Reduktion lässt offen, mit welchen Mengen zu rechnen ist

- Warum die Objektauffassung von Mengen gewöhnlich präferiert wird
- Naturalismus und Nominalismus
- Naturalisierbarkeit von Mengen?
- Mengen als Gruppen?
- sprechen. Die meisten Ontologen ziehen es vor, bei der Auffassung von Mengen *als Objekte* zu bleiben. Der Hauptgrund hierfür ist, dass den meisten Ontologen an einer Rückführung *von Intensionen auf Extensionen* sehr gelegen ist – d. h. *von Sachverhalten, prädikativen Universalien und Universalisierungsinstanzialisierungen (den Intensionen) auf (die Extensionen) Individuen/ersteigenschaftlich maximalkonsistente Individuale und Mengen* –, nicht im Geringsten aber an einer Rückführung *von Extensionen auf Intensionen*, und sei sie auch nur eine partielle, nämlich eine allein die Mengen betreffende Rückführung. Denn die meisten Ontologen sind nominalistisch gesinnt, und zwar aus einer *naturalistischen* Grundeinstellung heraus. Zwar verbindet sich eine naturalistische Einstellung nicht notwendigerweise mit einer nominalistischen (noch ist das Umgekehrte der Fall), doch haben die meisten modernen Metaphysiker, da Physikalisten, ein Interesse daran, jede Entität als Konstituente einer rein physikalisch verstehbaren möglichen Natur zu begreifen (jede *aktuale* Entität als Konstituente der rein physikalisch verstandenen *Natur*). Die Erfüllung dieses physikalistischen Naturalisierungsinteresses scheint den meisten modernen Metaphysikern – etwa den sonst so verschiedenen Philosophen Quine und Lewis – nur dann gewährleistet, wenn Intensionen nichts bzw. nichts Eigenständiges sind und sich letztlich nur Individuen/ersteigenschaftlich maximalkonsistente Individuale und Mengen *über* der Grundlage der Individuen/ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individuale als Entitäten erweisen. *Derartige* Mengen könnte man doch noch gut zu den Individuen schlagen – nicht wahr? – als *abstrakte Individuen*.
- Allerdings bleibt ein Stachel zurück, der jeden gewissenhaften Physikalisten quälen muss: Mengen erscheinen – selbst als Individuen – als äußerst merkwürdige Konstituenten einer rein physikalisch verstehbaren möglichen Natur, zumal diejenigen (unendlich großen) Mengen, die man benötigt, um den hoch entwickelten mathematischen Apparat der Physik mengentheoretisch einzubinden. Dieser Apparat und die ontologischen Voraussetzungen, auf denen er beruht, können ja bei der angestrebten physikalistischen Naturalisierung aller Entitäten nicht ausgenommen werden. Es bleibt nichts anderes übrig, als die Konzeption dessen, was eine rein physikalisch verstehbare mögliche Natur ist, in einer Art und Weise ontologisch anzureichern, die das Projekt einer physikalistischen Naturalisierung aller Entitäten von vornherein als fragwürdig erscheinen lassen muss.
- Doch gibt es ganz unabhängig von naturalistischen und/oder nominalistischen Ambitionen Intuitionen, die Mengen den Status von Objekten zuweisen. Dazu scheint man nicht auf den verhältnismäßig komplizierten Gedanken fregescher Abkunft zurückkommen zu müssen, dass Mengen als die Wertverläufe vollständig definierter extensionaler Eigenschaften gelten können. Denn sind Mengen nicht einfach *Gruppen* (was aus naturalistischer Sicht sicherlich das Optimalere wäre)?
- In Kap. V.3 sind wir bereits auf gewisse Gruppen gestoßen, nämlich auf die pluralen Individuen – auch „Gruppenindividuen“ genannt –, die durch plurale Namen, wie „die Männer im Dorf“ oder „Fritz, Hans und Egon“, benannt werden. Wenn Mengen Gruppen sein sollen, dann muss freilich mit noch ganz anderen Gruppen gerechnet werden als denjenigen, die bislang ins Auge gefasst wurden.

Jedoch ist die Auffassung von Mengen als Gruppen nicht abwegig, denn zweifelsohne besteht eine Verwandtschaft zwischen Mengen und Gruppen, ebenso wie eine Verwandtschaft zwischen Mengen und Eigenschaften besteht – wobei nun aber manche mengentheoretischen Erscheinungen nur zu der letzteren Verwandtschaft passen: Mengen, die nur ein Element haben (so genannte Einermengen, z. B. $\{U. M.\}$), und die leere Menge, $\{\}$.

Doch kann diesem Problem durch eine gewisse Dehnung des Gruppenbegriffs begegnet werden: Es wird zugelassen, dass von Gruppen mit nur einem Mitglied gesprochen werden kann: *Einerguppen*, und von einer Gruppe, die gar keine Mitglieder hat: *die leere Gruppe*. Die Dehnung des Gruppenbegriffs kann leicht als absurd hingestellt werden („Einerguppe“, „leere Gruppe“ – ist das nicht wie „hölzernes Eisen“?); doch liegt hier im Grunde nicht mehr vor als eine Analogie zu der Auffassung von *Ruhe* als *Bewegung* mit der Quantität 0.

Wenn man Mengen mit Gruppen identifizieren möchte, dann ist es zudem erforderlich, Gruppen durch ihre Mitglieder vollständig bestimmt sein zu lassen, so wie ja Mengen vollständig durch ihre Elemente bestimmt sind. Dies bedeutet eine gewisse Einschränkung des alltagssprachlichen Gruppenverständnisses: Wenn ein Staat X der EU beitrifft, so müssen wir nämlich nach alltagssprachlichem Verständnis nicht unbedingt von zwei EU-Gruppen sprechen: von einer vor dem Beitritt von X und von einer (numerisch) anderen danach, sondern können auch von nur einer EU-Gruppe reden: *der EU*, die erst soundso viele Mitglieder hatte und nun um ein Mitglied erweitert worden ist.

Die Verwandtschaft zwischen Mengen und Eigenschaften zeigt sich, wie wir sahen, im Brückenprinzip zwischen prädikativer Exemplifikation und Elementschafft:

Für alle x : $x \text{ EXEM } \lambda o_1[A(o_1)]$ genau dann, wenn $x \in \{y: A(y)\}$.

Die Verwandtschaft zwischen Mengen und Gruppen zeigt sich entsprechend im *Brückenprinzip zwischen Mitgliedschaft und Elementschafft*:

Für alle x : x ist ein Mitglied von denjenigen Entitäten y , so dass gilt: $A(y)$, genau dann, wenn $x \in \{y: A(y)\}$.

Statt „Mitglied“ kann man auch sagen „letzter gruppenkonstitutiver Teil“ oder „atomarer gruppenkonstitutiver Teil“. Für den pluralen Namen „diejenigen Entitäten y , so dass gilt: $A(y)$ “ – oder synonym: „die Gruppe der y , so dass gilt: $A(y)$ “ – gelte die Konvention, dass er *diejenige* Entität y benennt, so dass gilt: $A(y)$, wenn für genau eine Entität $A(y)$ gilt, und *die leere Gruppe*, wenn für keine Entität $A(y)$ gilt. (Wir halten im Übrigen an der oben getroffenen Einschränkung fest, dass die Prädikate $A(y)$ nicht unbestimmt zeitbezogen sein sollen.)

Trotz der Erweiterung des Gruppenbegriffs auf Einerguppen und die leere Gruppe, trotz der Gültigkeit des Brückenprinzips zwischen Mitgliedschaft (einer Besonderung des Teilbegriffs) und Elementschafft, trotz der dadurch angezeigten Verwandtschaft zwischen diesen beiden Begriffen und zwischen Gruppen und Mengen, scheitert aber der Versuch einer Reduktion von Mengen auf Gruppen (den beispielsweise David Lewis in [10-9] unternommen hat). Das liegt an Folgendem: Einerguppen lassen sich nicht

Den Mengen
angepasste Gruppen

Zwei verwandte
Verwandtschafts-
prinzipien

Mengen nicht
auf Gruppen
reduzierbar

unterscheiden von ihrem einzigen Mitglied; die Gruppe, deren einziges Mitglied Hans ist, ist eben Hans. Einermengen $\{x\}$ hingegen sind in der Regel – nämlich immer dann, wenn x nicht Element von x ist – verschieden von ihrem einzigen Element; so ist $\{\text{Hans}\}$ selbstverständlich verschieden von Hans.

Die Attraktivität der Eigenschaftsauffassung von Mengen

Sind also Mengen doch Eigenschaften? Denn wenn Mengen Eigenschaften sind, dann lässt sich die Verschiedenheit von Hans und $\{\text{Hans}\}$ leicht verstehen (während sie sich gerade *nicht* verstehen ließe, wenn Mengen Gruppen wären): Hans ist von $\{\text{Hans}\}$ ebenso verschieden, wie Hans verschieden ist von $\lambda o_1[o_1 = \text{Hans}]$. Und dieses „ebenso verschieden wie“ bringt nicht nur eine Analogie zum Ausdruck; denn, wenn Mengen Eigenschaften sind, dann *ist* die Menge $\{\text{Hans}\}$ die Eigenschaft $\lambda o_1[o_1 = \text{Hans}]$. Wenn Mengen Eigenschaften sind, dann ist die Menge mit Hans als einzigem Element identisch mit der Eigenschaft, Hans zu sein, und allgemein ist dann jede Menge $\{a_1, \dots, a_N\}$ identisch mit der Eigenschaft, a_1 oder ... oder a_N zu sein ($= \lambda o_1[o_1 = a_1 \text{ oder } \dots \text{ oder } o_1 = a_N]$). Wenn Mengen Eigenschaften sind, nämlich vollständig definierte extensionale Eigenschaften, dann ist jede endlichgroße nichtleere Menge identisch mit der Eigenschaft, eine Entität aus einer gewissen namentlichen Auflistung von Entitäten zu sein. Denn: $\{a_1, \dots, a_N\} =_{\text{Def}} \{y: y = a_1 \text{ oder } \dots \text{ oder } y = a_N\} =_{\text{Def}} \text{ext}^*(\lambda o_1[o_1 = a_1 \text{ oder } \dots \text{ oder } o_1 = a_N]) = \lambda o_1[o_1 = a_1 \text{ oder } \dots \text{ oder } o_1 = a_N]$. (Weil $\lambda o_1[o_1 = a_1 \text{ oder } \dots \text{ oder } o_1 = a_N]$ bereits eine vollständig definierte extensionale Eigenschaft ist, muss ja ihre extensionale Vervollständigung mit ihr identisch sein.)

Mengen als Eigenschaften sind also keineswegs in irgendeiner Weise absonderliche Eigenschaften, sondern Eigenschaften, mit denen wir vertraut sind: Vollständig definierte extensionale Eigenschaften kennen wir bereits und können wir mit Leichtigkeit in unserer Sprache ausdrücken und benennen.

Ist es aber nicht eine Überdehnung des Eigenschaftsbegriffs, in einer *solchen* unendlichen Menge eine Eigenschaft zu sehen, deren Elemente sich der Umfassung durch ein Prädikat entziehen, in welchem diese Menge nicht bereits genannt wird? Doch ist eben auch eine *derartige* Menge – so wie jede endliche Menge – durch ihre Elemente vollständig bestimmt, und sie ist deshalb – als Eigenschaft – identisch mit der Eigenschaft, *eine (diese oder jene) der sie bestimmenden Entitäten zu sein*, obwohl sich diese Entitäten nicht vollständig herzhählen lassen und auch nicht durch ein Prädikat umfasst werden können, das deren Menge nicht schon nennt.

Meines Erachtens (ich neige dem zu) handelt es sich bei Mengen um Eigenschaften, nämlich um die vollständig definierten extensionalen Eigenschaften. Derartige Eigenschaften sind typenlose Funktionen. *Mengen in einem typenmäßig eingeschränkten Sinn*, wie man sie in den Standardsystemen der typentheoretischen Mengenlehre betrachtet (Systeme, die sich im Anschluss an das ursprüngliche typentheoretische System in [10-10] herausgebildet haben), sind hingegen die Extensionalisierungen – *nicht* die extensionalen Vervollständigungen! – von Eigenschaften, die unter zentrale Funktionstypen der Gestalt $[<K>//S]$ fallen. Beispielsweise sind die Extensionalisierungen der zeitlich bestimmten oder nicht zeitbezogenen Eigenschaften in der Kategorie $[<I>//S]$ gerade die *Individuenmengen*; sie gehö-

(Typenlose) Mengen gegenüber Mengen in einem typenmäßig eingeschränkten Sinn

ren dieser Kategorie ebenso an wie andere Individueneigenschaften, und wie alle Individueneigenschaften können sie nur von Individuen sinnvoll ausgesagt werden. Allgemein können die K-Mengen wie alle K-Eigenschaften (d.h. die Eigenschaften aus der Kategorie [$\langle K \rangle // S$]) nur von den Entitäten aus der Kategorie K sinnvoll ausgesagt werden. Passt man die Syntax der Elementsaussagen diesen Verhältnissen an (wie es in einer „Typentheorie“ der Mengenlehre geschieht), so dass „ $a \in b$ “ nur dann grammatisch wohlgeformt ist, wenn es durch „ $a^K \in b^{\langle K \rangle // S}$ “ ersetzbar ist, wobei die Indizierung die kategoriale Zugehörigkeit der durch „a“ und „b“ benannten Entitäten zum Ausdruck bringt, dann fehlen schon für die Formulierung der bloßen Bestandteile der Russell'schen Antinomie die Voraussetzungen.

Obwohl die Auffassung von Mengen als Eigenschaften viel für sich hat, bleibt es doch andererseits dabei, dass es zumindest merkwürdig klingt, wenn gesagt wird, dass ein gewisses Prädikat eine Menge ausdrückt (z. B. drückt, wenn Mengen Eigenschaften sind, unausweichlich das Prädikat „x ist mit Hans identisch“ die Menge {Hans} aus); oder wenn gesagt wird, dass eine Menge von etwas wahrheitsgemäß ausgesagt werden kann (z. B. kann, wenn Mengen Eigenschaften sind, unausweichlich die Menge {Hans} von Hans wahrheitsgemäß ausgesagt werden). Mit Mengen verbinden sich zweifelsohne auch Intuitionen der Nichtprädikativität. Sind Mengen nicht vielleicht doch *Objekte*, vielleicht Objekte ganz eigener Art? Bei dieser Frage will ich es aber nun belassen.

Bedenken gegen die Eigenschaftsauffassung von Mengen

3. Kann kategoriale Heimatlosigkeit überwunden werden?

Das Phänomen der kategorialen Heimatlosigkeit tritt ausgerechnet bei Entitäten auf, mit denen innerhalb und außerhalb der Philosophie viel gearbeitet wird: Ereignisse, Zahlen, Mengen. Ausgerechnet diese Entitäten erscheinen als nicht gut verstanden. Ist das nicht ein ontologisches Ärgernis?

Bei Zahlen und Mengen ist zu konstatieren, dass ihre kategoriale Heimatlosigkeit ihren hohen Gebrauchswert völlig unbeschadet lässt. Man kann mit diesen Entitäten in intersubjektiv verbindlicher Weise gut umgehen (mit Zahlen seit Jahrtausenden), ohne in intersubjektiv (d.h. allgemein oder weithin) akzeptierter Weise zu wissen, *was genau*, ja überhaupt *welcher Kategorie* diese Entitäten eigentlich sind.

Bei Ereignissen sieht es etwas anders aus; denn für Ereignisse existieren anders als für Zahlen und Mengen keine allgemein oder weithin akzeptierten axiomatischen ontologischen Systeme (also etwas, was vergleichbar wäre mit den Peano-Axiomen für die natürlichen Zahlen, oder mit den für alle gewöhnlichen Gebrauchszwecke im Wesentlichen gleichwertigen axiomatischen Mengenlehren). Eine intersubjektiv akzeptierte ontologische Minimaltheorie für Ereignisse fehlt. Das ist in der Tat ein gewisses ontologisches Ärgernis, insbesondere angesichts dessen, dass – im Sinne revisionärer Metaphysik – von manchen Ontologen für Ereignisse (insbesondere *physische* Ereignisse) ontologische Fundamentalität in Anspruch genom-

Für Ereignisse ist keine ontologische Minimaltheorie gegeben

men wird (siehe [10-11], S. 12 und S. 46) und auch die geistesgeschichtliche Tendenz in diese Richtung weist (siehe [10-12]).

Rational unauflösbare
kategoriale Heimatlosigkeit stellt
die Ontologie nicht
in Frage

Besteht eine Chance, dass die kategoriale Heimatlosigkeit von Ereignissen, Zahlen, Mengen behoben werden kann? Eine solche Chance besteht, denn es könnte ja sein, dass „die Ontologie“ sich auf eine bestimmte unter den alternativen Deutungen jener Arten von Entitäten festlegt. Aber eine derartige Vereinheitlichung wäre wohl eher ein geistesgeschichtlicher Zufall als etwas, das aus der Sache selbst erwächst. Mit Ereignissen, Zahlen und Mengen verbinden sich fundamental miteinander in Konflikt stehende Intuitionen (was überhaupt nicht ausschließt, dass es bzgl. der genannten Entitäten auch Intuitionen gibt, über die Konsens besteht), und es ist nicht zu sehen, wie sich die Intuitionskonflikte in philosophisch begründeter, also völlig rationaler Weise intersubjektiv auflösen ließen. Doch darf dies kein Grund sein, mit dem erkenntniskritischen Finger hämisch auf Ontologie und Metaphysik zu deuten; denn dasselbe Muster des intersubjektiv rational nicht entscheidbaren Theorienstreits findet sich nicht nur in anderen Zweigen der Philosophie, sondern auch bei den respektiertesten empirischen Wissenschaften, wie Thomas S. Kuhn (1922–1996) in [10-13] aufgewiesen hat. Im Übrigen darf nicht vergessen werden, dass das, was wegen der Unauszeichenbarkeit einer von allen akzeptierten Entscheidungsbasis intersubjektiv nicht rational entschieden werden kann, für *einen persönlich* sehr wohl rational entscheidbar sein kann, nämlich aufgrund der Entscheidungsbasis, die man eben hat.

Was für alle Erkenntnis gilt, gilt insbesondere auch für die ontologische Erkenntnis: Die Darstellung des Seienden (von Wirklichem, Möglichem und eventuell sogar von Unmöglichem) in unserem Bewusstsein und folglich auch in unserer Erkenntnis ist in unauflösbare Weise *unvollständig*. Dies ist der Grund für alle unsere hartnäckigen Erkenntnisperplexitäten. In der Ontologie stellen sich diese Perplexitäten nicht erst, beispielweise, in den höheren Regionen der Mengenlehre ein – wenn es etwa um die Frage geht, ob die so genannte *Kontinuumshypothese* wahr ist oder falsch: beides, sowohl ihre Wahrheit als auch ihre Falschheit, ist mit den Standardaxiomen der Mengenlehre vereinbar (vgl. dazu [10-14], S. 253 f.), die aber doch offenbar alles ontologisch Relevante enthalten, was wir über Mengen sicher wissen –, sondern sie kommen, wie wir sahen, schon auf ganz elementarer Ebene vor.

4. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen

Zusammenfassung

Dieses Kapitel war der Darstellung des ontologischen Widerstreits über die kategoriale Einordnung von Ereignissen, Zahlen und Mengen gewidmet. Es ergab sich dabei die Gelegenheit, einige weitere wichtige ontologische Begriffe einzuführen: den der Anzahleigenschaft, den des Wertverlaufs einer Funktion, den der Extensionalisierung einer Eigenschaft, den der extensionalen Vervollständigung einer Eigenschaft, den der extensionalen Eigenschaft, den der vollständig definierten extensionalen Eigenschaft, den der Extension einer Eigenschaft, den der Extensionen, die den Intensionen gegenüberstehen. Nach allem, was wir wissen, könnten Ereignisse

zeitliche Folgen zeitlich unspezifischer Momentansachverhalte sein, und Zahlen Typenobjekte, die Anzahleigenschaften entsprechen, Mengen schließlich vollständig definierte extensionale Eigenschaften. Aber diese Bestimmungen sind umstritten. Dessen ungeachtet sind Arithmetik und Mengenlehre hochentwickelte Zweige der Ontologie. Überhaupt stellt das Phänomen der kategorialen Heimatlosigkeit das Projekt einer *Wissenschaft* der Ontologie nicht in Frage.

Lektürehinweise

Eine vergleichende kritische Diskussion der hauptsächlich, in der Literatur vorfindlichen Konzeptionen von Ereignissen bietet [10-1], Kap. 8 des 2. Teils (zur Unterstützung der im 1. Teil entwickelten eigenen Konzeption). Eine jüngere deutschsprachige Monographie, die ausschließlich Ereignissen gewidmet ist und welche die Vielstimmigkeit zu diesem Thema dokumentiert, ist [10-11]. Eine Einführung in die Gedankenwelt Freges ist [10-15]. Die Unaufhebbarkeit der kategorialen Heimatlosigkeit von Zahlen, mit anderen Worten: die wesenhafte Unbestimmtheit von Zahlen, ist die Botschaft des berühmten Aufsatzes [10-16] (an dessen Ende der Autor die nihilistische Konsequenz zieht, dass keine Entität eine Zahl ist). Eine gute, knappe Einführung in ein gut zu gebrauchendes System der axiomatischen Mengenlehre ist [10-17]. Die kategoriale Heimatlosigkeit der Mengen kommt gut zum Ausdruck in Bealers Polemik gegen Mengen in [10-18], Kap. 5 (wo auch gezeigt wird, dass Eigenschaften die Rollen von Mengen übernehmen können).

Fragen und Übungen

Zu Abschnitt 1:

Bei welchen der folgenden Begriffe handelt es sich nach den Informationen in diesem Buch um Kategorien (im strengen Sinn), bei welchen nicht, bei welchen ist der kategoriale Status offen? Proposition, Eigenschaft, Begriff, Individueneigenschaft, Folgen, Individual, Sinn eines Prädikats, ... (setzen Sie die Reihe fort).

Das biologische Klassifikationssystem hat die Stufen: 0. Totalität, 1. Reich, 2. Stamm, 3. Klasse, 4. Ordnung, 5. Familie, 6. Gattung, 7. Art. Nehmen Sie an, das ontologische Klassifikationssystem hätte dieselben Stufen. Ein Durchlauf durch das biologische Klassifikationssystem sieht wie folgt aus (vgl. [10-19], S. 406): Lebewesen (0.), Tiere (1.), Chordatiere (2.), Säugetiere (3.), Paarhufer (4.), Rinder (5.), Echte Gazelle (6.), Grantgazelle (7.). Geben Sie einen hierzu analogen Durchlauf durch das ontologische Klassifikationssystem an. (Wenn Sie dabei diesem Buch keine passende Kategorie entnehmen können, dann stellen Sie selber eine auf.)

Zu Abschnitt 2:

Wie könnte ein Schafbesitzer, der viele Schafe besitzt, aber nicht zählen kann, feststellen, dass er ebenso viele schwarze Schafe besitzt wie weiße?

Geben Sie Beispiele für analytische und für synthetische Wahrheiten an, (a) außerhalb der Ontologie, (b) innerhalb von ihr.

Vollziehen Sie im Einzelnen die Schritte nach, die die Russell'sche Antinomie ergeben.

Betrachten Sie die Eigenschaft, zu t_0 zu sitzen. Machen Sie sich ausschnittsweise klar, wie der Wertverlauf dieser Eigenschaft aussieht, wie ihre Extensionalisierung und ihre extensionale Vervollständigung aussieht, schließlich wie ihre Extension aussieht, indem Sie t_0 in geeigneter Weise wählen und vier Individuen betrachten, von denen zwei die genannte Eigenschaft haben und zwei nicht.

Zeigen Sie, dass $\lambda o_1 [o_1 = a_1$ oder ... oder $o_1 = a_N]$ für beliebige natürliche Zahlen $N \geq 1$ eine vollständig definierte extensionale Eigenschaft und deshalb mit ihrer extensionalen Vervollständigung identisch ist.

Rekonstruieren Sie die mit einer Mengen/Klassen-Differenzierung gemeinte sachliche Unterscheidung *ohne* Verwendung der Mengen/Klassen-Terminologie.

XI. Ontologische Systeme

In diesem Kapitel wird der wesenhaft systematische Charakter der Ontologie herausgestellt und durch mehrere Beispiele illustriert.

1. Das Desiderat des systematischen Ansatzes in der Ontologie

Ontologie sollte systematisch betrieben werden und im System münden, da nur auf diese Weise zur ontologischen Wahrheit erkenntnismäßig vorgedrungen werden kann, soweit uns das überhaupt möglich ist. Dennoch ist Ontologie im System eine große Seltenheit bei modernen Ontologen. Ein Grund hierfür ist die generelle Skepsis in der gegenwärtigen philosophischen Situation gegenüber dem Systemdenken. Denken im System – womöglich gar in einem explizit axiomatischen System – gilt beinahe als ein Synonym für falsches Denken (bei gleichzeitiger Vergewaltigung des Geistes). Ein anderer Grund für das Überwiegen unsystematischen ontologischen Denkens ist aber einfach die gewaltige Schwierigkeit, ein größeres oder gar ein globales ontologisches System überhaupt aufzustellen. Trotz des sehr allgemeinen Standpunkts, den der Ontologe einnimmt, werden auch in der Ontologie, wenn sie sich von der Betrachtung mikroskopischer Details löst, die Dinge sehr schnell sehr kompliziert. Damit steigt sprunghaft die Schwierigkeit an, in systematischer Weise etwas Wahres, ja auch nur etwas logisch Konsistentes zu sagen.

Lokale ontologische Systeme, aber kein globales ontologisches System

Steht ein globales ontologisches System vorläufig auch aus (ein *vollständiges* System der ontologischen Behauptungen ist sogar unerreichbar), so mangelt es doch nicht an *lokalen* ontologischen Systemen. Solche Systeme sind beispielsweise die Peano-Arithmetik oder die verschiedenen Systeme der axiomatischen Mengenlehre. Ich werde hier auf einige weniger bekannte ontologische Systeme eingehen, solche die noch nicht in die kompetenten Hände der Mathematiker übergegangen sind, die ein ganz unverkrampftes Verhältnis zum systematischen logischen Denken haben und gewisse Fragen nicht stellen (beispielsweise die Frage, was Zahlen und Mengen eigentlich sind).

2. Ein regionales System von Kategorien

Ontologische Systeme gibt es in zwei Varianten: als *Begriffssysteme* und als *Behauptungssysteme*. Das in diesem Buch Torso gebliebene universelle Kategoriensystem ist der Torso eines *globalen* ontologischen Begriffssystems. Hier nun aber ein Beispiel für ein komplett ausgeführtes *lokales* ontologisches Begriffssystem, nämlich für ein *regionales* System von Kategorien:

Beispiel eines lokalen ontologischen Begriffssystems

Konzentrieren wir uns auf eine kleine (wenn auch wichtige) Ecke des Seienden: (1) die *elementaren* Individuen (damit seien die *für uns zentralen* Individuen gemeint); (2) die Normaluniversalien *mit gestärkter Normalität*, d. h. die prädikativen, endlichstelligen Universalien, die für elemen-

tare Individuen definiert sind (genau von elementaren Individuen gesättigt werden können) und sich nur dann unterscheiden, wenn sie in wenigstens einer möglichen Welt (einmal) nicht durch dasselbe exemplifiziert werden (alle Namen für Universalien verstehen wir entsprechend); (3) die *Normalsachverhalte*, d.h. Sachverhalte, die sich nur dann unterscheiden, wenn sie (einmal) nicht in denselben möglichen Welten bestehen. Von den Normaluniversalien, die für elementare Individuen definiert sind, betrachten wir zudem einzig und allein solche, die entweder zeitlich bestimmt oder überhaupt nicht zeitbezogen sind. Keine der von uns betrachteten Universalien ist also unbestimmt zeitbezogen. Von den Normalsachverhalten betrachten wir dementsprechend einzig und allein solche, für die zeitliche Parameter keine Rolle spielen, die mithin schlechthin aktual oder schlechthin nicht-aktual sind.

Das ins Auge gefasste regionale System von Kategorien umfasst auf seiner 2. Einteilungsebene, die auch schon seine letzte Einteilungsebene ist, die folgenden Kategorien: I^* , S^* , $[\langle I^* \rangle // S^*]^*$, $[\langle I^*, I^* \rangle // S^*]^*$, $[\langle I^*, I^* \rangle // S^*]^*$, etc. Jede der betrachteten Entitäten (siehe den vorausgehenden Absatz) fällt unter genau einen dieser Begriffe. Dabei deutet der Asteriskus bei der Individuenkategorie, der Sachverhaltskategorie und den Funktionskategorien an, dass diese Kategorien in der Weise, die dem vorausgehenden Absatz entnehmbar ist, beschränkt worden sind. Auf seiner 1. Einteilungsebene hat unser regionales System von Kategorien die Kategorien $O^*(bjekt)$ und $F^*(unktion)$. Jede der betrachteten Entitäten – nennen wir sie „Entitäten*“ – fällt unter genau einen dieser beiden Begriffe, wobei O^* auf der 2. Einteilungsebene unseres regionalen Kategoriensystems durch $I^*(ndividuum)$ und $S^*(achverhalt)$ eingeteilt wird, F^* hingegen durch $[\langle I^* \rangle // S^*]^*$, $[\langle I^*, I^* \rangle // S^*]^*$, $[\langle I^*, I^* \rangle // S^*]^*$, etc.

3. Zwei Systeme des rekonstruktiven Nominalismus

Über die soeben betrachteten Entitäten – die Entitäten* – haben Nominalisten (wie über alle Entitäten) die radikale Ansicht, dass sie allesamt Individuen sind. Die Kategorien S^* , $[\langle I^* \rangle // S^*]^*$, $[\langle I^*, I^* \rangle // S^*]^*$, $[\langle I^*, I^* \rangle // S^*]^*$, etc. sind folglich nach nominalistischer Ansicht allesamt leer, und folglich ist nach nominalistischer Ansicht auch die Kategorie F^* leer, während die Kategorie O^* mit der Kategorie I^* zusammenfällt, also mit derjenigen Kategorie, unter die nach nominalistischer Ansicht alle Entitäten* fallen.

Rekonstruktive Nominalisten belassen es nicht bei diesem ontologischen Kahlschlag – der, wenn die momentane Begeisterung für Wüstenlandschaften verfliegen ist, niemanden überzeugen kann –, sondern sie zeigen, dass sich *Individuen* angeben lassen, die beispielsweise *die Rollen* der (nach nominalistischer Ansicht nicht vorhandenen) Entitäten in den Kategorien S^* , $[\langle I^* \rangle // S^*]^*$, $[\langle I^*, I^* \rangle // S^*]^*$, $[\langle I^*, I^* \rangle // S^*]^*$, etc. übernehmen können.

Nach der *carnapschen Methode* (sie ist inspiriert durch Überlegungen Rudolf Carnaps in [11-1]) geht das so:

Zu den Individuen zählen die elementaren Individuen (also die Entitäten in der Kategorie I^*) und die möglichen Welten. Die elementaren Individuen und die möglichen Welten machen zusammen die Basisindividuen

Lokaler
rekonstruktiver
Nominalismus
à la Carnap

aus; diese sollen im Übrigen physische Entitäten sein. Zu den Individuen zählen des Weiteren die Mengen über den Basisindividuen, wobei die Mengen über den Basisindividuen genau die Mengen sind, die aus der Menge der Basisindividuen erzeugbar sind (durch die mengentheoretischen Standardoperationen: Potenzmengen-, Paarmengen-, Vereinigungsmengenbildung). Es sei bemerkt, dass nicht alle Basisindividuen aktual sind; insbesondere befinden sich unter den Basisindividuen ja sämtliche möglichen Welten, von denen die meisten nicht aktual sind.

Wichtig für das Folgende ist, dass sich im Rahmen der Mengentheorie endlichlange diskrete Folgen als gewisse Mengen darstellen lassen. Zunächst lassen sich alle N -stelligen Folgen mit N (eine natürliche Zahl) > 2 auf geordnete Paare zurückführen: $(a_1, \dots, a_N) =_{\text{Def}} ((a_1, \dots, a_{N-1}), a_N)$. Und geordnete Paare wiederum können mengentheoretisch wie folgt definiert werden: $(a, b) =_{\text{Def}} \{\{a\}, \{a, b\}\}$. Diese Definition ist adäquat, da sich auf ihrer Grundlage beweisen lässt: $(a, b) = (c, d)$ genau dann, wenn $a = c$ und $b = d$.

Nun kann die nominalistische Rekonstruktion der nach nominalistischer Ansicht nicht vorhandenen Entitäten beginnen. Sie sind *vorderhand* nicht vorhanden, nämlich solange man sie von der Kategorie der Individuen *separiert*. Ein *rekonstruktiver* Nominalist wird hingegen nicht zögern, jene Entitäten nicht nur durch Individuen darzustellen, sondern sie auch mit Individuen zu *identifizieren*, wodurch sie dann im Endeffekt *doch* vorhanden wären, aber eben *als Individuen*. Damit können dann auch die Bezeichnungen S^* , $[\langle I^* \rangle // S^*]^*$, $[\langle I^*, I^* \rangle // S^*]^*$, $[\langle I^*, I^*, I^* \rangle // S^*]^*$, etc. als Bezeichnungen *erfüllter* Kategorien weiterleben – auch aus der Sicht des Nominalisten –, nämlich *uminterpretiert* zu Bezeichnungen von Unterbegriffen des Individuenbegriffs.

Die Rolle der Entitäten in der Kategorie S^* , also die Rolle der Sachverhalte*, übernehmen diejenigen Entitäten, die Teilmengen der Menge der (als Individuen geltenden) möglichen Welten sind. Der Gedanke hierbei ist, jeden Sachverhalt* durch die Menge der möglichen Welten darzustellen, in denen er der Fall ist. Ein Sachverhalt* besteht hiernach in einer möglichen Welt genau dann, wenn diese ein Element von ihm ist, und er besteht in genau denjenigen möglichen Welten, die seine Elemente ausmachen. Er ist das (Maximum dessen), was alle diese möglichen Welten gemeinsam haben.

Die Rolle der Entitäten in der Kategorie $[\langle I^* \rangle // S^*]^*$, also die Rolle der Eigenschaften*, übernehmen gewisse Mengen von geordneten Paaren, nämlich die Mengen von solchen geordneten Paaren, deren erstes Glied ein elementares Individuum ist und deren zweites Glied eine Menge von möglichen Welten ist, wobei jedes elementare Individuum *mit nur einer* Weltenmenge „verkuppelt“ wird. Offensichtlich liegen hiermit die mengentheoretischen Darstellungen gewisser einstelliger Funktionen vor (die gemeinhin ebenfalls „Funktionen“ genannt werden, obwohl sie ja Mengen sind und den rekonstruktiven Nominalisten als Individuen – also als *gesättigte Entitäten* – gelten), nämlich derjenigen Funktionen, die jedem elementaren Individuum, also jedem Individuum* (und nichts sonst), einen Sachverhalt* zuordnen.

Aus der beschriebenen mengentheoretischen Darstellung von Eigen-

schaften* F ist unmittelbar ersichtlich, in welchen möglichen Welten w sie durch ein elementares Individuum x exemplifiziert werden; denn x exemplifiziert F (d. h. nun: F *carnapsch dargestellt*) in w genau dann, wenn w Element von F(x) ist, wobei F(x) die Menge der möglichen Welten ist, die F x zuordnet.

Weltenrelative
Exemplifikation
à la Carnap

Die Rolle der Entitäten in der Kategorie $\langle I^*, I^* \rangle // S^*$, also die Rolle der zweistelligen Relationen*, übernehmen gewisse Mengen von geordneten Tripel, nämlich diejenigen Mengen von geordneten Tripel, deren erstes Glied ein Individuum* ist, deren zweites Glied ein Individuum* ist und deren drittes Glied eine Menge von möglichen Welten ist, wobei jedes geordnete Paar von elementaren Individuen *mit nur einer* solchen Menge „verkuppelt“ wird. Offensichtlich sind hiermit die mengentheoretischen Darstellungen gewisser zweistelliger Funktionen gegeben, nämlich derjenigen, die allen in bestimmter Reihenfolge paarweise angeordneten Individuen* (und nur diesen) einen Sachverhalt* zuordnet.

Aus der beschriebenen mengentheoretischen Darstellung zweistelliger Relationen* R ist unmittelbar ersichtlich, in welchen möglichen Welten w sie durch Individuen* x und y exemplifiziert werden: x, y exemplifizieren R (d. h. nun: R *carnapsch dargestellt*) in w genau dann, wenn w Element von R(x, y) ist, wobei R(x, y) die Menge der möglichen Welten ist, die R x und y – in dieser Reihenfolge – zuordnet.

Wir brauchen die Beschreibung der carnapschen Methode der nominalistischen Rekonstruktion von Intensionen (hier gewisser Sachverhalte und prädikativer Universalien) als Extensionen (hier als Mengen über Basisindividuen) nicht weiter fortzusetzen, denn der rekonstruktive Mechanismus dürfte klar geworden sein.

Einfacher als die carnapsche Methode der nominalistischen Rekonstruktion ist die *lewissche Methode* (sie knüpft an Überlegungen von David Lewis an; vgl. [11-2], Kap. 1.5):

Lokaler
rekonstruktiver
Nominalismus
à la Lewis

Der Ausgangspunkt ist derselbe wie bei der carnapschen Methode: die elementaren Individuen plus die möglichen Welten sind die Basisindividuen, wobei die Basisindividuen physische Entitäten sein sollen. Und auch die Vorgehensweise ist im Grundansatz dieselbe: Die Entitäten in den Kategorien S^* , $\langle I^* \rangle // S^*$, $\langle I^*, I^* \rangle // S^*$, $\langle I^*, I^*, I^* \rangle // S^*$, etc. werden als Mengen über der Menge der Basisindividuen rekonstruiert – wobei diese Mengen vom rekonstruierenden Nominalisten als Individuen angesehen werden, wenn auch nicht als Basisindividuen. (Lewis ist offenbar nicht abgeneigt, die fraglichen Mengen als *konkrete* Entitäten anzusehen; siehe [11-2], S. 83 f.)

Jedoch werden bei der lewisschen Methode der nominalistischen Rekonstruktion die Basisindividuen als ersteigenschaftlich maximalkonsistente Individuale angesehen, was für die elementaren Individuen unter den Basisindividuen (*nicht* hingegen für die möglichen Welten, die, als Individuen aufgefasst, ohnehin mit ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individualen identifizierbar sind) sowohl eine signifikante Umdeutung als auch eine signifikante Erweiterung impliziert: Das Individuum* George W. Bush beispielsweise wird mit dem ihm entsprechenden (doch nach meiner – nicht der lewisschen – Auffassung eigentlich von ihm verschiedenen) ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individual george w. bush *identi-*

fiziert, und an die Seite dieses einen Individuals tritt eine Unzahl von *Gegenständen* von ihm: für jede nichtwirkliche mögliche Welt $w, w', \text{etc.}$, in der George W. Bush existiert, ein anderes Gegenstück von george w. bush, das ausschließlich in jener möglichen Welt lokalisiert ist: $(g. w. b.)^w, (g. w. b.)^{w'}, \text{etc.}$ Auch diese hinzukommenden Gegenstände zählen nun (aus lewisscher Sicht) als Individuen*.

Als ersteigenschaftlich maximalkonsistente Individuale sind Individuen* jeweils Teil von genau einer möglichen Welt (die ebenfalls ein ersteigenschaftlich maximalkonsistentes Individual ist). Dies ermöglicht eine etwas einfachere Rekonstruktion der Eigenschaften*, zweistelligen Relationen*, etc. als bei der Carnap'schen Methode, bei der die elementaren Individuen, wie es auch dem Ansatz in diesem Buch entspricht, *nicht* mit ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individualen identifiziert werden und deshalb *nicht* an eine einzelne mögliche Welt gebunden sind. Die intrinsische Weltbindung der Individuen* – wenn aufgefasst als ersteigenschaftlich maximalkonsistente Individuale – bedingt, dass in ihnen selbst aufgespeichert ist, welche Eigenschaften* und Relationen* sie in welcher Welt exemplifizieren (anders als bei den Individuen* im Sinne der Carnap'schen Methode).

Die Rolle der Entitäten in der Kategorie S^* , also die Rolle der Sachverhalte*, übernehmen diejenigen Entitäten, die Teilmengen der Menge der möglichen Welten sind (so wie bei der Carnap'schen Methode).

Eigenschafts-
exemplifikation
à la Lewis

Die Rolle der Entitäten in der Kategorie $\langle I^* // S^* \rangle^*$, also die Rolle der Eigenschaften*, übernehmen diejenigen Entitäten, die Teilmengen der Menge der Individuen* sind. Ein Individuum* x exemplifiziert dann *simpliciter* eine Eigenschaft* F (d. h. nun: F lewissch dargestellt) genau dann, wenn x Element von F ist; und x exemplifiziert *im engen Sinn* F in w genau dann, wenn x Element von F ist und w die mögliche Welt von x ist; und x exemplifiziert *im weiten Sinn* F in w genau dann, wenn x F im engen Sinn in w exemplifiziert oder ein Gegenstück von x F im engen Sinn in w exemplifiziert. (Es ist noch hinzuzufügen: x exemplifiziert *in besonderer Weise* F genau dann, wenn x Element von F ist und w^* die Welt von x ist.)

Die Rolle der Entitäten in der Kategorie $\langle I^*, I^* // S^* \rangle^*$, also die Rolle der zweistelligen Relationen*, übernehmen diejenigen Entitäten, die Mengen von geordneten Paaren von Individuen* sind, wobei die Glieder der geordneten Paare jeweils derselben möglichen Welt als Teile angehören.

Die Rolle der Entitäten in der Kategorie $\langle I^*, I^*, I^* // S^* \rangle^*$, also die Rolle der dreistelligen Relationen*, übernehmen diejenigen Entitäten, die Mengen von geordneten Tripel von Individuen* sind, wobei die Glieder der geordneten Tripel jeweils derselben möglichen Welt als Teile angehören.

Dies mag genügen. Auch der rekonstruktive Mechanismus der lewisschen Methode der nominalistischen Rekonstruktion von Intensionen dürfte klar geworden sein. Wenn sie auch einfacher ist, nach dieser Methode erscheinen Eigenschaften* und Relationen* nicht mehr als Funktionen (auch nicht als mengentheoretische „Funktionen“), so dass die Bezeichnungen „ $\langle I^* // S^* \rangle^*$ “, „ $\langle I^*, I^* // S^* \rangle^*$ “ usw., die das Funktionsein dessen, was unter die damit bezeichneten Kategorien fällt, augenfällig machen sollen, nicht mehr passend wirken.

Jedoch ist in einer lewissch dargestellten Eigenschaft* F – und in einer

lewissch dargestellten Relation* R , aber ich konzentriere mich auf den einfachsten Fall – tatsächlich eine eindeutig bestimmte (mengentheoretisch aufgefasste) sachverhaltsresultierende Funktion von Individuen* verborgen: Der Definitionsbereich dieser Funktion ist die Menge der Individuen*. Ist ein Individuum* x nicht Element von F , so wird x die leere Menge zugeordnet; ist x hingegen Element von F , so wird x die Menge aller möglichen Welten zugeordnet, von denen x oder ein Gegenstück von x , das Element von F ist, Teil ist. Aus der beschriebenen Funktion lässt sich F in einfacher Weise zurückgewinnen, indem man schlicht darauf sieht, welchen Individuen* die Funktion nicht die leere Menge zuordnet.

Lässt sich die lewissch dargestellte Eigenschaft* *funktional* darstellen, so lässt sich die carnapsch dargestellte Eigenschaft* *nichtfunktional* darstellen: Von F (nun *carnapsch dargestellt*) geht man zu einer eindeutig bestimmten Menge wie folgt über: Man bildet die geordneten Paare (x, w) für jedes Individuum* x und jede mögliche Welt in $F(x)$ (wenn $F(x)$ die leere Menge ist, so können natürlich keine geordneten Paare (x, w) gebildet werden); alle so gewonnenen geordneten Paare werden zu einer Menge M zusammengefasst. Aus dieser Menge lässt sich F in einfacher Weise zurückgewinnen: Jedem Individuum* x wird die Menge aller möglichen Welten w zugeordnet, für die gilt (x, w) ist in M . Die hiermit bestimmte mengentheoretische Funktion von Individuen* in Mengen von möglichen Welten ist keine andere als F .

So weit, so gut. Ersichtlicherweise sind die beiden Methoden des rekonstruktiven Nominalismus so verschieden nicht. Aber ebenso ist ersichtlich, dass der rekonstruktive Nominalismus seinen Preis hat: Es sind in großem Umfang nichtaktuelle Entitäten anzunehmen, und zwar ausgerechnet an der Stelle, wo die Plausibilität des Nichtaktuellen am geringsten ist: bei den Individuen bzw. den ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individualen, ja bei den elementaren unter diesen. Diese nichtwirklichen Individuen/ersteigenschaftlich maximalkonsistenten Individuale sind zum einen die von der wirklichen Welt verschiedenen möglichen Welten: ohne solche Welten in großem Umfang anzunehmen können Sachverhalte* nicht adäquat rekonstruiert werden; zum anderen aber auch andere, „nichtmondiale“ nichtwirkliche Individuen/ersteigenschaftlich maximalkonsistente Individuale: Wenn nach Lewis die Eigenschaft*, ein Lebewesen mit Herz zu sein, und die Eigenschaft*, ein Lebewesen mit Niere zu sein, einfach die Menge aller Lebewesen mit Herz und die Menge aller Lebewesen mit Niere sind, dann müssen unter den Lebewesen mit Herz *nichtwirkliche Lebewesen* ohne Niere sein, oder unter den Lebewesen mit Niere *nichtwirkliche Lebewesen* ohne Herz; denn wenn mit dem Wort „Lebewesen“ nur wirkliche Lebewesen gemeint wären, dann wären die beiden Mengen identisch und folglich die beiden Eigenschaften ebenfalls identisch. Unzweifelhaft sind diese Eigenschaften aber *nicht identisch*, und jede adäquate Rekonstruktion von ihnen muss das respektieren.

Insbesondere die lewissche Methode sieht sich zudem dem erkenntnistheoretischen Einwand ausgesetzt, dass wenn Eigenschaften* die Mengen wären, die sie gemäß jener Rekonstruktionsmethode sein sollen, wir vertraute Eigenschaften* (wie z. B., schwarzhaarig zu t_0 zu sein), da sie unendlich große Gebilde wären, nicht mental erfassen und also auch von nichts

Funktionale Darstellung lewisscher Eigenschaften*, nichtfunktionale carnapscher

Der rekonstruktive Nominalismus erfordert einen weitreichenden Possibilismus

Einwände speziell gegen die lewissche Rekonstruktion von Eigenschaften

Das Possibilismus-
Problem des
rekonstruktiven
Nominalismus

aussagen könnten – was wir aber doch ganz offensichtlich können. Zudem ergibt sich nach der lewisschen Methode offenbar, dass jede Entität, die eine Eigenschaft* F exemplifiziert, diese mit intrinsischer Notwendigkeit exemplifiziert; denn jedes Element einer Menge ist mit intrinsischer Notwendigkeit ein Element von ihr.

Gemäß der lewisschen Methode nominalistischer Rekonstruktion muss von nichtaktualen Individuen* (aufgefasst als ersteigenschaftlich maximal-konsistente Individuale) ausgegangen werden. Die carnapsche Methode hingegen ist tatsächlich mit einem Aktualismus bezüglich der Individuen*, d. h. der *elementaren Individuen*, vereinbar, nicht aber, klarerweise, mit einem Aktualismus bezüglich der *Basisindividuen*, also der elementaren Individuen *plus* der als Individuen aufgefassten möglichen Welten. Sollten mögliche Welten, die von der wirklichen Welt verschieden sind, als Individuen aufgefasst *unsere* Konstruktionen sein – die also ohne uns gar nicht vorhanden wären –, so bliebe es doch dabei, dass sie allesamt – im Unterschied zur wirklichen Welt – *nicht wirklich* sind.

Nichtwirkliche Individuen und nichtwirkliche ersteigenschaftlich maximal-konsistente Individuale stellen für einen Ontologen wie mich kein Problem dar; ich bin aber auch kein Nominalist. Der gewöhnliche Nominalist hingegen wäre am liebsten auch gleich Aktualist, so wie er ja gewöhnlicherweise auch Materialist sein will.

Ein weitverbreitetes
ontologisches
Syndrom

Nominalismus (so weit wie möglich), Aktualismus (so weit wie möglich) und Materialismus (so weit wie möglich) laufen gewöhnlich zusammen (obwohl logisch gesehen jede der genannten Positionen von den beiden anderen unabhängig ist); sie machen ein *ontologisches Syndrom* aus (als viertes Element des Syndroms könnte man noch den Konkretismus hinzunehmen). Bei David Lewis – einem der scharfsinnigsten Metaphysiker aller Zeiten – haben wir demgegenüber das seltene Bild eines materialistischen rekonstruktiven Nominalisten, der aber seine eher orthodox (im Sinne des Syndroms) gesinnten Brüder und Schwestern im Geiste mit seinem extremen Possibilismus (seinem extremen „modalen Realismus“, wie man auch sagt) vor den Kopf stößt. In anderer Hinsicht hat dies auch David Armstrong getan, der ein materialistischer Aktualist ist, aber kein Nominalist.

4. Mereologische Systeme

Von Begriffs-
systemen des
rekonstruktiven
Nominalismus zu
Behauptungs-
systemen

Die betrachteten Systeme des rekonstruktiven Nominalismus sind ontologische Begriffssysteme. Bei ihnen liegt nichts anderes vor, als dass die ontologischen Prädikate „Sachverhalt“ („S*“), „Eigenschaft“ („[<I*>/S*]“), „zweistellige Relation“ („[<I*,I*>/S*]“), usw. unter Verwendung des Apparats der Mengenlehre (also von mengentheoretischen Begriffen und Grundannahmen) systematisch in solcher Weise redefiniert werden, dass ihr Erfülltheit mit der Grundannahme des Nominalismus: *Alle Entitäten sind Individuen*, vereinbar wird.

Das Erfülltheit der genannten ontologischen Prädikate ist aber nach ihrer Uminterpretation aus mengentheoretischen Gründen unmittelbar ersichtlich, und nicht nur das: Es folgen aufgrund der rekonstruktiv-nominalisti-

schen Definitionen jener Prädikate aus mengentheoretischen Gründen Identitätsprinzipien, beispielsweise darüber, wann eine (nominalistisch aufgefasste) Eigenschaft* F mit einer (nominalistisch aufgefassten) Eigenschaft* G identisch ist. Mit den Begriffssystemen des rekonstruktiven Nominalismus verbinden sich also *von alleine* Behauptungssysteme.

Nahe liegend ist es außerdem, im nominalistisch inspirierten, mengentheoretischen ontologischen Begriffsrahmen über die Definitionen der betrachteten kategorialen Prädikate hinaus weitere Definitionen anzugeben, etwa von „x ist Teilsachverhalt* von y“. Sowohl gemäß dem Carnap'schen als auch gemäß dem Lewisschen Ansatz besagt dies einfach so viel wie: „x ist eine Menge von möglichen Welten, von der y Teilmenge ist“. (Hier muss man sich vor Verwirrung in Acht nehmen: Der Sachverhalt* y, von dem der Sachverhalt* x Teilsachverhalt* ist, ist – definitorisch – Teilmenge von diesem letzteren, *und nicht etwa umgekehrt*.)

Sieht man Sachverhalte* als Mengen von möglichen Welten an und legt die eben angegebene Definition von „x ist Teilsachverhalt* von y“ zugrunde, dann kann man die folgenden Prinzipien auf mengentheoretischer Grundlage herleiten, die zusammen eine *Mereologie der Sachverhalte** ausmachen: ein ontologisches Behauptungssystem, das im Übrigen auch unabhängig von einer nominalistischen Auffassung von Sachverhalten* Bestand hat:

- T1 Für alle x, y und z: Ist x Teilsachverhalt* von y, und y Teilsachverhalt* von z, so ist x auch Teilsachverhalt* von z.
- T2 Jeder Sachverhalt* ist Teilsachverhalt* von sich selbst.
- T3 Für alle x und y: Ist x Teilsachverhalt* von y und y Teilsachverhalt* von x, dann ist x identisch mit y.
- T4 Für mindestens einen Sachverhalt* gilt, dass alle Sachverhalte* x, von denen A(x) gilt, Teilsachverhalte* von ihm sind und dass er selbst Teilsachverhalt* aller Sachverhalte* ist, von denen alle Sachverhalte* x, von denen A(x) gilt, Teilsachverhalte* sind.
- T5 Für alle Sachverhalte* x und y: Ist jeder Elementsachverhalt*, der Teilsachverhalt* von x ist, auch Teilsachverhalt* von y, dann ist x Teilsachverhalt* von y.
- T6 Für alle x: Ist x nichttrivialer Teilsachverhalt* der Summe aller Sachverhalte* y, für die A(y) gilt, dann gilt für mindestens einen Sachverhalt*, dass er zugleich nichttrivialer Teilsachverhalt* von x ist und von einem Sachverhalt* y, von dem A(y) gilt.

Einige Begriffe, die in diesen Prinzipien vorkommen, sind noch ungeklärt: Ein *nichttrivialer Teilsachverhalt** ist ein Teilsachverhalt*, der nicht ohnehin Teilsachverhalt* aller Sachverhalte* ist. Ein *Elementsachverhalt** ist ein Sachverhalt*, von dem gilt, dass jeder seiner nichttrivialen Teilsachverhalte* mit ihm identisch ist. *Die Summe aller Sachverhalte* y, für die A(y) gilt*, ist derjenige Sachverhalt*, von dem gilt, dass alle Sachverhalte* x, von denen A(x) gilt, Teilsachverhalte* von ihm sind und dass er selbst Teilsachverhalt* aller Sachverhalte* ist, von denen alle Sachverhalte* x, von denen A(x) gilt, Teilsachverhalte* sind. Mit anderen Worten: Die Summe aller Sachverhalte* y, für die A(y) gilt, ist der *inhaltlich kleinste* Sachverhalt*, von dem alle Sachverhalte* y, für die A(y) gilt, Teilsachverhalte* sind. Dass es genau einen solchen Sachverhalt* gibt, wird durch die Prinzipien T4 und T3 garantiert.

Die rekonstruktiv-nominalistische Deutung des Teilsachverhaltsprädikats

Die Mereologie der Sachverhalte*

Aus den Prinzipien der Mereologie der Sachverhalte* folgen viele bedeutsame Resultate. Eine kleine Auswahl: Für genau einen Sachverhalt* gilt, dass er Teilsachverhalt* von allen Sachverhalten* ist; für genau einen Sachverhalt* gilt, dass alle Sachverhalte* Teilsachverhalte* von ihm sind; zu jedem Sachverhalt* x ist genau ein Sachverhalt* z vorhanden, der exakt diejenigen Elementsachverhalte* als Teilsachverhalte* hat, die x nicht als Teilsachverhalte* hat (z ist der *Negationssachverhalt** zu x); zu jedem Sachverhalt* x und jedem Sachverhalt* y ist genau ein Sachverhalt* z' vorhanden, der sowohl von x als auch von y Teilsachverhalt* ist und von dem jeder Sachverhalt* Teilsachverhalt* ist, der sowohl von x als auch von y Teilsachverhalt* ist (z' ist der *Disjunktionssachverhalt** zu x und y).

Von der Mereologie
der Sachverhalte*
zur Mereologie
der Mengen*
und Gruppen*

Die Mereologie der Sachverhalte* kann in ein uninterpretiertes Behauptungssystem verwandelt werden, indem die Ausdrücke „Sachverhalt*“ und „Teilsachverhalt*“ überall in T1 – T6 durch „XYZ“ bzw. „TeilXYZ“ ersetzt werden. Die sechs Schablonen von Prinzipien, die man dadurch erhält, gehen in sechs wahre Behauptungen über, wenn „XYZ“ überall durch „Menge(n)*“ (kurz für „Menge(n) von Individuen*“) oder, alternativ, durch „Gruppe(n)*“ (kurz für „Gruppe(n) von Individuen*“) ersetzt wird, wobei man aber im letzteren Fall bereit sein muss, Einergruppen* und die leere Gruppe zuzulassen. Die Einergruppen* können dabei kaum ein Problem sein, denn sie fallen einfach mit den Individuen* zusammen; die leere Gruppe hingegen sieht ein wenig nach einem Unding aus.

Lehnt man die leere Gruppe ab, dann muss man T4 auf Prädikate $A(x)$ einschränken, die auf mindestens eine Gruppe* zutreffen. Zudem wird man das Postulat T7 hinzunehmen, das besagt, dass mindestens ein x eine Gruppe* ist, aber keine Gruppe* Teilgruppe* jeder Gruppe* ist. Das resultierende System ist keine Formulierung einer so genannten *Mengenalgebra* mehr, sondern eine Formulierung einer *atomistischen klassischen Mereologie*. (Zur klassischen Mereologie – anders dargestellt als hier – vgl. [11-3], S. 37–45.)

Identität
der mereologischen
Formen,
Verschiedenheit
der Füllungen

Die Mereologien der Sachverhalte*, Mengen* und Gruppen* sind in fundamentaler Weise *formal* miteinander verwandt. Bei der deutungsmäßigen Füllung der gemeinsamen Formen von Teil-Ganzes-Verhältnissen sind die Unterschiede freilich groß: In der Mengen*-Deutung von T1 – T6 sind die Elementmengen* die Einermengen von Individuen*. In der Gruppen*-Deutung von T1 – T6 sind die Elementgruppen* hingegen die Individuen* selbst. In der Sachverhalte*-Deutung von T1 – T6 schließlich sind die Elementsachverhalte* die Negationssachverhalte* zu den maximalkonsistenten Sachverhalten* – zu den möglichen Welten, wenn mögliche Welten, anders als im rekonstruktiven Nominalismus, *nicht* als Individuen aufgefasst werden. Werden Sachverhalte* im Sinne des rekonstruktiven Nominalismus mit Mengen von möglichen Welten identifiziert, so sind die Elementsachverhalte* gerade die Sachverhalte, die ein Element weniger haben als die Menge aller möglichen Welten, und die maximalkonsistenten Sachverhalte* sind die Einermengen von möglichen Welten.

Ausblick auf eine
lokale ontologische
Gesamtheorie

Die Mereologie der Sachverhalte* kann nur der Nukleus sein für ein ontologisches Behauptungssystem, das weit umfassender ist als sie, selbst wenn man sich auf die Betrachtung ausschließlich der Regionalkategorien I^* , S^* , $[<I^*>/S^*]^*$, $[<I^*,I^*>/S^*]^*$, etc. beschränkt. Zur Ontologie dieser

Kategorien gehört eine Theorie der Sättigung von Funktionen*, eine Theorie der Aktualität und Möglichkeit von Entitäten*, eine Theorie der Identität von Entitäten* und für jede Kategorie aus I^* , S^* , $[<I^*>/S^*]^*$, $[<I^*,I^*>/S^*]^*$, etc. eine spezifische intrakategoriale Mereologie. Hinzukommen muss schließlich eine transkategoriale Konstituentenlehre von Entitäten*. Denn von dem Sachverhalt* $\langle \lambda o_1[o_1 \text{ ist ein Mensch}], U. M. \rangle$ beispielsweise ist zwar der Sachverhalt* $\langle \lambda o_1[o_1 \text{ ist ein Lebewesen}], U. M. \rangle$ ein Teil, aber weder die Eigenschaft* $\lambda o_1[o_1 \text{ ist ein Mensch}]$ noch das Individuum* $U. M.$ sind von ihm Teile, da sie jenem Sachverhalt *kategorial fremd* sind; sie sind aber *Konstituenten* von ihm.

Dies alles auszuführen ist hier nicht der Ort. Das Wesentliche zu Sättigung, Aktualität, Identität ist freilich schon gesagt worden und braucht nur noch auf den eingeschränkten Fall der Kategorien von Entitäten* – also I^* , S^* , $[<I^*>/S^*]^*$, $[<I^*,I^*>/S^*]^*$, etc. – übertragen zu werden. Wer Genaueres und Umfassenderes sucht, sei auf [11-4] verwiesen.

5. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen

Zusammenfassung

Ontologie ist mehr als andere Wissenschaften auf die logisch-systematische Entwicklung ihrer Theorien angewiesen, wenn auch ein globales ontologisches System – im Unterschied zu lokalen ontologischen Systemen – schwer zu erreichen ist. In diesem Kapitel wurden zur Illustration systematisch betriebener Ontologie ein regionales Kategoriensystem angegeben und, Bezug nehmend auf dieses, zwei Begriffssysteme des rekonstruktiven Nominalismus sowie drei mereologische Behauptungssysteme. Viele Fäden dieser Einführung in die Ontologie wurden dabei noch einmal aufgegriffen und zusammengeführt.

Lektürehinweise

Die Tradition der Metaphysik, da ihr wesentlich systematischer Charakter stets außer Frage stand, ist reich an faszinierenden, gedankentiefen Systemen, die jedoch in manchen Teilen nicht modernen Ansprüchen an Präzision und logischer Kohärenz genügen. Um einen Eindruck zu gewinnen, sei auf die sechs Ausschnitte aus klassischen systematischen Metaphysiken in [11-5] verwiesen. Freilich handelt es sich bei diesen Ausschnitten um Proben, die aus Systemen der Speziellen Metaphysik gezogen sind. Ein modernes, hohen logischen Ansprüchen genügendes und sehr umfassendes System der Allgemeinen Metaphysik wird hingegen in [11-2] sichtbar, ein anderes in [11-6]. Ein hohen logischen Ansprüchen genügendes modernes System der Allgemeinen Metaphysik wird auch in [11-4] aufgebaut (und ein solches der Speziellen Metaphysik in [11-7]). Von wachsendem Einfluss (aber von berüchtigter Obskurität) ist das metaphysische System in [11-8]. Ausführliche Darstellungen axiomatischer mereologischer Systeme finden sich in [11-3], in [11-4], Teil I und II, und in [11-9].

Fragen und Übungen

Zu den Abschnitten 3 und 4:

Stellen Sie das geordnete Tripel (a, b, c) als geordnetes Paar und dann als Menge dar.

Überlegen Sie sich: Von jeder mengentheoretischen Funktion F , die jedem Individuum* (und nur Individuen*) eine gewisse Menge von möglichen Welten zuordnet,

– also von jeder carnapsch mengentheoretisch aufgefassten Eigenschaft* F – kann man umkehrbar eindeutig zu einer Funktion übergehen, die jeder möglichen Welt eine gewisse Menge von Individuen* zuordnet. Was sind wohl diese Mengen von Individuen* im Verhältnis zur Eigenschaft* F ?

Wenn Sachverhalte als Mengen von möglichen Welten aufgefasst werden: Warum ist dann ein Sachverhalt p , von dem ein Sachverhalt q Teilsachverhalt ist, Teilmenge von q , und nicht umgekehrt?

Ein *Kompositum* sei (hier) etwas, das mindestens zwei Teile hat, die von ihm selbst verschieden sind (also mindestens zwei *echte* Teile hat). Ein *Atom* ist etwas, das keinen Teil hat, der von ihm selbst verschieden ist (also keinen *echten* Teil hat). Muss jedes Atom ein Nonkompositum sein? Muss jedes Nonkompositum ein Atom sein? (Die Frage lässt sich am leichtesten beantworten, wenn Sie an die Mereologie der Mengen denken.)

XII. Ontologischer Vorrang?

In diesem Kapitel wird der Frage nachgegangen, ob manche Entitäten objektiv ontologisch vorrangig sind. Nachgegangen wird auch dem Phänomen der ontologischen Bevorzugung, seinen Wurzeln und Konsequenzen.

1. Ontologische Bevorzugung und ontologischer Vorrang

Vom *ontologischen Vorrang* einer Entität wird gesprochen, wenn sie einer Klasse von Entitäten angehört, die eine aus ontologischen Gründen vorrangige Stellung einnimmt. Freilich ist fraglich, was damit gemeint ist: „Stellung, die aus ontologischen Gründen vorrangig ist“. Unabhängig von dieser Bedeutungsfrage steht aber fest, dass Urteile ontologischen Vorrangs unzweifelhaft gefällt werden, und von vielen Menschen – Philosophen und Nichtphilosophen – mit großer Entschiedenheit.

In der Geistesgeschichte lassen sich die folgenden fünf Tendenzen der *ontologischen Bevorzugung* ausmachen:

1. von Objekten gegenüber Funktionen;
2. von Individuen gegenüber Nichtindividuen;
3. von Wirklichem gegenüber Nichtwirklichem;
4. von Konkretem gegenüber Abstraktem;
5. von Physischem gegenüber Nichtphysischem.

Diese fünf Tendenzen vereinigen sich zu einer in der Geistesgeschichte beobachtbaren, schon mehr als tendenziellen ontologischen Bevorzugung der *wirklichen physischen Individuen*.

Ein geistesgeschichtliches Faktum

Aus (subjektiver oder intersubjektiver) ontologischer Bevorzugung folgt freilich nicht (objektiver) ontologischer Vorrang. Aber kann denn nicht wenigstens gesagt werden, die Bevorzugung der wirklichen physischen Individuen durch so viele Menschen könne plausiblerweise nur als Fingerzeig darauf verstanden werden, dass wirkliche physische Individuen objektiv ontologisch vorrangig sind?

Nicht so leicht. Denn die Bevorzugung der wirklichen physischen Individuen durch viele von uns ließe sich gut auch anders als durch einen objektiven ontologischen Vorrang von ihnen erklären. Ist es doch einer der beklagenswerten Züge der menschlichen Natur, dass Menschen dazu tendieren, gewisse Klassen von Entitäten ohne objektiven Grund höher zu bewerten als andere; gewöhnlich sind dabei die höher bewerteten Klassen solche, denen sie selbst angehören, die niedriger bewerteten solche, denen sie nicht selbst angehören. Die tadelnswerte Haltung, die uns in den Formen von Sexismus, Rassismus, Nationalismus und eventuell auch Speziesismus bekannt ist, kehrt womöglich auch auf der allgemeinsten, der ontologischen Ebene wieder (wo man sie als *Kategorismus* bezeichnen könnte) – wenngleich auf dieser Ebene die moralische Negativität, die sich mit Sexismus, Rassismus, Nationalismus etc. verbindet, erfreulicherweise ausbleiben muss. Der Philosoph, der darauf erpicht ist, alle Entitäten, die keine aktualen physischen Individuen sind, zu „eliminieren“, kann näm-

Die Bevorzugung der wirklichen physischen Individuen nichtontologisch erklärt

lich den Entitäten, die nicht aktual, nicht physisch oder nicht Individuen sind, mit dieser Haltung nicht schaden. Ein Rassist der schlimmsten Art kann und wird hingegen den menschlichen Wesen, die Opfer seiner Verachtung und seines Hasses sind, sehr wohl schaden.

Strukturell sind sich aber jener Philosoph und dieser Rassist so unähnlich nicht. Viele Philosophen sind von einem eliminativen Eifer befeuert, der – aus einem gewissen Blickwinkel betrachtet – einen erschrecken lässt. Willard Van Orman Quine – ein Physikalist, Aktualist und Nominalist strikter Observanz (Mengen gegenüber aber nicht abgeneigt) – äußerte einmal seinen Geschmack an (ontologischen) Wüstenlandschaften (siehe [12-1], S. 4). Wüstenlandschaften sind Landschaften des Todes.

Die ontologische Bevorzugung der wirklichen physischen Individuen durch so viele Menschen ließe sich also einfach dadurch erklären, dass Menschen – wie auf anderen Ebenen, so auch auf der ontologischen Ebene – Entitäten, die ihnen in zentralen Aspekten ähnlich sind, vor anderen Entitäten auszeichnen, ja dabei manchmal so weit gehen, dass sie diesen anderen Entitäten die Seinsberechtigung abstreiten: Menschen, die Urteile ontologischen Vorrangs fällen, sind nun offenbar nichts anderes als dies: aktuale physische Individuen. Kein Wunder, dass viele von ihnen ihre eigene ontologische Klasse zum Nabel des Seins, wenn nicht gar zum All des Seins erklären.

Eine andere,
psychoevolutionäre
Erklärung

Hinzu kommt, dass die Entitäten, auf die das menschliche Bewusstsein in erster Linie ausgerichtet ist (die es in erster Linie als „intentionale Objekte“ hat), aktuale physische Individuen sind (was angesichts der Stammesgeschichte von *homo sapiens sapiens* nicht verwunderlich ist). Auch dies kann sicherlich zu einer Erklärung der ontologischen Bevorzugung der aktuellen physischen Individuen beitragen, womöglich sogar in stärkerem Maße als der zuerst herangezogene Gedanke.

Aber ist mit Gründen, die sich aus der irrationalen, ja dunklen Seite der menschlichen Natur und aus der Verfasstheit des menschlichen Bewusstseins ergeben, wirklich erklärt, warum wir aktuale physische Individuen ontologisch bevorzugen? Steckt da nicht doch etwas anderes (noch) dahinter?

Eine geistes-
geschichtliche
Erklärung

Man könnte jene ontologische Bevorzugung auch historisch (oder genealogisch) erklären, z. B. geistesgeschichtlich: Aristoteles – die einflussreichste ontologische Autorität der westlichen Philosophie – lehrte den ontologischen Vorrang des Aktualen und Individuellen (Platon hingegen den des Aktualen und Universalen). Das wirkliche Individuum betonte auch das Christentum mit seiner Verheißung individueller, persönlicher Unsterblichkeit (und ein Stück weit betonte es dabei auch das *physische* wirkliche Individuum: mit der Lehre von der Auferstehung des Fleisches). Die (behauptete) Vorrangigkeit des Aktualen und des Individuellen ist somit ein Teil unseres geistigen Erbes, über Jahrhunderte hinweg als unauffälliger, aber überall mitwirkender Faktor des Seinsverständnisses weitergereicht. Zu voller Wirksamkeit gelangte dieses Erbe im Spätmittelalter, als durch den Einfluss des Wilhelm von Ockham der Nominalismus – oder mit anderen Worten: der *ontologische Individualismus* – an den Universitäten siegte, der erste Vorbote anderer Individualismen, die da kommen sollten. Spätestens mit dem glanzvollen Aufstieg der Naturwissenschaften – der Physik – kam zu Aktualität

und Individualität dann das dritte Element der ontologischen Bevorzugung der aktuellen physischen Individuen hinzu: Physikalität.

Aber durch eine genetische Erklärung der ontologischen Bevorzugung der aktuellen physischen Individuen (sei es auf geistesgeschichtlicher oder auf naturgeschichtlicher Basis) wird diese Bevorzugung natürlich ebenso wenig als objektiv berechtigt erwiesen wie durch psychologische und sozialpsychologische Erklärungen, sondern im Gegenteil: Derartige Erklärungen lassen es als eher unwahrscheinlich erscheinen, dass diese Bevorzugung eine objektive Grundlage in einem objektiven ontologischen Vorrang hat.

Was wären genuin ontologische Gründe dafür, aktuelle physische Individuen ontologisch zu bevorzugen? Ein guter, ein schlagender Grund wäre dieser: Alle Entitäten sind aktuelle physische Individuen. Die aktuellen physischen Individuen wären hiernach ganz einfach deshalb ontologisch vorrangig, weil aktuelle physische Individuen die einzigen Entitäten sind. Doch leider spricht nicht eben viel für die Behauptung, *dass alle Entitäten aktuelle physische Individuen sind*. Die ontologischen Daten, die durch die Sprache – das zentrale ontologische Messinstrument – vermittelt werden, widersprechen vielmehr dieser Behauptung massiv (wie wir hinlänglich gesehen haben).

Nominalismus
3. Grades

Im Geiste der von David Lewis inspirierten rekonstruktiv-nominalistischen Metaphysik, die wir in wesentlichen Punkten, aber mit beschränkter Anwendung im vorausgehenden Kapitel kennen gelernt haben, ließe sich die Behauptung, *dass alle Entitäten physische Individuen sind*, vielleicht mit lewisschem Scharfsinn und lewisschem dialektischem Geschick verteidigen – wenn man bereit ist, den Preis zu zahlen: Mengen müssen als physische Individuen gelten und nichtaktuelle Individuen sind *en masse* zu akzeptieren.

Nominalismus
2. Grades

Sehr viel weniger angestrengt – weil sie nicht impliziert, dass alle Mengen *physische* Individuen sind – ist hingegen die Behauptung des reinen Individualismus (des reinen Nominalismus), *dass alle Entitäten Individuen sind*. Wenn alle Mengen als Individuen angesehen werden und nichtphysischen und nichtaktuellen Individuen in großem Umfang Raum gegeben wird, dann verschwindet angesichts der immensen Leistungsfähigkeit des Begriffsapparats der Mengenlehre und der gigantischen Ausmaße des Mengenuniversums mit der vollständigen Rekonstruktion all der Entitäten, die auf den ersten Blick ersatzlos gestrichen schienen (nämlich der Funktionen und der Objekte, die keine Individuen sind), der Geruch des eliminativen Fanatismus, welcher der These, dass alle Entitäten Individuen sind, zunächst anhaften muss. Nie stand der Nominalismus in der Geistesgeschichte besser da als wenige Jahrzehnte nach der Entdeckung der Mengenlehre (in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts), nämlich als Rudolf Carnap in [12-2] die ersten Fingerzeige gab, wie Intensionen mengentheoretisch rekonstruiert werden können und damit die Entwicklung der intensionalen Semantik anstieß, in der das Projekt einer Rekonstruktion der Semantik der natürlichen Sprache – und mithin der in der Sprache impliziten Ontologie – bis zur Höhe der nach ihrem Begründer Richard Montague benannten so genannten Montague-Grammatik vorangetrieben wurde (Ende der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts entstanden).

Nominalismus
1. Grades

Rekonstruktiver
Nominalismus und
die mengentheoretische
intensionale
Semantik

Sind Mengen Individuen? Nehmen also die Individuen jedenfalls dann eine ontologisch vorrangige Stellung ein, wenn man ihren Kreis weit genug fasst und Mengen, nicht-aktuelle Entitäten und nichtphysische Entitäten zu ihnen zählt – nämlich insofern dann alle Entitäten entweder von vornherein Individuen sind oder sich jedenfalls als Individuen rekonstruieren lassen? Wir müssen uns vor Augen halten, dass die Antwort auf diese Frage entscheidend davon abhängt, ob Mengen Individuen sind oder nicht; denn Mengen tragen die gesamte Konstruktionslast des rekonstruktiven Nominalismus.

Nun ist es aber keineswegs klar, dass Mengen Individuen sind. Mengen sind vielmehr kategorial heimatlose Entitäten, wie wir gesehen haben. Statt als Individuen können sie genauso gut als Objekte *neben* den Individuen angesehen werden, und vor allem lassen sie sich als Funktionen, nämlich als (vollständig definierte extensionale) Eigenschaften betrachten. Es spricht manches dafür, dass diese letztere ontologische Deutung der Mengen die plausibelste ist: {} und {U. M.} sind sehr merkwürdige Individuen, wenn sie Individuen sein sollen; aber wie wir gesehen haben, sind {} und {U. M.} keineswegs merkwürdige Eigenschaften, wenn sie als Eigenschaften gelten. Auch unendlich große Mengen sind, wenn sie Individuen sein sollen, ziemlich merkwürdige Individuen; aber wenn sie als Eigenschaften gelten, ist an ihnen nichts Merkwürdiges; denn dann sind sie einfach Eigenschaften, die auf unendlich viele Entitäten zutreffen.

Eigenschaftlichkeit von Mengen verunmöglicht den rekonstruktiven Nominalismus

Wenn Mengen als Eigenschaften angesehen werden – diese Sichtweise von ihnen ist jedenfalls nicht unberechtigter als andere –, dann wird dem rekonstruktiven Nominalismus der Boden entzogen und diese ontologische Haltung verunmöglicht. Denn wie sollen beispielsweise Intensionen (Sachverhalte und prädikative Universalien) als Individuen rekonstruiert werden – als *welche* Individuen? –, wenn Mengen keine Individuen sind? Wie sollen Mengen selbst als Individuen rekonstruiert werden, wenn sie nicht von vornherein Individuen sind? Der ontologische Vorrang der Individuen steht und fällt aber mit der philosophischen Möglichkeit, zumindest einen rekonstruktiven Nominalismus zu vertreten.

Es ist hier auch der Ort darauf hinzuweisen, dass die Mengenlehre zwar eine gewaltige Kriegsmaschine ist, aber eben auch eine, die jedem zur Verfügung steht, der sie zu gebrauchen vermag. So kann sie der Nominalist zum Aufbau eines rekonstruktiven Nominalismus verwenden; aber ebenso gut kann sie ein Anti-Individualist („Keine Entität ist ein Individuum ...“) zum Aufbau eines rekonstruktiven Anti-Individualismus verwenden („... aber Individuen lassen sich als gewisse Mengen, d. h. als gewisse Eigenschaften rekonstruieren“).

Es besteht kein wohlbegründeter Anlass, einen ontologischen Vorrang der Individuen oder der physischen Individuen oder der aktuellen physischen Individuen anzunehmen; der faktisch gegebenen ontologische Bevorzugung der genannten Entitäten fehlt die rationale Basis. Es sieht auch nicht nach einem rational begründbaren ontologischen Vorrang anderer Entitäten aus – mit der folgenden, allerdings nur *lokalen* ontologischen Vorrang angehenden, eventuellen Ausnahme:

Kommt wenigstens lokaler ontologischer Vorrang vor?

Zu manchen Entitäten – z. B. Sachverhalten – sind sprachbezogene Sekundärentitäten – im Fall des Beispiels: Propositionen – vorhanden. Die zu diesen Sekundärentitäten gehörenden Primärentitäten sind vielleicht tat-

sächlich ontologisch vorrangig gegenüber den erstgenannten (wie die Bezeichnungen „Sekundärentitäten“ und „Primärentitäten“ schon suggerieren), und zwar aus folgendem Grund: Die Primärentitäten zu den sprachbezogenen Sekundärentitäten sind anders als diese in ihrem Sein unabhängig vom Menschen und seiner Sprache. Doch ist bei diesem Urteil offensichtlich ein jedenfalls partiell *realistisches* (und nicht völlig konstruktivistisches) Verständnis der Ontologie vorausgesetzt – ein Verständnis, das nicht als Selbstverständlichkeit gelten kann.

Ontologischer Vorrang, sein Gegebensein, ist eine problematische Angelegenheit. Das gilt auch für den lokalen ontologischen Vorrang, der besagt, dass eine Klasse von Entitäten gegenüber einer oder mehreren anderen Klassen von Entitäten eine ontologisch vorrangige Stellung einnimmt (nicht aber deshalb schon gegenüber der Gesamtheit aller ihr nicht angehörenden Entitäten). Ontologische Bevorzugung (also die Zuschreibung ontologischen Vorrangs) findet dennoch statt – mit untergründigen, aber umso weiter reichenden und tiefer gehenden Folgen für unser Selbst- und Weltverständnis.

Seit ca. der Mitte des 18. Jahrhunderts (und unverkennbar schon in [12-3]) zeichnet sich neben der altvertrauten ontologischen Bevorzugung der Individuen eine andere immer stärker ab: die der Sachverhalte und Ereignisse – wobei die Ereignisse mit Sachverhalten insofern eng verbunden sind, als sie stets einen in Sachverhalte zerlegbaren Gehalt aufweisen, mögen sie auch selbst keine Sachverhalte sein.

Sachverhalte und Ereignisse sind Verhältnisse, Geflechte, Komplexe von Konstituenten. In der ontologischen Bevorzugung der Sachverhalte und Ereignisse kommt zum Ausdruck, dass die Träger dieser Verhältnisse – also die sachverhaltskonstitutiven prädikativen Universalien und, in den nächstliegenden Fällen, die sachverhaltskonstitutiven Individuen – ontologisch in den Hintergrund treten und die Verhältnisse selbst zum Primären werden. Individuen und Universalien werden dann gesehen als unselbstständige Bestandteile jener Verhältnisse; sie gelten als diesen gegenüber ontologisch sekundär.

Eine typische lebensweltliche Konsequenz der voll erblühten ontologischen Bevorzugung der Sachverhalte und Ereignisse ist das Lebensgefühl, dass „der Einzelne“ – das Individuum – keine große Rolle spielt, „nichts weiter als ein insignifikantes Rädchen in einem großen Getriebe ist“, „in seiner Rolle im Netzwerk aufgeht“, „ein bloßer Teil der Natur [bzw. der Geschichte] ist“.

In der westlichen Geistesgeschichte ist dieses Lebensgefühl etwas relativ Neues; den Stoikern und Epikureern allerdings war es nicht unvertraut. Zudem gab es in der westlichen Geistesgeschichte, die insgesamt – im Großen und Ganzen – durch die ontologische Bevorzugung der Individuen geprägt ist, schon einmal eine Phase, in der das Individuum nicht als vorrangig galt: im frühen Mittelalter, vor dem Einsetzen der breiten Rezeption des Aristoteles. (Im *späten* Mittelalter, *nach* der Rezeption des Aristoteles, lagen die Dinge aber anders, worauf oben hingewiesen wurde.) Denn das Geistesleben des frühen Mittelalters war platonisch geprägt (allerdings christlich-individualistisch, nämlich augustinisch temperiert) und wies dementsprechend den Universalien, insbesondere den Typenobjekten, eine

Eine geistes-
geschichtlich neue
ontologische
Bevorzugung

Die für das
frühe Mittelalter
kennzeichnende
ontologische
Bevorzugung

ontologisch vorrangige Stellung zu. Die lebensweltliche Konsequenz dieser ontologischen Haltung war auch damals ein bewusstseinsmäßiges Zurücktreten der Bedeutung des Individuums, allerdings ganz anderer Art, als es hinsichtlich Individuen spätestens seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts unverkennbar geworden ist. Im frühen Mittelalter herrschte das Lebensgefühl vor, dass das Individuum nichts weiter als ein Exempel verschiedener Typen ist. Dementsprechend stellte man in Kunst und Literatur auch keine individuellen Menschen dar, sondern Typenobjekte.

Ontologische
Bevorzugungen
ohne objektive Basis

Ob die Individuen gegenüber den sie betreffenden Instantiierungssachverhalten und den für sie definierten Universalien ontologisch bevorzugt werden, oder ob eine andere unter den drei genannten Klassen von Entitäten gegenüber den beiden übrigen bevorzugt wird – jede dieser möglichen (und in der Geistesgeschichte tatsächlich vorkommenden) ontologischen Bevorzugungen hat keinerlei Basis in den objektiven ontologischen Gegebenheiten. Individuen, für Individuen definierte Universalien und Individuen betreffende Instantiierungssachverhalte bilden sozusagen ein gleichseitiges ontologisches Dreieck; es handelt sich um objektiv gleichberechtigte Klassen von Entitäten, die ontologisch aufeinander angewiesen sind. Denn: *kein* Individuum, das nicht zusammen mit einer für Individuen definierten Universalie Konstituente eines Individuen betreffenden Instantiierungssachverhalts ist; *keine* für Individuen definierte Universalie, die nicht zusammen mit Individuen (mit mindestens einem von ihnen) Konstituente eines Individuen betreffenden Instantiierungssachverhalts ist; *kein* Instantiierungssachverhalt, der Individuen betrifft (mindestens eines von ihnen), der nicht die Sättigung einer für Individuen definierten Universalie mit Individuen (mit mindestens einem von ihnen) ist. Die Konstituenten sind nicht anders als *im* Ganzen, und das Ganze ist nicht anders als *aus* Konstituenten.

Hinweise auf eine
ontologische
Zentralität
der Sachverhalte

Allerdings gibt es Hinweise darauf, dass im erwähnten gleichseitigen ontologischen Dreieck die Sachverhalte die Stellung eines *primus inter pares* (Ersten unter Gleichen) einnehmen könnten. Sätze drücken Sachverhalte aus, und Sätze sind die einzigen sprachlichen Ausdrücke, die vollständig sinnvoll für sich allein stehen können – anders als Namen, und vor allem anders als Prädikate. Hierin könnte sich eine Art von ontologischer Selbstständigkeit der Sachverhalte zeigen. Wir haben auch gesehen, dass die Aktualität von Sachverhalten insofern fundamental ist, als sich die Aktualität von Individuen und Universalien in sehr natürlicher Weise auf die Aktualität von Sachverhalten zurückführen lässt. Auf der anderen Seite ist aber zu betonen, dass ein Satz nichts Selbstständiges neben seinen Teilausdrücken ist. Und sind Sachverhalte (näherhin: Tatsachen) auch sozusagen die Pforte der Aktualität, von wo aus sie allen anderen Entitäten (wiederum?) zufließt, so bedeutet das doch noch nicht, dass sie auch *der Ursprung* der Aktualität sind.

Freilich sind Sachverhalte nicht nur für die Aktualität, sondern auch für die *Identität* von Individuen und Universalien fundamental:

Individuen x und y sind genau dann identisch, wenn für jede Individueneigenschaft f gilt: *der Sachverhalt* $\langle f, x \rangle$ ist identisch mit *dem Sachverhalt* $\langle f, y \rangle$. Beachtenswert ist, dass die hiermit angegebene hinreichende (und notwendige) Bedingung für die Identität von Individuen logisch

stärker ist als diejenige, die durch das berühmte leibnizsche *principium identitatis indiscernibilium* (das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren) nahe gelegt wird: Individuen sind identisch, wenn (und nur wenn) sie dieselben Individueneigenschaften exemplifizieren. Leibniz selbst dachte bei seinem Prinzip ursprünglich nur an *intrinsische* Individueneigenschaften; in diesem leibnizschen Verständnis ist das *principium* aber wohl falsch und jedenfalls nicht notwendigerweise wahr.

Nichtprädikative Universalien (Typenobjekte) wiederum sind identisch genau dann, wenn die ihnen eineindeutig entsprechenden prädikativen Universalien (Eigenschaften) identisch sind, und endlichstellige prädikative Universalien f und g sind identisch genau dann, wenn sie die gleiche Stellenzahl N haben, für dieselben (Sequenzen von) Entitäten definiert sind und gilt: *der Sachverhalt* $\langle f, x_1, \dots, x_N \rangle$ ist identisch mit *dem Sachverhalt* $\langle g, x_1, \dots, x_N \rangle$, für alle Entitäten x_1, \dots, x_N , die f und g in der angegebenen Reihenfolge sättigen können.

Fingerzeige gibt es also durchaus dafür, dass Sachverhalte eine zentrale ontologische Rolle einnehmen. Ein ontologischer Vorrang von ihnen lässt sich daraus aber nicht ableiten.

2. Zusammenfassung, Lektürehinweise, Fragen und Übungen

Zusammenfassung

Ontologischer Vorrang wird de facto in Anspruch genommen für Objekthaftes gegenüber Nichtobjekthaftem, für Individuelles gegenüber Nichtindividuellem, für Wirkliches gegenüber Nichtwirklichem, für Konkretes gegenüber Nichtkonkretem, für Physisches gegenüber Nichtphysischem. Diese Vorrangsansprüche, obwohl sehr prägend in geistesgeschichtlicher Hinsicht, lassen sich aber nicht ontologisch rechtfertigen. Auch von einem objektiv gegebenen ontologischen Vorrang der Sachverhalte kann trotz ihrer zentralen ontologischen Rolle nicht gesprochen werden.

Lektürehinweise

Zu ontologischem Vorrang vgl. [12-4]. Zu den geistesgeschichtlichen Konsequenzen der gegenwärtig vorherrschenden ontologischen Bevorzugung siehe [12-5]. Zur Montague-Grammatik siehe die mit einer ausführlichen Einleitung versehene kommentierte Übersetzung [12-6] von Montagues grundlegendem Text. Eine gründliche Einführung in die Montague-Grammatik ist [12-7].

Fragen und Übungen

Überlegen Sie, wie mit Hilfe der Mengenlehre Individuen als Eigenschaften rekonstruiert werden könnten.

Nach Lewis (siehe [11-2], S. 51 f.) ist es ein Fehler zu sagen, dass wenn eine Eigenschaft eine Menge ist, sie ihre Exemplare (ihre Elemente) essentiell (also intrinsisch notwendigerweise) hat. Sehen Sie sich Lewis' Argument für diese Behauptung an (an der angegebenen Textstelle). Sind Sie zufrieden?

Folgern Sie „ x und y sind Individuen, die dieselben Individueneigenschaften exemplifizieren“ aus „ x und y sind Individuen, so dass für jede Individueneigenschaft f gilt: $\langle f, x \rangle$ ist identisch mit $\langle f, y \rangle$ “. (Entscheidend für die Lösung dieser Aufgabe ist die Definition der Exemplifikation einer Eigenschaft durch eine Entität.)

Danksagung

Meiner Frau Elisabeth danke ich für die mühevollende Verwandlung der Kassettenaufnahme meiner an der Universität Salzburg im Jahr 2001 gehaltenen Vorlesung in die erste Textgrundlage für dieses Buch. Dieter Schönecker und Niko Strobach danke ich für die vorbildliche herausgeberische Betreuung und für viele wertvolle Hinweise bei der Erstellung der endgültigen Fassung des Textes. Peter Tschierschke von der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft möchte ich für die sorgfältige Durchsicht des Manuskripts danken.

Regensburg, im Dezember 2003

Uwe Meixner

Literatur

I. Einleitung

- [1-1] Kutschera, Franz von: *Einführung in die Sprachphilosophie*, München: Fink 1975.
- [1-2] Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*, 2 Bde., hrsg. von Wilhelm Weischedel (Bd. III und IV der Theorie-Werkausgabe), Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1968.
- [1-3] Kant, Immanuel: Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik die als Wissenschaft wird auftreten können, in derselbe: *Schriften zur Metaphysik und Logik I*, hrsg. von W. Weischedel (Bd. V der Theorie-Werkausgabe), Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1968, S. 109–264.
- [1-4] Meixner, Uwe: *Axiomatic Formal Ontology*, Dordrecht: Kluwer 1997.
- [1-5] Beckermann, Ansgar: *Analytische Einführung in die Philosophie des Geistes*, Berlin/New York: De Gruyter 1999.
- [1-6] Tegtmeier, Erwin (Hrsg.): *Ontologie*, Alber-Texte Philosophie Bd. 6, Freiburg/München: Alber 2000.
- [1-7] Meixner, Uwe (Hrsg.): *Klassische Metaphysik*, Alber-Texte Philosophie Bd. 1, Freiburg/München: Alber 1999.
- [1-8] Meixner, Uwe: Von der Wissenschaft der Ontologie, *Logos* (Neue Folge) 1 (1994), S. 375–399.
- [1-9] Burkhardt, Hans/Smith, Barry (Hrsg.): *Handbook of Metaphysics and Ontology*, 2 Bde., München: Philosophia 1991.
- [1-10] Kim, Jaegwon/Sosa, Ernest (Hrsg.): *A Companion to Metaphysics*, Oxford: Blackwell 1995.
- [1-11] Laurence, Stephen/Macdonald, Cynthia (Hrsg.): *Contemporary Readings in the Foundations of Metaphysics*, Oxford: Blackwell 1998.
- [1-12] Runggaldier, Edmund/Kanzian, Christian: *Grundprobleme der Analytischen Ontologie*, Paderborn: Schöningh 1998.

II. Kategorien – eine erste Annäherung

- [2-1] Aristoteles: *Kategorien*, in derselbe: *Organon Band 2*, Griechisch–Deutsch, hrsg. von Hans Günter Zekl, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1998, S. 1–93.
- [2-2] *Brockhaus Enzyklopädie*, Bd. 18, Wiesbaden: Brockhaus 1973.
- [2-3] Tegtmeier, Erwin: *Grundzüge einer kategorialen Ontologie. Dinge, Eigenschaften, Beziehun-*

gen, Sachverhalte, Freiburg/München: Alber 1992.

III. Transzendentalien – eine erste Annäherung

- [3-1] *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 10, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1998.
- [3-2] Transzendentalien, in: *Philosophisches Wörterbuch*, hrsg. von Walter Brugger, Freiburg: Herder 1967, S. 391–392.
- [3-3] Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*. Siehe [1-2].
- [3-4] Aristoteles: *Metaphysik*, Griechisch–Deutsch, hrsg. von Horst Seidl, 2 Bände, Hamburg: Meiner 1989, 1991.
- [3-5] Quine, Willard Van Orman: *Theories and Things*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1981.
- [3-6] Black, Max: The Identity of Indiscernibles, *Mind* 61 (1952), S. 153–164.
- [3-7] Sleigh, Robert E., Jr.: der Artikel *Identity of Indiscernibles*, in [1-10], S. 234.
- [3-8] Williams, Christopher J. F.: *What is Existence?*, Oxford: Clarendon Press 1981.
- [3-9] Künne, Wolfgang: *Abstrakte Gegenstände. Semantik und Ontologie*, Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1983.
- [3-10] Simons, Peter: *Parts. A Study in Ontology*, Oxford: Clarendon Press 1987.
- [3-11] Noonan, Harold (Hrsg.): *Identity*, Aldershot/Brookfield USA: Dartmouth Publishing Company 1993.
- [3-12] Loux, Michael J. (Hrsg.): *The Possible and the Actual*, Ithaca/London: Cornell University Press 1994.

IV. Sprachliche Grundstrukturen

- [4-1] Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen/Philosophical Investigations*, Deutsch und Englisch, übersetzt von G. E. M. Anscombe, New York: Macmillan 1953.
- [4-2] Kutschera, Franz von: *Einführung in die Sprachphilosophie*, München: Fink 1975.

V. Individuen

- [5-1] Frege, Gottlob: Funktion und Begriff, in: *Funktion, Begriff, Bedeutung*, hrsg. von Günther Patzig. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1975, S. 18–39.
- [5-2] Frege, Gottlob: Über Begriff und Gegenstand, in: *Funktion, Begriff, Bedeutung*, hrsg. von Günther Patzig. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1975, S. 66–80.
- [5-3] Field, Hartry H.: *Science Without Numbers. A Defence of Nominalism*, Oxford: Blackwell 1980.
- [5-4] Beckermann, Ansgar: *Analytische Einführung in die Philosophie des Geistes*. Siehe [1-5].
- [5-5] *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 4, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1976.
- [5-6] Williams, Donald C.: On the Elements of Being, *Review of Metaphysics* 7 (1953), S. 3–18, S. 171–192. Siehe auch vom selben Autor: Universals and Existents, *Australasian Journal of Philosophy* 64 (1986), S. 1–14.
- [5-7] Campbell, Keith: *Abstract Particulars*, Oxford: Blackwell 1990.
- [5-8] Hume, David: *A Treatise of Human Nature. Book One*, hrsg. von D. G. C. Macnabb, Glasgow: Fontana/Collins 1987.
- [5-9] Simons, Peter: Particulars in Particular Clothing: Three Trope Theories of Substance, in [1-11], S. 364–384.
- [5-10] Strawson, Peter F.: *Individuals. An Essay in Descriptive Metaphysics*, London: Methuen 1965.
- [5-11] Simons, Peter: *Parts*. Siehe [3-10].
- [5-12] Lewis, David: *On the Plurality of Worlds*, Oxford: Blackwell 1986.
- [5-13] Jacqueline, Dale: Truth and Fiction in David Lewis' Critique of Meinongian Semantics, *Metaphysica* 2 (2001), Heft 2, S. 73–106. Enthält viele Literaturverweise zum Thema Meinongianismus.
- [5-14] Bencivenga, Ermanno: Free Logics, in *Handbook of Philosophical Logic*, hrsg. von D. Gabbay und F. Guenther, Bd. 3, Dordrecht: Reidel 1986, S. 373–426.
- [5-15] Meixner, Uwe: Change and Change-Ersatz, in *Individuals, Essence and Identity. Themes of Analytic Metaphysics*, hrsg. von A. Bottani et al., Dordrecht: Kluwer 2002, S. 427–449.
- [5-16] Meixner, Uwe: Parmenides und die Logik der Existenz, *Grazer Philosophische Studien* 47 (1994), S. 59–75.
- [5-17] Russell, Bertrand: (1) Review of: A. Meinong,

Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie, (2) Review of: A. Meinong, Über die Stellung der Gegenstandstheorie im System der Wissenschaften, in Russell, Bertrand: *Essays in Analysis*, hrsg. von Douglas Lackey, New York: George Braziller 1973, S. 77–88, S. 89–97.

- [5-18] Plantinga, Alvin: Actualism and Possible Worlds, in [3-12], S. 253–273.
- [5-19] Lycan, William G.: Possible Worlds and Possibilia, in [1-11], S. 83–95.
- [5-20] Macdonald, Cynthia: Tropes and Other Things, in [1-11], S. 329–350.
- [5-21] Loux, Michael J.: Beyond Substrata and Bundles: A Prolegomenon to a Substance Ontology, in [1-11], S. 233–247.
- [5-22] Heller, Mark: Temporal Parts of Four Dimensional Objects, *Philosophical Studies* 46 (1984), S. 323–334.
- [5-23] Löffler, Winfried: Was ist eigentlich revisionäre Metaphysik?, in *Metaphysics in the Post-Metaphysical Age/Metaphysik im postmetaphysischen Zeitalter*, hrsg. von Uwe Meixner, Wien: öbv & hpt Verlagsgesellschaft, S. 243–253.

VI. Funktionen

- [6-1] Frege, Gottlob: Über Begriff und Gegenstand. Siehe [5-2].
- [6-2] Armstrong, David M.: *Universals and Scientific Realism*, 2 Bde., Cambridge: Cambridge University Press 1978.
- [6-3] Meixner, Uwe: On Negative and Disjunctive Properties, in *Language, Truth and Ontology*, hrsg. von Kevin Mulligan, Dordrecht: Kluwer 1992, S. 28–36.
- [6-4] Wöhler, Hans-Ulrich (Hrsg. und Übers.): *Texte zum Universalienstreit*, 2 Bde. (*Vom Ausgang der Antike bis zur Frühscholastik/Hoch- und spätmittelalterliche Scholastik*), Berlin: Akademie Verlag 1992/1994.
- [6-5] *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 6, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1984.
- [6-6] Künne, Wolfgang: *Abstrakte Gegenstände*. Siehe [3-9].
- [6-7] Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen*. Siehe [4-1].
- [6-8] Frege, Gottlob: Funktion und Begriff. Siehe [5-1].
- [6-9] Platon: Die Dialoge *Phaidon* und *Symposion* (*Das Gastmahl*), in derselbe: *Werke*, Bd. 3, hrsg. von Gunther Eigler, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1990.

- [6-10] Kutschera, Franz von: *Platons Philosophie*, Bd. II, Paderborn: mentis 2002.
- [6-11] Reicher, Maria E.: Predicable and Non-Predicable Universals, in *Metaphysics in the Post-Metaphysical Age/Metaphysik im postmetaphysischen Zeitalter*, hrsg. von Uwe Meixner, Wien: öbv & hpt Verlagsgesellschaft, S. 89–98.
- [6-12] Ricken, Friedo, und Essler, Wilhelm K. (Hrsg.): *Klassische Gottesbeweise in der Sicht der gegenwärtigen Logik und Wissenschaftstheorie*, Stuttgart: Kohlhammer ²1998.
- ## VII. Sachverhalte
- [7-1] Platon: Der Dialog *Parmenides*, in derselbe: *Werke*, Bd. 5, hrsg. von Gunther Eigler, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1990.
- [7-2] Platon: *Symposion*. Siehe [6-9].
- [7-3] Meixner, Uwe: Eine logische Rekonstruktion der platonischen Prädikationstheorie, *Grazer Philosophische Studien* 43 (1992), S. 163–175.
- [7-4] Kutschera, Franz von: Parts of Forms. An Essay Concerning Plato's *Parmenides*, *Philosophiegeschichte und logische Analyse* 1 (1998), S. 57–74.
- [7-5] Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp ¹⁴1979.
- [7-6] Armstrong, David M.: *A World of States of Affairs*, Cambridge: Cambridge University Press 1997.
- [7-7] Reinach, Adolf: Zur Theorie des negativen Urteils, wiederabgedruckt in *Metaphysica* 0 (1999, Vorausausgabe), S. 37–103. (Erstveröffentlichung in *Münchener Philosophische Abhandlungen*, hrsg. von Alexander Pfänder, Leipzig: Verlag Johann Ambrosius Barth 1911, S. 196–254.)
- [7-8] Plantinga, Alvin: Actualism and Possible Worlds. Siehe [5-18].
- [7-9] Lewis, David: *On the Plurality of Worlds*. Siehe [5-12].
- [7-10] Diels, Hermann/Krantz, Walther (Hrsg.): *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. 2, o. O.: Weidmann ¹⁶1972.
- [7-11] Kripke, Saul: *Naming and Necessity*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1980.
- [7-12] Meixner, Uwe: *Ereignis und Substanz. Die Metaphysik von Realität und Realisation*, Paderborn: Schöningh 1997.
- [7-13] McTaggart, J. M. E.: The Unreality of Time, in *The Philosophy of Time*, hrsg. von Robin Le Poidevin und Murray MacBeath, Oxford: Oxford University Press 1993, S. 23–34.
- [7-14] Leibniz, Gottfried Wilhelm: *Hauptschriften zur Begründung der Philosophie*, Bd. II, hrsg. von Ernst Cassirer, Hamburg: Meiner ³1966.
- [7-15] Meixner, Uwe: *Axiomatic Formal Ontology*. Siehe [1-4].
- [7-16] Tegtmeier, Erwin: *Grundzüge einer kategorialen Ontologie*. Siehe [2-3].
- [7-17] *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 8, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992.
- [7-18] Rodrigues-Pereyra, Gonzalo: Truthmaking and the Slingshot, in *Metaphysics in the Post-Metaphysical Age/Metaphysik im postmetaphysischen Zeitalter*, hrsg. von Uwe Meixner, Wien: öbv & hpt Verlagsgesellschaft, S. 99–106.
- [7-19] Lewis, David: Anselm and Actuality (mit Postscriptum), in derselbe: *Philosophical Papers*, Bd. I, New York/Oxford: Oxford University Press 1983, S. 10–25.
- [7-20] Adams, Robert M.: Theories of Actuality, in [3-12], S. 190–209.
- [7-21] Inwagen, Peter van: Indexicality and Actuality, in derselbe: *Ontology, Identity, and Modality. Essays in Metaphysics*, Cambridge: Cambridge University Press 2001, S. 165–185.
- [7-22] Mellor, D. H.: The Unreality of Tense, in *The Philosophy of Time*, hrsg. von Robin Le Poidevin und Murray MacBeath, Oxford: Oxford University Press 1993, S. 47–59.
- [7-23] Prior, Arthur N.: Changes in Events and Changes in Things, in *The Philosophy of Time*, hrsg. von Robin Le Poidevin und Murray MacBeath, Oxford: Oxford University Press 1993, S. 35–46.
- [7-24] Meixner, Uwe: The Objectivity of Time-Flux and the Direction of Time, in *Perspectives on Time*, hrsg. von Jan Faye, Uwe Scheffler und Max Urchs, Dordrecht: Kluwer 1997, S. 107–117.
- [7-25] Sklar, Lawrence: Up and Down, Left and Right, Past and Future, in *The Philosophy of Time*, hrsg. von Robin Le Poidevin und Murray MacBeath, Oxford: Oxford University Press 1993, S. 99–116.
- [7-26] Plantinga, Alvin: Transworld Identity or Worldbound Individuals?, in [3-12], S. 146–165.
- [7-27] Meixner, Uwe: Change and Change-Ersatz. Siehe [5-15].
- [7-28] Leibniz, Gottfried Wilhelm: *Metaphysische Abhandlung*, mit Kürzungen abgedruckt in [1-7], S. 145–172.
- [7-29] Tarski, Alfred: Logische Semantik, mit Kürzungen abgedruckt in *Philosophie der Logik*, hrsg. von Uwe Meixner, Freiburg/München: Alber 2003, S. 191–200.

- [7-30] Meixner, Uwe: *Theorie der Kausalität*, Paderborn: mentis 2001.
- [7-31] Lewis, David: Counterpart Theory and Quantified Modal Logic (mit Postscriptum), in derselbe: *Philosophical Papers*, Bd. I, New York/Oxford: Oxford University Press 1983, S. 26–46.

VIII. Normaluniversalien und Sachverhalte – Begriffe und Propositionen

- [8-1] Frege, Gottlob: Funktion und Begriff. Siehe [5-1].
- [8-2] Bealer, George: der Artikel *Concept*, in [1–10], S. 89–90.
- [8-3] Peacocke, Christopher: *A Study of Concepts*, Cambridge, Mass.: MIT Press 1992.

IX. Sprachsinn, Sprachinhalt, Intension

- [9-1] Carnap, Rudolf: *Meaning and Necessity*, Chicago: University of Chicago Press 1967. (Ein signifikanter Ausschnitt aus *Meaning and Necessity* ist in deutscher Übersetzung abgedruckt in *Philosophie der Logik*, hrsg. von Uwe Meixner, Freiburg/München: Alber 2003.)
- [9-2] Frege, Gottlob: Über Sinn und Bedeutung, in *Funktion, Begriff, Bedeutung*, hrsg. von Günther Patzig, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1975, S. 40–65.
- [9-3] Bealer, George: *Quality and Concept*, Oxford: Clarendon Press 1983.
- [9-4] Russell, Bertrand: Knowledge by Acquaintance and Knowledge by Description, in derselbe: *Mysticism and Logic*, London: Unwin 1963, S. 152–167.
- [9-5] Künne, Wolfgang: George Edward Moore. Was ist Begriffsanalyse?, in *Philosophen des 20. Jahrhunderts*, hrsg. von Margot Fleischer, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1990, S. 27–40.
- [9-6] Sainsbury, Mark: Knowing Meanings and Knowing Entities, in *Metaphysics in the Post-Metaphysical Age/Metaphysik im postmetaphysischen Zeitalter*, hrsg. von Uwe Meixner, Wien: öbv & hpt Verlagsgesellschaft, S. 107–116.

X. Kategoriale heimatlose Entitäten: Ereignisse, Zahlen, Mengen

- [10-1] Meixner, Uwe: *Theorie der Kausalität*. Siehe [7-30].
- [10-2] Davidson, Donald: Events as Particulars, in derselbe: *Essays on Actions and Events*, Oxford: Clarendon Press 1980, S. 181–187.
- [10-3] Kim, Jaegwon: Events as Property Exemplifications, in *Action Theory*, hrsg. von Miles Brand und D. Walton, Dordrecht: Reidel 1976, S. 159–177.
- [10-4] Lewis, David: Events, in derselbe: *Philosophical Papers*, Bd. II, Oxford: Oxford University Press 1986, S. 241–269.
- [10-5] Frege, Gottlob: *Die Grundlagen der Arithmetik. Eine logisch mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl*, mit ergänzenden Texten hrsg. von Christian Thiel, Hamburg: Meiner 1986.
- [10-6] Frege, Gottlob: *Grundgesetze der Arithmetik*, Bd. I und II in einem Band, reprografischer Nachdruck der Ausgabe Jena 1893/1903, Hildesheim: Olms 1966.
- [10-7] Meixner, Uwe (Hrsg.): *Philosophie der Logik*, Freiburg/München: Alber 2003.
- [10-8] Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*. Siehe [1-2].
- [10-9] Lewis, David: *Parts of Classes*, Oxford: Blackwell 1991.
- [10-10] Russell, Bertrand/Whitehead, Alfred North: *Principia Mathematica. To *56*, gekürzte Ausgabe, Cambridge: Cambridge University Press 1962, Nachdruck 1967.
- [10-11] Kanzian, Christian: *Ereignisse und andere Partikularien. Vorbemerkungen zu einer mehrkategorialen Ontologie*, Paderborn: Schöningh 2001.
- [10-12] Meixner, Uwe: Die Ersetzung der Substantontologie durch die Ereignisontologie und deren Folgen für das Selbstverständnis des Menschen, in *Wirklichkeit und Sinnerfahrung*, hrsg. von Rafael Hüntelmann, Dettelbach: Röhl 1998, S. 87–103.
- [10-13] Kuhn, Thomas S.: *The Structure of Scientific Revolutions*, Chicago: University of Chicago Press 1969.
- [10-14] Kondakow, N. I.: *Wörterbuch der Logik*, in deutscher Sprache hrsg. von Erhard Albrecht und Günter Asser, Leipzig: VEB Bibliographisches Institut 1983.
- [10-15] Kutschera, Franz von: *Gottlob Frege*, Berlin: De Gruyter 1989.
- [10-16] Benacerraf, Paul: What Numbers Could Not Be, in [1-11], S. 435–454.

- [10-17] Lemmon, Edward J.: *Introduction to Axiomatic Set Theory*, London/New York: Routledge & Kegan Paul/Dover Publications 1968 (1969).
 [10-18] Bealer, George: *Quality and Concept*. Siehe [9-3].
 [10-19] *Brockhaus Enzyklopädie*, Bd. 18. Siehe [2-2].

XI. Ontologische Systeme

- [11-1] Carnap, Rudolf: *Meaning and Necessity*. Siehe [9-1].
 [11-2] Lewis, David: *On the Plurality of Worlds*. Siehe [5-12].
 [11-3] Simons, Peter: *Parts*. Siehe [3-10].
 [11-4] Meixner, Uwe: *Axiomatic Formal Ontology*. Siehe [1-4].
 [11-5] Meixner, Uwe (Hrsg.): *Klassische Metaphysik*. Siehe [1-7].
 [11-6] Bealer, George: *Quality and Concept*. Siehe [9-3].
 [11-7] Meixner, Uwe: *Ereignis und Substanz*. Siehe [7-12].
 [11-8] Whitehead, Alfred North: *Process and Reality*, korrigierte Ausgabe, hrsg. von David R. Griffin und Donald W. Sherburne, New York: The Free Press 1985.

- [11-9] Ridder, Lothar: *Mereologie*, Frankfurt a. M.: Klostermann 2002.

XII. Ontologischer Vorrang?

- [12-1] Quine, Willard Van Orman: *From a Logical Point of View*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 2., überarbeitete Ausgabe, 31971.
 [12-2] Carnap, Rudolf: *Meaning and Necessity*. Siehe [9-1].
 [12-3] Hume, David: *A Treatise of Human Nature*. Siehe [5-8].
 [12-4] Meixner, Uwe: Actual Existence, Identity and Ontological Priority, *Erkenntnis* 48 (1998), Sonderband *Analytic Ontology* (hrsg. von Edmund Runggaldier und Christian Kanzian), S. 209–226.
 [12-5] Meixner, Uwe: Die Ersetzung der Substanzontologie durch die Ereignisontologie und deren Folgen für das Selbstverständnis des Menschen. Siehe [10-12].
 [12-6] Montague, Richard/Schnelle, Helmut: *Universale Grammatik*, Braunschweig: Vieweg 1972.
 [12-7] Löbner, Sebastian: *Einführung in die Montague-Grammatik*, Kronberg, Ts.: Scriptor 1976.

Namenregister

- Aristoteles 10, 11, 25, 38, 43, 106, 200, 203
Armstrong, David 78, 96, 123, 194
Arnauld, Antoine 145
Augustinus 203
- Bealer, George 161, 187
- Campbell, Keith 43
Cantor, Georg 178
Carnap, Rudolf 88, 159, 189, 191–5, 197, 201
Carroll, Lewis 40
- Davidson, Donald 167–9
Doyle, Arthur Conan 54, 56
- Einstein, Albert 49–50
- Frege, Gottlob 36, 68, 101, 152, 155, 160, 170,
172–7, 179, 182, 187
- Gödel, Kurt 177
- Hume, David 43
- Kant, Immanuel 11, 14, 23, 177
Kim, Jaegwon 168
Kripke, Saul 138, 145
Kuhn, Thomas S. 186
- Langford, Cooper Harold 164
Leibniz, Gottfried Wilhelm 27, 59, 66, 106–7, 143,
145–7, 205
- Lewis, David 51, 59, 66, 88, 138–9, 145, 147,
168–9, 182–3, 191–5, 201, 205
- McTaggart, John M. E. 141
Meinong, Alexius 55, 61–3, 66–7,
163
Minkowski, Hermann 50
Montague, Richard 201, 205
Moore, George Edward 164
- Ockham, Wilhelm von 200
- Parmenides 61
Peano, Giuseppe 176, 188
Plantinga, Alvin 66, 126
Platon 85, 104–7, 146–7, 200,
203
Protagoras 138
- Quine, Willard Van Orman 26, 182, 200
- Reinach, Adolf 123
Russell, Bertrand 62, 163, 165
- Simons, Peter 44
Strawson, Peter 44
- Tarski, Alfred 119, 147
- Williams, Donald C. 43
Wittgenstein, Ludwig 33, 96, 109, 125–6,
133

Sachregister

- Abhängigkeit, ontologische 39
- Abstraktes/Konkretes 28, 38, 41, 59–60, 87, 126, 160–1, 163, 182, 191, 199, 205
- Abstraktheit/Konkretheit 28–9
- Abstraktion 160–1
- Abstraktionsprinzip, mengentheoretisches 179–81
- Ähnliches/Unähnliches 28, 59
- Ähnlichkeit/Unähnlichkeit 27–9, 104–5
- Agenz, fundamentale absolute 139–40
- Aktuales/Nichtaktuales 23–5, 55, 61–3, 65–6, 88, 96–100, 125, 127–9, 193, 200–1
- Aktualismus 23, 62, 65–7, 96–7, 127–8, 194, 200
 - eingeschränkter – 65
 - für (bzgl.) Universalien 98, 100
 - minimaler – 65
- Aktualität 23–5, 29, 35, 60, 97–100, 102, 128, 130–1, 146–8, 168, 197, 201, 204
 - absolute – 102, 127, 129–41, 143–6, 148
 - relativ zu möglichen Welten 129–33, 136–8, 140–1, 143, 146, 148, 190
 - schlechthinnige/zeitlich relativierte – 97–8, 124–5, 127, 129, 141, 148, 189
 - unbestimmt auf eine mögliche Welt bezogene – 102, 129–30, 134–6, 141, 143, 146, 148
 - unbestimmt zeitbezogene – 97–8, 102, 124, 127, 141, 148
- von Propositionen 114–5
- von Sachverhalten 102, 104, 108, 114–5, 124, 127–34, 146, 177, 190, 204
- Aktualitätsrelativismus 102, 133, 135–40, 143–6
- Akzidentia 38–44, 49, 51, 66
- Analogie, ontologische 25, 29
- Ansatz in der Ontologie
 - konstruktivistischer – 11–2, 203
 - realistischer – 11–2, 16, 203
- Anti-Individualismus 202
- Antinomie 93
 - der Eigenschaften 93–4, 100, 117
 - der Sachverhalte 102, 118–9, 146
 - Lügner- 118, 147
 - Russell'sche – 93, 176, 180, 185
- Anzahl, endliche → Zahl, natürliche
- Anzahleigenschaften → Eigenschaften
- Arithmetik 177–8, 187–8
- Artefakte 41, 48
- Atom, mereologisches 198
- Ausdrücke
 - gesättigte/ungesättigte – 71, 172
 - zentrale deskriptive – 162, 204
- Ausdrücken (von etwas) 33, 71, 84, 113, 117, 119, 124–5, 136–7, 146, 152, 155–8, 161–5
- Bedeutung(en) 120, 160, 162, 165
 - von Namen 162
 - von Prädikaten 136, 162, 164–5
 - von Sätzen 114, 162
- Begriffe, ein-/mehrstellige 77, 84, 115, 136–7, 149, 151–8, 160–5, 187
 - ontologische – 76–7, 154
- Begriffsanalyse 164
- Begriffssingularisierungen → Singularisierungen
- Beinhalten, sachverhaltliches 126–7
- Bestehen → Aktualität von Sachverhalten
- Bevorzugung, ontologische 199–201, 203–5
- Beziehungen 80
 - intentionale – 81–2, 88, 97
- Bezugnehmen (auf etwas) 32–3, 70–1, 162–3, 165
- Bi-, Multilokation 36–7, 66–7

- Charakteristika 35–6, 66

- Der-Fall-sein → Aktualität von Sachverhalten
- Determinismus 106, 143
- Disjunktion
 - Eigenschafts- 78
 - Sachverhalts- 196
- Dispositionen 79, 101
- Dreidimensionalismus 50–1

- Eigenschaften 18, 22–3, 25–8, 31, 36, 38, 41–2, 44, 68, 73–4, 83–4, 86–7, 89, 99–101, 105, 107–8, 129, 136–7, 151, 153–4, 157, 163, 168–9, 172, 174–5, 177, 179–81, 183–5, 187, 190, 193, 202, 205
 - Anzahl-, endliche Anzahl- 170–1, 173–5, 186–7
 - disjunktive – 77–8
 - dispositionelle – 79
 - Erst- 52, 63, 73–4, 77
 - 1. Stufe 75–6, 81
 - essentielle – 59
 - extensionale – 174–6, 178–82, 184, 186–7, 202
 - höherstufige – 75
 - Individuen- 52–3, 55, 60, 64, 68, 73–80, 90, 100–2, 106, 150, 185, 187, 204–5
 - intrinsische – 205
 - manifeste – 79
 - mengentheoretisch dargestellt 190, 192–5, 197–8, 205
 - modale – 79
 - negative – 77–8
 - Objekt- 75
 - ontologische – 76
 - qualitative – 77, 80, 139, 141
 - relationale – 77, 80, 101, 139

- Relations- 60
- Sachverhalts- 74–6
- typenlose – 76, 172, 184
- vollständig definierte – 178–82, 184, 186–7, 202
- Eigenschaftsindividuen → Individuen
- Einheit, Eines sein 22, 29, 45–7, 66
- Einzigung(en) von Eigenschaften/einstelligen Begriffen 158–60
- Elementschaft, mengentheoretische 179–80, 183, 185
- Elimination, ontologische 141, 200
- Entitäten, Entität sein 18–9, 22, 24, 27, 29, 60–1, 166
 - abstrakte – → Abstraktes
 - Bedeutungs- → Bedeutungen
 - extensionale – → Extensionen
 - gesättigte/ungesättigte – 36–7, 66, 71, 85, 102, 113, 158, 160, 172, 190
 - individuenähnliche – 42, 51–7, 60–3, 65–6, 114, 138, 144–5
 - intensionale – → Intensionen
 - Primär- 152, 154, 202–3
 - sachverhaltsartige, -ähnliche – 31, 37, 42, 114
 - sprachbezogene Sekundär- 146, 152, 154, 202–3
 - zusammengesetzte – → Komposita
- Ereignisse 18, 28, 40, 49, 82, 166–9, 178, 185–7, 203
 - singuläre/generische – 168–9
- Erfahrung 10–1
- Ersteigenschaften → Eigenschaften
- ersteigenschaftliche
 - Maximalkonsistenz 57–9, 62–6, 88, 106–7, 138, 168
 - Überbestimmtheit 52, 55–8, 61–3, 65–7
 - Un-/Vollständigkeit 52–8, 60–3, 65–7
- Exemplifikation 50–1, 68, 83, 85, 89, 91, 97–9, 104–6, 147, 153
 - Eigenschafts- 52–3, 107, 174, 180, 191–2, 205
 - im rekonstruktiven Nominalismus 108, 191–2, 194
 - mereologische Auffassung der – 106–8, 146
 - prädikative – 102, 105, 107–8, 146, 173, 179–80, 183
 - Relations- 107–8
 - relativ zu möglichen Welten 191–2
 - schlechthinnige/zeitlich relativierte – 97
 - schwache, meinongianische – 103–4
 - starke, nichtmeinongianische – 104
 - Typen- 102, 104–5, 107–8, 146, 173
 - urplatonische – 104–7, 146
- Exemplifikationen, temporalisierte 168
- Exemplifikationsprinzip, Allgemeines 91, 93, 179
- Exemplifikationsprinzip für einstellige Prädikate 179–81
- Existenz/Nichtexistenz 23–4, 29, 38–40, 43, 47–8, 55, 60–3, 65–6, 128, 166
- extensionale Vervollständigungen (von Eigenschaften) 180–1, 184, 186–7
- Extensionalisierungen (von Eigenschaften) 174, 180, 184, 186–7
- Extensionalitätsprinzip, mengentheoretisches 181
- Extensionen
 - im Sinne von *extensionale Entitäten* 182, 186, 191
 - von Eigenschaften 175, 186–7
- Fähigkeiten 79
- Fakten → Tatsachen
- Flexibilität, modale 55, 58
- Fließen der Zeit 140–1, 147
- Flux-Argument 50–1
- Folge, logische 126
- Folgen 109, 187
 - endlichlange diskrete – 102, 109–11, 115–7, 146–7, 168, 190
 - unendlichlange diskrete – 109, 177
 - zeitliche – 168, 187
- Funktionen, ein-/mehrstellige 35–7, 51, 53, 66, 68–71, 77, 80, 85, 100, 152, 166, 169, 174, 177, 179–80, 182, 192–3, 199, 202
- Individuen- 70–3, 110, 162
- mengentheoretische Darstellung von – 190
- ontologische – 76
- prädikative/nichtprädikative – 68, 73, 84, 100, 110, 149, 151, 153, 155, 157–8, 166, 172, 180
- Sachverhalts- 72, 75
- sachverhaltsresultierende – 74–5, 80, 83–4, 100, 102, 110, 152, 180
- Sättigung (Füllung) von – 68–9, 73, 103, 115, 152, 158, 162–3, 174, 197
- Stelligkeit von – 68
- typenlose – 70, 76–7, 100, 172, 184
- Funktionsausdrücke 70–2
 - nominative, nichtprädikative – 72–3, 80, 110, 162
 - prädikative – 72–3, 80, 110
- Funktionskategorien → Funktionstypen
- Funktionstypen 69, 76, 83, 100–1, 150
 - sachverhaltsresultierende – 75, 184
 - zentrale – 68, 70, 100, 166, 184
- Gegenstände 36–7, 50, 111
 - im freigeschen Sinn → Objekte
 - im weitesten Sinn → Entitäten
- Gegenstücke 59, 65, 138, 145, 192
- Gegenstücktheorie 59, 102, 138, 145, 147
- Gegenwärtigkeit 140
 - absolute – 140–1, 147

- Gegenwärtigkeit (Forts.)
 Fließen der – 140
 – relativ zu Zeitpunkten 140
 Gleichzähligkeit von Eigenschaften 170, 187
 Gott 38, 99, 129, 146
 Gottesbeweis, ontologischer 99
 Grenzen 41
 Gruppen 45, 47, 182–4, 196
 Gruppenindividuen → Individuen
- Haben von Eigenschaften 52–3, 58–9, 83, 89, 154
 schlechthinniges/zeitlich relativiertes – 53,
 79–80, 82
 starkes/schwaches – 33, 63
 Haltungen, propositionale 82–3, 124
 manifeste/dispositionelle – 82–3
 Handeln, fundamentales absolutes → Agenz, fun-
 damentale absolute
 Holismus der Ontologie 13–4
- Ideen (Formen), platonische 85, 104
 Identität/Verschiedenheit 26–7, 29, 50, 66, 197
 kontingente – 147–8
 – von Artefakten 48–9
 – von Begriffen 161, 164
 – von extensionalen Eigenschaften 174–5
 – von Individuen 204–5
 – von Mengen 181
 – von Normaluniversalien, insbesondere Indivi-
 dueneigenschaften 149–50, 155, 175, 193, 195
 – von Propositionen 116–7
 – von Sachverhalten 112–3, 116–7, 121, 148–50,
 204–5
 – von Singularisierungen 158–9
 – von Universalien 204–5
 Identitätsbedingungen, -prinzipien 26–7, 109, 113,
 149–50, 155, 158, 175, 181, 195, 204–5
 Identitätsfunktion 69, 76, 101
 Impossibilia 64, 67
 Individuale, ersteigenschaftlich maximalkonsisten-
 te/nicht ersteigenschaftlich maximalkonsistente
 35, 52, 54–68, 73, 85–6, 88, 102, 106–7, 114,
 125, 128, 138, 182, 187, 191–3
 raumzeitlich maximal umfassende – 168
 reinmögliche – 64–5
 Individualismus, ontologischer → Nominalismus
 Individuen 18–9, 22–3, 25–6, 28, 31, 35–46, 51–2,
 54–70, 73, 82, 86–8, 94, 101–2, 106–7, 110,
 114, 125, 129, 138, 168–9, 182, 189–91,
 193–4, 199–205
 abhängige/unabhängige – 38–41, 66
 -addition 72
 Basis- 88, 189–91, 194
 Eigenschafts- 41–4, 51, 66
 elementare – 188–9, 191, 193–4
 Gruppen- 45–8, 66–7, 71–2, 182
 materielle – 28, 46–50, 66
 physische/nichtphysische – 37–8, 49–50, 66–7,
 87, 190–1, 199–201
 plurale – 43, 45–7, 66, 173, 182
 psychische – 38
 räumliche/nichträumliche – 36–7
 reinmögliche 64
 singulare – 46–7, 49, 66
 vollständige ersteigenschaftliche Bestimmung
 von – 106–7
 Individueneigenschaften → Eigenschaften
 Individuenfunktionen → Funktionen
 Individuenmengen → Mengen
 Individuenrelationen → Relationen
 In-einer-Beziehung-stehen 82–3, 89, 154
 schlechthinniges/zeitlich relativiertes – 82
 Inhalte 120, 160–2, 165
 – von Namen 157–8, 162
 – von Prädikaten 152, 158, 162, 164
 – von Sätzen 113, 117, 152, 158, 162
 Inhaltsidentität, -gleichheit 164–5
 Intensionalismus 160, 165
 Intensionen 160–2, 165, 175, 182, 186, 191–2,
 201–2
 – von Namen 162
 – von Prädikaten 162
 – von Sätzen 162
- kategoriale Heimatlosigkeit 166–7, 178, 185–7,
 202
 Kategorien, ontologische 18–20, 22, 24–9, 33, 35,
 44, 51–2, 67–9, 125, 146, 166–7, 169, 185
 – im strengen Sinn 18–20, 28, 36, 52, 152, 166,
 187
 – im weiten Sinn 18–20, 166
 Normal- 70, 152, 167
 Objekt- 69, 86, 113, 157
 Regional- 189–91, 196–7
 Rest- 70, 152, 167, 169
 sprachbezogene Sekundär- 114, 146, 152
 zentrale – 70, 86
 Kategoriensystem, ontologisches 19, 22, 28, 36, 52,
 69, 166–7, 169, 187–8
 regionales – 188–9
 Kategorismus 199–200
 Ketten, ontologische → Folgen, endlichlange
 diskrete
 Klassen 19, 178, 187
 Klassifikationssystem 19–21, 166, 187
 Körper 36–7, 48, 50
 Komposita 48, 102–3, 163
 – in einem speziellen Sinn 198
 Konkretes → Abstraktes
 Konkretheit → Abstraktheit

- Konkretismus 194
 Konstituenten 26, 29, 77, 102, 106, 138–9, 144–5,
 182, 197, 204
 Kontexte, intentionale 88
 Kontingenz 20, 132–5, 139
 Kontinuanten 49–50
- Lebewesen 41, 46, 48, 66
- Logik
 elementare Prädikaten- 167–8
 Freie – 57
 klassische Prädikaten- 56, 93, 103
- Massen 46–8, 66
- Materialismus 87, 154, 194
- Meinongianismus 55, 61–2, 66–7, 163
- Mengen 166–7, 175–87, 196, 200–2
 -algebra 196
 Einer- 184
 – im typenmäßig eingeschränkten Sinn 184–5
 Individuen- 184–5
 reine – 37–8, 178
 – über den Basisentitäten 88, 182, 190–3
 unendliche – 184, 202
 – von Ersteigenschaften 57–8, 64–5, 67
- Mengenlehre(n) 181, 186–7, 190, 194, 201–2
 axiomatische – 185, 188
 reine – 178
 typentheoretische – 185
- Mereologie 44, 126, 147, 197
 klassische atomistische – 196
 – von Gruppen 196
 – von Mengen 196, 198
 – von Sachverhalten 195–6
- Metaphysik 14, 186
 Allgemeine – 9–10, 16, 20, 44, 133, 141, 197
 deskriptive – 44, 51, 67
 revisionäre – 44, 51, 66–7, 88, 185
 Spezielle – 9–10, 16, 20, 37–8, 40, 139, 154, 197
- Mitgliedschaft in einer Gruppe 45, 183–4
- Mögliches/Unmögliches 9, 25, 27, 56, 62–3, 66,
 135, 146, 177
 rein – 9, 63–6
- Möglichkeit 24, 29, 126–7, 135, 142, 197
 schlechthinnige/zeitlich relativierte – 141–2
 unbestimmt zeitbezogene – 141
 – von Sachverhalten 142–3, 147
- Möglichkeitsaussagen 144–5
- n* 127, 174
- Namen 30–5, 41–2, 63–4, 67, 70–1, 84–5, 88,
 90–1, 93–5, 100, 102, 114, 117, 120, 122–3,
 153, 156–7, 161–3, 165, 204
 bezugslose, bloße, leere – 32, 57, 61, 87, 93
 echte – 93
- Kennzeichnungs- 32, 55–7, 63, 157–9, 161
 natürliche/fachsprachliche – 108–9, 153
 plurale/singulare – 45–6, 156, 173
 referentielle ontologische Mehrdeutigkeit von –
 42, 58, 72–4, 90–1, 114, 153
 rigide/nichtrigide – 116, 147–8
- Natur 182
- Naturalismus 182
- Negation
 Eigenschafts- 52, 78
 Sachverhalts- 122–3, 196
- N-Elementigkeit 176
- Nominalismus 68, 76, 85, 87–8, 94, 96–7, 100,
 178, 182, 189, 194, 200–1
 Aktualismus im Rahmen des – 87
 – 1., 2., 3. Grades 201
 Materialismus im Rahmen des – 87
 nichtrekonstruktiver – 94–5
 rekonstruktiver – 88, 94, 96, 100, 108, 169,
 189–97, 201–2
- Nonkompositum 198
- Normaluniversalien → Universalien
- Normativität und Ontologie 23
- Notwendigkeit 24, 59, 106–7, 130–2, 194
 absolute – → intrinsische –
 begriffliche – 130–3
 intrinsische, intrinsisch-essentielle – 131–3, 194,
 205
- N-Tupel → Folgen, endlichlange diskrete
- Nutzen der Ontologie 15–6
- N-Zahligkeit 172–3, 176
- Objekte (Kategorie der) 19, 35–7, 51, 53, 66,
 68–70, 85–6, 102, 113, 151–2, 157–8, 166,
 169, 172–3, 177–9, 182, 185, 199, 202, 205
 – im weitesten Sinn → Entitäten
 intentionale – 200
- Paare, geordnete 109, 111, 190, 197
- Paradox der Analyse 163–5
- Peano-Axiome, die 176, 185, 188
- Personen 37, 139
 fiktive – 54, 62
- Philosophie des Geistes 15, 81–2
- Physik 182
- Physikalismus 182, 200
- Physisches/Nichtphysisches 37–8, 49–50, 66–7, 87,
 190–1, 199–201, 205
- Possibilia 63
 reine – 63–5, 67
- Possibilismus 65–7, 193–4
- Prädikate 13, 23, 30–3, 73, 84–5, 96, 100, 117,
 152–3, 156–8, 162, 164–5, 179–81, 204
 Aktualitäts- 137
 bedeutungslose, aber nicht sinnlose – 136–7

- Prädikate (Forts.)
 Dispositions- 78–9
 Einzigkeits- 158
 ontologische – 194–5
- Prädikation
 Eigenschafts- 92–3
 ontologische Standardanalyse der – 88–93,
 95–6, 100–1, 104
 tropenontologische Analyse der – 95–6
- Prädikationen, einfache/komplexe 89–91,
 96
- prädikative/r Verwendung/Charakter 36, 160,
 172–3
- Propositionen 28, 82, 102, 113–7, 119–20, 125,
 146, 151–6, 158, 160–3, 165, 187, 202
 Instantiierungs- 115–7, 146
- Qualitäten → Eigenschaften, qualitative
- Raum
 logischer – 146
 Welt- 40, 146
- Realismus
 modaler – 194
 semantischer – 13, 33
- Reduktion, Rückführung
 ontologische – 149, 154–5, 179, 182–3
 – der Mengenlehre auf die Eigenschaftstheorie
 180–1
- Redundanztheorie der Wahrheit → Wahrheit
- Referieren → Bezugnehmen
- Relationen, zwei-/mehr-als-zweistellige 68, 77,
 80–1, 83–4, 86–7, 100, 107, 154, 190
 äußere, extrinsische – 108
 – 1. und 2. Stufe 81
 flexibelstellige – 83
 Individuen- 77, 81, 100–1
 intentionale – → Beziehungen, intentionale
 – mengentheoretisch dargestellt 191–2
 ontologische – 83
 typenlose – 83
 unendlichstellige – 83–4
- Relativität, linguistische 12
- Relativitätstheorie (der Physik) 49–50, 137
- Sachverhalte 18, 22–3, 25–6, 28–9, 35, 44, 51, 66,
 69–70, 73, 82, 88, 98, 102–3, 108–9, 113–7,
 119–20, 122, 125–32, 138–40, 142–3, 146–56,
 158, 160–3, 165, 174, 177, 182, 190, 193,
 202–5
 Aktualitätsprinzip für – 131–4, 142, 144
 disjunktive – 122–3
 grobe/feine – 102, 111–3, 115, 121, 146,
 148–51, 154–5
 Instantiierungs- 102–4, 108–13, 115, 117, 122,
 146, 168, 204
 konjunktive – 122
 maximalkonsistente – 126–7, 130, 133–4, 146,
 196
 – mengentheoretisch dargestellt 190, 192–6, 198
 modale – 122–3
 Möglichkeitsprinzip für – 142–3
 negative – 122–3
 Normal- 189
 quantifizierte – 103, 122–4
 Teil- 25, 126, 130–1, 142–4, 146–8, 195, 198
 Sättigung → Funktionen
 Sätze 30–1, 33–5, 71–2, 102, 113–5, 117, 120–1,
 124–5, 146, 152, 155–6, 158, 162–3, 165, 177,
 204
 bedeutungslose, aber nicht sinnlose – 119–20,
 165
 logisch einfache – 88, 163
 „Schiff des Theseus“ 48–9
 Seelen 48, 67
 Seiendes/Nichtseiendes 9, 24, 138
 Sein 23
 Seinsart, oberste 18–9, 51, 66, 68, 151–2, 169
 Selbsteinholung der Ontologie 77
 Semantik (der deskriptiven Sprache) 161, 165
 – des Ausdrückens 162
 intentionale – 159, 201
 realistische – 33, 156
 Singularisierungen 157–8
 Begriffs- 116, 157–63, 165
 Universalien- 157–63, 165, 182
 Sinn von Ausdrücken 119–20, 156–7, 159–60,
 162–5, 187
 Sinnidentität, -gleichheit 164–5
 „Slingshot“-Argument 102, 120–2, 127, 146–7
 Sprache und Ontologie 10–2, 16, 30, 32–3, 78,
 122, 156, 201
 Sprachinhalte → Inhalte
 Stufen, ontologische 75–6
 Substanzen 38–41, 43–4, 66–7
 Summen (Additionen, Konjunktionen)
 – von Individuen 72, 125
 – von Sachverhalten 103, 122–5, 195
 Superessentialismus 59
 Synonymie 164
 System, globales/lokales ontologisches 15, 188,
 197
 Begriffs- 188, 194, 197
 Behauptungs- 188, 194–7
- Tatsachen, Tatsache sein 124, 127, 140, 204
 Teile 25–6, 29, 35, 39, 44–5, 47, 77, 95, 102, 106,
 125, 131, 138–9, 144–5, 179, 183, 197
 atomare, letzte – 45, 179, 183

- essentielle – 47, 131
- gruppenkonstitutive – 45–7, 66–7, 183
- intensionale – 106
- räumliche – 46–7, 49–50, 66–7
- raumzeitliche 49, 168
- zeitliche – 49–51, 66
- Träger
 - sachverhaltskonstitutive – 203
- von Akzidentia 43
- Transzendentalien 22–9, 44, 126, 131, 146
- Tripel, geordnete 112, 197
- Tropen 43–4, 66, 95–6
- Tropenontologie 43–4, 51, 66–7, 88, 95
- Typenobjekte, Typen 68, 85–7, 89, 96–7, 100–2, 104–5, 107–8, 147, 173, 187, 203–5
- Vorkommnisse von – 86, 89

- u* 127, 174
- Umfänge von Eigenschaften → Extensionen von Eigenschaften
- Umstände, mögliche 113, 125, 129, 150–1
- Universalien 13, 35–6, 38, 41–2, 44, 51, 87–8, 94, 96–101, 104, 108–9, 128, 166, 203–4
- grobe/feine – 150–1, 154–5
- *in re/ante rem* 106
 - negative – 123
 - Normal- 149–52, 154–6, 165, 188–9
 - prädikative (insbesondere N-stellige)/nichtprädikative – 68, 83–6, 90, 97, 100–1, 102–4, 115, 149, 151–8, 160–2, 164, 168, 182, 188, 202–3, 205
- Universalienproblem 68, 76, 85–6, 100
- Universalienpluralisierungen → Singularisierungen
- Unterbestimmtheit, begründungsmäßige, der Ontologie 14, 186

- Veränderung 50–1, 141
- Verschiedenheit → Identität
- Vierdimensionalismus 49–51, 66–7, 88

- Vorgänge 41, 43, 49, 51, 66
 - psychische/physische – 154–5
- Vorrang, ontologischer 199, 201–3, 205
 - lokaler – 202–3

- w* 125, 129–34, 139, 146–8
- Wahrheit(en) 114–5
 - analytische – 177–8, 187
- in einer, keiner, allen möglichen Welten 134–5, 143
 - logische – 121
 - ontologische – 177–8, 187
 - Redundanztheorie der – 89, 95, 119
 - synthetische – 177, 187
- Welt, *die* (wirkliche) 40, 66, 125–6, 133–4, 146, 148, 194
- Welten, mögliche 66, 125–7, 129–30, 134–5, 138–40, 143–8, 168, 189–96
- Wertverläufe (von Funktionen) 174–9, 182, 186–7
- Wirkliches/Nichtwirkliches 9, 23, 27, 96, 146, 193–4, 199
 - notwendigerweise – 128–9
- Wirklichkeit → Aktualität
- Wissenschaftlichkeit der Ontologie 15, 187

- Zahlen 37–8, 60, 166–7, 170, 177–8, 185–7
 - natürliche – 109, 170–7
 - reelle – 109
- Zahlwörter 172–3
- Zeit 141
 - A-Theorie/B-Theorie der – 141
- Zeitbezogenheit 79–80
 - bestimmte/unbestimmte – 79–80, 97, 174, 189
 - Nicht- → Zeitlosigkeit
- Zeitindifferenz → Zeitlosigkeit
- Zeitintervalle 79, 90, 168
- zeitliche Fundiertheit 97–8
- zeitliche Un-/Bestimmtheit 53, 79–80, 124, 174
- Zeitlosigkeit 53, 79–80, 97–8, 174, 189
- Zeitpunkte 37–8, 79, 90, 140–1, 168

- Hervorragende didaktische Aufbereitung
- Klar und übersichtlich gegliedert
- Zusammenfassungen, Fragen zur Vertiefung und Literaturhinweise in jedem Kapitel
- Besondere Berücksichtigung der Analytischen Philosophie
- Ideal zur Seminar- und Prüfungsvorbereitung

Auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung und mit vielfältigen Rückblicken auf eine zweieinhalbtausendjährige Geschichte bietet dieses Buch eine kompakte Einführung in die Ontologie – eines der Kerngebiete der Philosophie. Alle wesentlichen Fragen dieser Disziplin werden ausführlich behandelt: die ontologischen Kategorien, das Universalienproblem, die Deutungen des Existenzbegriffs, die Metaphysik der Modalitäten und das Verhältnis von Sprache und Sein. Ausführlich geht der Autor auch auf die Rechtfertigung der Ontologie angesichts der erkenntnistheoretischen Einwände ein. Ein Überblick zu Beginn eines jeden Kapitels, eine Zusammenfassung am Schluss, Fragen und Übungen, die die Erarbeitung und Vertiefung des Stoffes erleichtern, sowie eine übersichtliche Gliederung und Literaturhinweise machen das Buch zur Basislektüre für Studierende.

Uwe Meixner lehrt Theoretische Philosophie an der Universität Augsburg und an der Hochschule für Philosophie in München.

Die Herausgeber

Dieter Schönecker, Professor für Praktische Philosophie an der Universität Siegen.
Niko Strobach, Professor am Institut für Philosophie der Universität des Saarlandes.

www.wbg-wissenverbindet.de
ISBN 978-3-534-24306-8



WBG 
Wissen verbindet